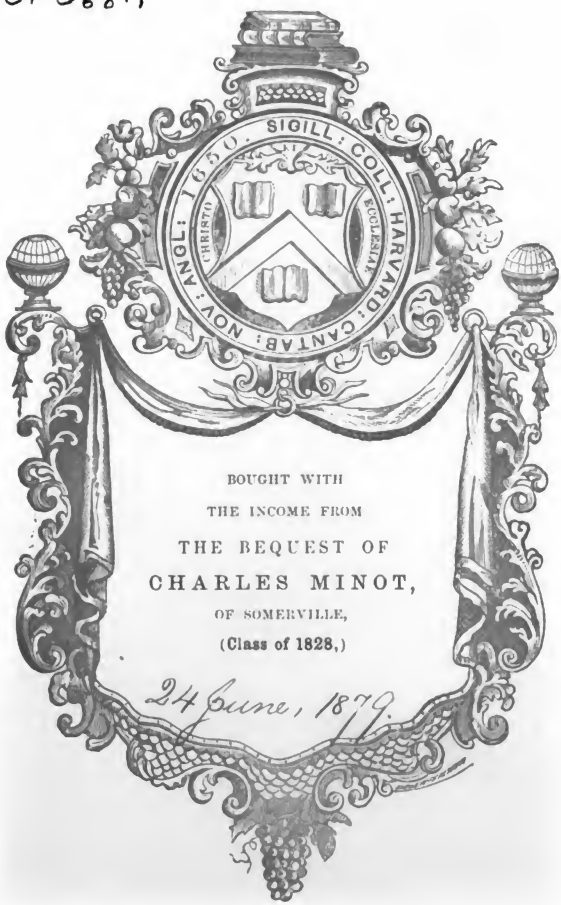
HN XLBP T

BP368.1



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
24 June, 1879.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur.

Dritter Jahrgang.

Fünfte Abtheilung.

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Zweyter Band.

Neuntes bis sechszehntes Heft.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Digitized by Google

~~IX. 250~~
BP 368.1

1879, June 24.
Klaunot funel.

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

für

Philologie, Historie, schöne Literatur

und

Kunst.

Dritter Jahrgang.
Zweyter Band.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1810.

Digitized by Google

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Neuntes Heft.

Almanach aus Rom für Künstler und Freunde der bildenden Kunst. Erster Jahrgang. Herausgegeben von F. Sickler und C. Reinhart in Rom. Mit (13) Kupfern und (2) Charten. Leipzig bei G. J. Göschen 1810. In grofsem Format 306 Seiten. (4 Thlr.)

Es ist ein besonders glücklicher Gedanke, von Rom aus für die Unterhaltung und Belehrung der Kunst- und Alterthumsfreunde in Deutschland zu sorgen. Dort bietet sich Fülle des mannigfaltigsten Stoffs für ein solches Unternehmen mehr als irgendwo dar, und die Stimmung, ihn aufzunehmen, kann nirgends günstiger seyn, als wo ein grofser Kunststaat den Betrieb des Einzelnen wie mit einem Vaterlandsgeist befeuert. Die Hrn. Herausgeber sind seit langer Zeit einheimisch in Rom, besonders der mit Recht berühmte, kraftvolle Landschaftsmaler Hr. Reinhart.

Obgleich die Zeitumstände den Anfang des Unternehmens nicht begünstigt haben, so gehört doch diese erste Lieferung zu den erfreulichsten, dießmaligen Neujahrsgeschenken der Literatur, dem man einen ungewöhnlichen Antheil des Publicums versprechen darf, und wünschen muß. Da in der Folge vielleicht mehrere Deutsche in Rom theilnehmen, und die Her-

Digitized by Google

ausgeber, welche die Verlagshandlung, wie sich beym ersten Blick ergibt, trefflich unterstützt, bey erwünschter Aufnahme ihren Eifer ohne Zweifel verdoppeln werden, so lassen sich von der Fortsetzung des angefangenen Werks die schönsten Hoffnungen fassen.

Eine vollständige Anzeige und Kritik von dem mannigfaltigen Inhalt dieses ersten Jahrgangs zu liefern, ist um so weniger nöthig, als schon der Titel die Neugierde ziemlich allgemein zu dem Werk selbst führen wird. Gegenstände von besonderem Interesse darin sind:

In Hinsicht auf alte Kunst, eine colorirte Abbildung der Göttin Roma im Palast Barberini, die aber in der Beschreibung viel zu hoch gesetzt ist. Die Composition gehört ohne Zweifel nicht in die besten Zeiten der Kunst; die Victorien auf den Schultern, die am Sessel angebrachten Gänse, als Anspielung auf die Rettung Roms ziemlich lächerlich, und überhaupt die große Ueberladung zeugen hinlänglich dafür. Nur in Hinsicht der wohlerhaltenen und mannigfaltigen Farben könnte das Bild allen andern antiken Gemälden vorgezogen werden, wenn sich nicht immer noch zweifeln ließe, ob es nicht, so wie sein interessantes Gesellschaftsstück, die Venus mit Amorinen, nur minder, retouchirt worden sey. Der beygefügten Uebersetzung der Ode an Roma (die der Erinna unmöglich zugeschrieben werden kann, wenn man sie nicht, wie mehrere thaten, auf die Stärke bezieht, sondern auf Rom) sieht man freylich die lange Abwesenheit des Verfs. aus Deutschland nicht zu ihrem Vortheil an. Sodann gehört hierher ein altgriechisches Basrelief, das bey Gelegenheit einer Beschreibung des Sees von Nemi mitgetheilt wird, in der sich Herr Sickler, wie sinnreich, ans Herz greifend, und unerschöpflich auch die Natur an diesem Orte ist, doch durch ihre Eindrücke weniger hat hinreissen lassen, als durch die Erinnerungen der Vorzeit, die ihn durch ganz eigenthümliche Thatsachen, zum Theile im Charakter des Orts, ebenfalls ausgezeichnet hat. Jenes Relief fand der

Digitized by Google

spanische Cardinal Despuig 1791 in der Nähe des größeren ariciniſchen Dianentempels, ließ es ſtechen, und nur unter Bekannte austheilen. Nach dem größeren Kupferſtich, den wir davon in Händen haben, ſind Formen und Ausdruck in der Verkleinerung getreu wiedergegeben. Hr. S. befolgt die, unter jenem Stich bemerkte Erklärung, nach der es den, aus Pauſanias u. a. bekannten ſonderbaren Gebrauch darſtellt, daß der Prieſter der tauriſchen Diana im kleineren Tempel am Ufer des Sees immer ein ſeinem Herrn entflohener Sclave ſeyn mußte, der ſeinen Vorgänger in einem Zweykampf getödtet hatte. Zu dieſer Erklärung hat ohne Zweifel der Ort der Auffindung Anlaß gegeben, ob er gleich ziemlich entfernt von dem kleineren Tempel war, vor dem dieſer blutige Prieſterwechſel vorging. Rec. hat von dieſem intereſſanten, dem Publicum eigentlich hier zuerſt geſchenkten Basrelief eine andere Ueberzeugung. Es ſtellt nach ihm die Ermordung des Aegiſthos durch Oreſtes vor. Gegen die andere Erklärung ſtreiten erhebliche Gründe. 1) Wir kennen gar keine Sujets, die nicht in der griechiſchen Fabel oder Sitte und Charakter gegründet wären, in griechiſcher Arbeit. 2) Das Coſtüm der beyden Männer iſt nicht prieſterlich, ſondern in beyden gleich heldenmäßig durch das Nackte, und allenfalls königlich durch die Kopfbinde. Der Sclave müßte um ſo weniger ununterſchieden vom Prieſter im Coſtüm ſeyn, je abentheuerlicher er ſeinen Stand verändern wollte. Der Contraſt zwiſchen beyden Perſonen wäre in der bildenden Darſtellung weſentlich. 3) Die beyden wehausrufenden ſymmetriſchen Figuren an den Enden drücken, gleich einem anweſenden Chor, Grauen und Schmerz über die Scene durch ihre Bewegung aus. Ein geheiligter und häufig vorkommender Gebrauch, ſo barbariſch er auch war, dürfte ſolchen Effect gar nicht machen. Aber, wird man einwenden, der andere angenommene Gegenſtand iſt nicht vollſtändig abgebildet, es fehlen Perſonen (Pylades und die Mutter im Todesmoment), die in die Ge-

Digitized by Google

schichte nothwendig verflochten sind, sie läßt sich ihrer Natur nach nicht trennen und schmälern. Wir antworten, die Arbeit ist sichtbar von so roher Zeit und Art, daß es uns wenig wundern dürfte, wenn der Stoff unvollständig, nicht in der ganzen Schauerlichkeit und Klarheit, womit ihn Dichter und Künstler, die wohlbekannt sind, aufgefaßt haben, dargestellt wäre. Wie aber, wenn der Muttermord aus Euphemismus mit Bedacht nicht ausdrücklich vorkäme, und nur aus dem Blick des Orestes auf die ihn abwehrende Mutter zu errathen und zu suppliren wäre? Bey Aeschylus führt allerdings Orestes seine Mutter zu dem ermordeten Aegisthos. Inzwischen ist es eben so natürlich, daß sie zu der Scene hinkommt, und männlich, wie sie war, den Mörder, der eben scheint den zweyten Stoß geben zu wollen, umsonst zwar, anhält. Zu dieser Deutung paßt die einzige noch übrige Figur vollkommen, als Elektra. Ruhig sieht sie zu, und scheint zu erwarten, daß Orestes sich nun gegen die Mutter wenden werde. Pylades fehlt, so wie er in der noch sparsamen Tragödie stumme Person ist, auf diesem noch kärgeren Kunstwerk ganz. Es ist übrigens unentschieden, da der Marmor nicht selbst zu untersuchen ist (wäre dieß, so müßte auch die Frage aufgeworfen werden, ob nicht dieses das älteste bekannte griechische Werk sey?), ob er nicht abgebrochen, die Handlung nicht vielleicht in einer zweyten Scene vollendet war. Sophokles und Aeschylus trennen ja den Vorgang in zwey Scenen. Uebrigens hat das bekannte vaticanische Relief, Mus. Pio-Clem. T. V, tab. 22, das Heeren in Rom, und Eckhel (Choix de pierres grav. du cab. de l'Emp. tab. 20) zuerst richtig erklärten, und von dem außer den beyden von Heeren genannten Copieen noch eine dritte in fragmentarischem Zustand ins Mus. Chiaramondi gebracht worden ist, in nichts mit unserer Composition Aehnlichkeit, und gehört einer ganz andern Zeit an. Dieser Stoff aber ist dem Ort, wo man das Relief gefunden, nicht weniger angemessen, als der andere. Denn Orestes hatte, nach der Tradition bey Servius, den Dienst der taurischen

Digitized by Google

Diana dorthin verpflanzt, und seine ganze Geschichte hatte also daselbst Wichtigkeit. Die Diana mit der Hirschkuh, wie sie bey der Opferung Iphigeniens erschien, die man da gefunden haben soll, und die jetzt in Paris ist, beweist, wenn sichs nicht von selbst erwarten ließe, daß die Geschichte dieser Familie eine große Rolle in der Religion des Ortes spielte. — Mit Recht wird von Hrn. S. die Arbeit für griechisch genommen. Als Argument dafür läßt sich noch das anführen, daß, nach unserer genauen Erkundigung, das Monument von Marmor ist, was von keiner einzigen etruriſchen Arbeit erweislich ist. Nur wünschten wir die Ansicht weg: „Es ist in der Epoche verfertigt, wo der ägyptische Stil sich in Griechenland zum Griechischen zu bilden begann.“

In topographischer Hinsicht möchten vielleicht die Bemühungen des Hrn. S. am verdienstlichsten, sein Blick am richtigsten seyn. Es wird der Emissar des Albanersees beschrieben, und dabey auch die Frage gelöser, wie das Ablassen desselben mit der Einnahme von Veji in Verbindung habe gesetzt werden können, und zwar sehr wahrscheinlich so. Der Priester von Veji, den man sagen hörte: ihr werdet Veji nicht erobern, als bis ihr das Wasser aus dem Albanersee abgeleitet habt, sey stolz auf die Vorzüge der Etrurier im Bauen gewesen, und habe die Römer verachtet, die wohl keine Minen machen würden, ohne die Veji nicht genommen werden konnte, so lang sie das plözlich gestiegene ängstigende Wasser nicht einmal ableiten könnten. Das andere Motiv, durch tiefgehende, nicht oben ausgeführte Ablassung des Wassers das innere Uferland zu gewinnen, ist überflüssig, da das Mystische, das man in jenes Wort gelegt hatte, an sich schon mächtig genug, und mächtiger als alles wirken mußte. Immer möchte man nicht recht thun, in die Erzählungen der ältesten Art Zusammenhang bringen zu wollen; denn schwerlich möchte unser Hang zum Zusammenhang ihrer Neigung zum Räthselhaften immer gewachsen seyn, und siegen. — Eine Charte von Italien bezeichnet uns außer allen Vulcanen des Landes 23 an der

Digitized by Google

Zahl, meist verschüttete Krater, die eine Linie durch ganz Italien bilden auf der Seite des Mittelmeers, und mit einer größeren von Pol zu Pol in Beziehung gesetzt werden, alle cyclopischen und römischen Constructionen, die noch vorhanden sind. Der ersten sind in Toscana und dem Kirchenstaate 19, in Sicilien 15 angegeben (Dodwell fand in Griechenland 26). Die ähnlichen versprochenen Specialkarten würden Reisenden sehr dienlich seyn. Der Geburtsort des Cicero wird von einem Inselchen des Fibrenus auf ein anderes versetzt, und von seinem (so viel uns bekannt ist, nicht erwiesenen) Formianum und andern Villen gesprochen.

Der Biographie von Raphael geht das florentinische Porträt von Raphael voran, das zwar unvergleichlich gemalt ist, aber in Hinsicht des Ausdrucks und der Wahrheit doch der, nach der Todtenmaske gemachten Büste und dem, damit ganz übereinstimmenden Bild in der Schule von Athen weit nachsteht. Die Lebensbeschreibung mit der Einleitung dürfte von einem bekannten artistischen Schriftsteller in Deutschland herrühren. Vollständigkeit, in Ansehung der Gemälde, war nicht Zweck; doch müssen wir bemerken, daß das sposalizio der Madonna (S. 105) jetzt in dem Institut zu Mailand ist, wo man es für 60,000 Liren von einem französischen Officier gekauft hat; und daß die Tapeten keineswegs durch ganz Europa verstreut, sondern wieder in Rom sind. Sie wurden Pfingsten 1808, an einem herrlich klaren Tage, zum erstenmal wieder ausgehängt; man hat sie in Livorno wieder gefunden, und der Papst soll sie sechs Monathe zuvor für 24,000 Scudi an Ländereyen in der Mark zurückgekauft haben.

Ein Aufsatz über die Entstehung der christlichen Kunst und ihre Religionsideale hat gar viel Schiefes und Unerreichtes, und die Aufzählung der christlichen Sculpturen und Malereyen aus den Zeiten des Verfalls konnten nur sehr unvollständig seyn. Lieb war uns die Geschichte der Beatrice Cenci, in deren Charakter Hippolyt und Elektra zusammenschmelzen, und deren grandiose Auffassung die alte Zeit in die neue Zeit

Digitized by Google

unverändert einführen würde, wenn die Hauptperson nur nicht zu einsam da stände.

Vorn sind in Kalenderform die antiken Künstler und ihre Werke aufgezählt. Die allgemeinen Bemerkungen dabey sind meist vag. Hinten steht ein Addreßkalender der jetzigen römischen Künstlerrepublik, der ohne Anspruch auf Vollständigkeit zu machen 237 Personen zählt.

Recensionen von Kunstwerken in Rom selbst zu schreiben, hat sein Verdrießliches, doch könnten studirte Beurtheilungen der, jetzo nicht selten dort entstehenden wahre Meisterwerke, wenn sich der Darsteller über alles Persönliche erheben wollte, ohne Unannehmlichkeiten dort, und mit Vortheil für uns geliefert werden. In die, hier mitgetheilten Kunstnachrichten hat sich Kritik fast gar nicht eingemischt. Sie sind übrigens magerer, als man erwarten sollte; und zum großen Theil sehr alt. Es läßt sich auch mancherley dagegen erinnern, wenn z. B. S. 287 Camoccinis Darstellung Jesu im Tempel so gering genommen wird, oder wenn S. 291 die Transfiguration mit der Kreuzabnahme von Daniel von Volterra oder gar mit dem Hieronymus von Domenichino zur Dreyzahl der vollendetsten Gemälde zusammengestellt ist, woran gemeine römische Tradition Schuld hat. Die Ruinen von Ostia stellt sich auch niemand nach S. 285 richtig vor. Palmaroli (S. 290) besitzt nicht allein die Kunst, Frescogemälde abzunehmen. Es erfand zu gleicher Zeit mit ihm der Prof. Martelli eine eigene ebenfalls probehaltige Manier, die er jedoch geheim hält. Einige Nachricht davon findet man in den Memorie encicloped. di Roma 1807 S. 37 — 41. Aus der Schrift des Florentiner Macali S. 298) wird man besonders auch eine Menge in den alten etrurischen Städten gefundener Reliefs kennen lernen, die in Hinsicht der Sitten, Gebräuche und Kleidung sehr merkwürdig sind, und im Mythischen, z. B. der Geschichte der Sieben vor Theben, der Fabel des Oedipus von den bekannten ganz abweichende Züge enthalten sollen. Sehr unglücklich wird S. 301 die ursprüngliche Bestimmung

Digitized by Google

des Pantheon zum Schwimmteich daraus gefolgert, daß sich der Kuppelraum, wenn der Boden überschwemmt ist, im Wasser spiegelt. Um eine vollkommene Weltkugel zu sehen, zu welchem Zweck auch schon Italiäner das Gebäude haben erbaut seyn lassen, müßte man dann, wie der Referent auf die Kuppel hinaufgeklettert, und dieß die Hauptbestimmung des Gebäudes gewesen seyn. Denn schwämme man unten darin, so sehe man nicht eine Kugel, sondern, da das Gebäude schon der Kugelform nahe kommt, etwa eine eyförmige Gestalt. Nur von oben verkürzt sich die Länge des aufeinander gesetzten Gebäudes und Wasserbildes so, daß sie dem Durchmesser der Breite gleichen mag. S. 264, 2. Z. v. unten: ist enthauptet zu lesen statt entmannt.

Reinhart hat in flüchtiger und derber Manier drey landschaftliche Zeichnungen beygegeben, die Farben- und Lichteffecte wenig affectiven, aber den Charakter der Formation sehr wohl ausdrücken, und, was den See von Nemi und das Tiberthal gegen Fidenä betrifft, vom glücklichsten Standpunct genommen sind. Der Emissar des Albanersees, wo sich in und um die etruriſchen Werkstücke einige grüne Eichen, deren seltenes Gewächs mit dem alten Gebäu trefflich harmonirt, vor alten Zeiten eingewurzelt haben, ist als ein merkwürdiges Fragment einer Landschaft zu nehmen, nicht als ein Ganzes.

Li Bassirilievi antichi di Roma, incisi da Tommaso Piroli colle illustrazione di Giorgio Zoëga, publicati in Roma da Pietro Piranesi. Distribuz. XII, XII, XIV. 1808. kl. Fol. (Jedes Heft 2 fl.)

Früher haben wir die ersten elf Stücke bereits angezeigt, und fahren hier fort, die folgenden Hefte den Lesern unserer Jahrbüchern vorzuführen.

Das zwölfte Heft enthält:

64) Herakles unter den Hesperiden. Fragment eines merkwürdigen, nur von Beger, Herc. ex art. reliqu. T. 12, und hier zuerst mit Ergänzungen publicirten Werkes aus der besten griechischen Zeit. Die Poesie desselben ist ganz

Digitized by Google

eigen. Hier ist keine der zwölf Thaten, sondern, gleich Apollon jugendlich, stark wie Ares, und ruhig wie Zeus nach dem Titanensieg, sitzt der Held am Ziel der Thaten, in fröhlicher Umgebung der Siegeszeichen, vom Drachen sanft geküßt, von den Nymphen nicht geflohen, sondern willig von ihnen durch die Frucht belohnt, die in den gymnischen Spielen früh den Sieger bezeichnete, die darum von der Iris zum Streit, von der Nemesis zum Lohn geboten wurde, und in der auch Herakles seinen Lohn findet, nicht nahe, sondern am fernsten Ziel, wie es ihm ziemt. So ist mit leichter Hand die Wurzel der Dichtung aufgedeckt. Die Nymphe, die vor Herakles mit dem Zweige steht, gehört zu den herrlichsten alten Figuren. Die Beugung des rechten Arms, die an den Wink der Nemesis erinnern könnte, beziehen wir doch lieber auf die, mit Muße betrachtende Neugier, mit der sie dasteht, und sich in ein Gespräch einzulassen scheint, da diese Bewegung so natürlich ist beym weiblichen Geschlecht, wenn die Geberden noch nicht verkünstelt sind. Die, vor allen schöne Vase bey D'Hancarville I, 127 scheint dem Verf. denselben Gedanken auszudrücken. Er sammelt übrigens die verschiedenen Traditionen in Bezug auf einzelne Umstände dieser Dichtung. 65) Herakles die Echidna erschlagend. Unedirt. Der einzige Marmor, der diese von Herod. 4, 8 erzählte isolirte Episode enthält, die auf einigen Münzen eben so, d. i. Echidna in zwey Schlangen, nicht in Eine endend, vorkommt. Der Verf. vermuthet, sie sey zum Spott der Scythen erfunden, die in griechischen Städten als Sbirren dienten, und darum überhaupt verachtet waren. 66) Streit zwischen Herakles und Apollon über den Dreyfuß. Unedirt. Die, vornehmlich aus Paus. und Apollodor, aber keinen vorhandenen Dichtern, bekannte Geschichte ist wahrscheinlich nach einem berühmten Urbild (vielleicht dem bey Paus. 8, 37) häufig mit geringen, hier genau verglichenen, Abweichungen dargestellt worden, am schönsten nach dem Verf. in dem Basr. in einem Hause zu Velletri. (Doch ist das im Palast Nani in Venedig auch

Digitized by Google

von höchſt merkwürdiger Arbeit). Die Sache iſt ganz dem hiſtoriſchen Charakter des Amphitryoniden angemeſſen, und der philoſophiſche Conſul (Cic. de nat. Deor. 3, 16), über dieſe Kleinigkeiten zu ſehr erhaben, folgte, indem er dieſe Fehde mit der Pythia einem andern von den vielen Herculeſſen zuſchreibt, wahrſcheinlich einem dunklen Grammatiker. So viele auch den Herakles in der Mehrzahl annehmen, ſo will doch Z. mit Plutarch nur Einen in Hellas, von dem man ſich erinnert, gedichtet und gefaſelt habe. Zum letzten zählt er auch, wenn man vielleicht im vorliegenden Mythos etwas Myſtiſches fand, ihn vielleicht auf den Propheten Herakles, des aſtronomiſchen und grammatiſchen Herakles Genoſſen, bezog, indem man ihn, wenn dieß nicht wegen des heiligen Dreyfußes an ſich war, ſo häufig zu heiliger Decoration an Aren, Candelabern, Brunnen von Sacrarien ꝛc. gebrauchte. Daß dieß die Beſtimmung geweſen, ſchließt der Verf. aus dem, dem älteſten genau nachgebildeten (archaiſtiſchen) Stil in allen dieſen Bildern, der der eigentliche heilige ſey. Dieß ſollte ſpäter erwieſen werden, ſo wie, daß alle Monumente in dieſem Geſchmack von griechiſchem Meiſel, von verſchiedenen Zeiten, zwar alle aus entlegener, doch minder entfernter Periode ſeyen, als man beym erſten Blick denken ſollte. Bey dieſer Gelegenheit ſind auch die Monumente geſammelt mit der Ausſöhnung des Apollon und Herakles, worunter ſich eine Vaſe aus der erleſenen Sammlung von de Roſſi in Rom, und ein von Dodwell gezeichnetes Puteal in Korinth, ſehr auszeichnen. 67) Herakles trunken. Unedirt. Hier kann man ſehen, wie fein und ſinnig der Verf. auch da erklärt, wo die Lectüre nicht aushilft, ſondern der maleriſche Blick, wo Allgemeines, und zwar mit Laune ausgedrückt iſt, und das Hiſtoriſche, an ſich nicht weſentlich, nur zur Einkleidung dient. Der Alte geht, vom Mahle kommend, nach dem Kranz zu ſchließen, auf ein Weib los, ſie mag Omphale ſeyn, die einen Sohn von ihm hatte; die Figur iſt edel, er hat ihr ſchon das Gewand zerriſſen, ſo daß ſie halbnackt iſt, ſtößt an ein Gefäß an, und wenn nicht

Digitized by Google

zwey Satyrn, bloß Carricatur ländliches Volks *), als seine Dienstgenossen, ihn hielten, würde er stürzen. Doch glaube ich vielmehr, daß ihm diese beyden nicht zu Hülfe kommen, sondern ihn mit Gewalt abziehn von dem Weibe, an dessen Hand er sich festfaßt, (nicht liebkosend), um nicht weggethan zu werden, indem einer an der Brust, der andere an der andern Hand sehr an ihm arbeiten. Des Herakles gieriger Blick nach dem nackten Leibe steht in gradem Widerspruch mit der gewandten Bemühung des einen, den Schleyer wieder heraufzuziehen, und vielleicht hat der andere die Keule, die übrigens nicht recht zu fassen ist, nicht, sie ihm aufzuheben, sondern auf ihn zu heben; denn so behandeln ihn beyde. Dadurch wird auch die Stellung des Herakles selbst faßlicher, der sich so vorlehnt und stemmt, nicht leise stolpernd, sondern gegen die Abwehr nach der Dirne zuschürgend. 78) Herakles vergöttert. Unedirt. Votivtafel, worauf besonders wichtig: 1) die Schale in der Hand des ruhenden Herakles, die einzig in Gestalt eines Schiffchens, κύμβια, Athen. 11, 9. p. 481. Die nächtliche Rückkehr des Helios von Westen nach Osten war räthselhaft. Inselbewohner stellten sich leicht vor, da er ins Meer ging, und aus ihm kam, er schiffte drin ruhend fort, und, da der gleiche Gebrauch der Wörter Schiffchen, Kessel, Schale ꝛc. für ähnliche Gefäße es nahe legte, und die, in Fluten untergehende Sonne selbst in ein Goldgefäß zu sinken scheint, so könnte dieß leicht mit dem Schiffe vertauscht werden. Als nun Herakles die von Sterblichen unversuchten Meere zu bereisen hatte, lieh (nicht schenkte, wie Visconti Pio-Clem. 4. p. 90., auch Creuzer Dionysus p. 35.

*) Dieß finden wir auch angedeutet in Lucians Θεῶν ἐκκλησία §. 4. Momos sagt, Dionysos habe seinen Chor, Pan, Silen den Lyder, und die Satyrn, die Phryger, meist Bauern und Ziegenhirten, springendes Volk, von abweichender Gestalt (d. i. mit ihnen gegebenen Besonderheiten) dem Olymp aufgedrungen. Satyrn ernten den ersten Wein. Nonnus XII fin.

Digitized by Google

ſagt) ihm Helios die bereitſtehende Schale, die einzige Fähre, die dort zu finden. Niemand ſagt, daß er ein anderes Meer, als den Ocean damit beſchifft habe. Die Komiker waren vermuthlich die erſten, in alten Dichtern findet ſichs nicht, die, um Herakles zu ſpotten, den geliehenen Kahn und den eigenen Trinkbecher des Herakles vermiſchten, was auch einige im Ernſte gethan. (Athen. II, 5. p. 469. und Macrob. Sat. 5, 21.) In Kunſtwerken iſts nicht geſchehn, des Herakles Becher taugt da nicht zum Schiffen; nur hier iſt durch die Form anſpielend erinnert worden an jenes Abentheuer. 2) Der Eber, der ſich ſo oft neben dem Herakles findet, ein Umſtand, worüber Visconti nach angeſtellter Unterſuchung doch noch Licht vermißte. Das Schwein iſt das gewöhnliche, nach einigen das eigentliche Opferthier, das man in den älteſten Gebräuchen allgemein und auch nachher beybehalten findet, es iſt daher als das Symbol der Thieropfer zu betrachten, wie die Schale der Salzmehlopfer, und der πρόχοος der Libation, und unterſcheidet den, zu den Göttern aufgenommenen Herakles von dem irdiſchen, was alle Monumente beſtätigen. Nach der Gewohnheit, den Göttern ein begleitendes Thier zu geben, betrachtete man es nachher als Attribut, bildete es nebſt Keule, Köcher und Becher auf ſeinen Altären, wie den Widder auf die des Hermes. Die einzelnen Bemerkungen ſetzen dieß vollends ins Licht. Die Vollſtändigkeit in der Erklärung dieſes Monuments und in ihr die Leichtigkeit und Einfachheit kann vorzüglich zum Muſter dienen. Der Verf. weiß einem Stoff Form aufzudrücken, der ihr meiſt gänzlich zu entfliehen ſcheint. 69) Herakles koloſſal. Fragment, von Guattani 1786 edirt. Eine Carricatur, wie Herakles unter den Pygmäen bey Philoſtr. Bild. 2, 21. An dem Becher, den er auf der Seite, auf der er liegt, hält, ſteigt an einer Leiter ein gemeiner Kerl hinauf, dem Heros unvermerkt ſeinen Trank wegzuſtehlen, wie die Komödie vorzuſtellen liebte, die ihn überhaupt gern zum Beſten hatte. Die Sculptur iſt vorzüglich. 70) Herakles ruhend, nach

Digitized by Google

der griechiſchen Ueberſchrift ſelbſt. Auch dies aus einer gewiſſen Maſſe gegoſſene, faſt von allen behandelte und oft edirte Monument erhält hier erſt vollſtändiges Licht. Nur dieſe Richtigkeit und Sicherheit des Geiſtes und der Kenntniß, das Freyſeyn von Schiefheiten und Schwächen, die in ſolchen Sammlungen faſt nirgend fehlen, beſtimmen Rec. alle einzelne Monumente anzugeben, jedes als baare Acquiſition. Die untere Hälfte des Quadrats ſtellt (dies iſt ganz Zoega'n eigen) Herakles dar, mit wollnem Mantel und nach der warmen Quelle ſpendenden Himera langend, vergl. Diod. 4, 23 Pind. Ol. 12, 27 die durch die Fackel in Händen kenntlich und von der gratiöſen Iris (dafür hält der Verf. alle nur durch Flügel bezeichnete Weiber) begleitet iſt, ſtatt von Pallas und Hephäſtos, die nach Ibykos bey Sch. Arist. Nub. 1047 Zenob. adag. 6, 49 ihr darin beyſtanden. Die Wärme des Waſſers iſt noch mehr dadurch erklärt, daß Himera und Iris es in der Schale über die Flamme eines Altars halten (Hephäſtos). Die Münzen von Himera beziehen ſich eben darauf; ſ. No. 39. Warme Bäder machten die Mädchen den Heroen vor dem Mahle, und Herakles verdiente und brauchte ſie oft genug (man nannte die Bäder ſogar herakleïſch, No. 15.) Die obere Scene ſtellt den Herakles, der ſich keiner der beyden Frauen bey Prodikos ergeben, ſondern ſich mit beyden Freund hielt, der am Mahle mit der ganzen Geſellſchaft auf der ungeheuren Löwenhaut gebettet. Er iſt umgeben von Satyrn, deren einer epiſodiſch eines Mädchens Buſen drückt, einer ihm, der ſich umblickt, wieder den Becher austrinkt. (Der Verf. bemerkte früher, das Satyreske ſey oft nur Einkleidung des Landvolks. Herakles wird, dieß ſcheint uns der eigentliche Keim dieſer Compoſitionen, wie ein Wunderthier, wo er ſich zu ruhn und zu trinken lagert, vom rohen Haufen, dem neugierigen Menſchenvolk, umgeben, die bald, weil er friedlich iſt, und ſo nutzte die Komödie den natürlichen Charakter der Halbwilden, den großen Alten necken. Ihr Haufen hat keine andere Bedeutung, als ſeine Rieſen-

Digitized by Google

haftigkeit und Behaglichkeit durch Gegen- und Nebenbild anschaulicher zu machen. Ohne umgebende Winzerluſtigkeit wäre das Trinken des ausgeſtreckten Rieſen zu kahl. Nichts Einſames gefällt.) Aus Reſten der Ueberſchriften dieſer Nebenperſonen läßt ſich ſchließen, daß ſie zugleich Länder bedeuteten, die in beſonderer Beziehung mit Herakles ſtanden. (Jedes Land empfing ihn ſo.) Auf der untern Hälfte ſind noch der Dreyfuß, den Amphitryon dem Apollon Ismenios widmete, als Herakles deſſen Prieſter war, Paus. 9, 10 — der Anfang ſeiner Geſchichte — und zwey Pfeiler, in denen, (ſo fiel uns ebenfalls früher ein) die Säulen des Herakles — das Ende — erkannt wird. Dieſe haben nun die berühmten Inſchriften mit der Geſchichte des Herakles, über die im Allgemeinen einige treffende Bemerkungen nachgeholt werden. Auf dem Grunde des Dreyfußes ſind die zwölf Thaten aufgeſchrieben. Mitten unterm Ganzen ſteht mit großen Buchſtaben: ἡρας αργειας ιερεια αδματα ενρυσθεως και αδματας τας αμφιδαμαντος ετη $\overline{N}$ $\overline{H}$, worin „auch durch eine Laune der Nemeſis der Gelehrten“ noch keiner die chronologiſche Bezeichnung der herakleiſchen Geſchichte geſehen, da doch die Geſchichte von Argos nach dieſen Prieſterinnen bekanntlich zählt. Man bezog den ganzen langen Namen auf die Himera, unter der er gerade ſteht, und kam ſo auf eine ganz unbekannte weibliche (!) Expiation des Herakles, und manches Andere, das durch ſeine Schwachheit, wie die Braut Hebe, die Winkelmann oben hinſetzte, einen Contraſt bildet, mit der Lebendigkeit dieſer Erklärung. Beyde Hälften ſcheinen nach verſchiedenen Originalen copirt unter den Kaiſern. Die untere iſt in dem heiligen Stil, (fare arcaistico o sia ieratico), der wenigſtens bis Marc Aurel fortgeſetzt wurde, wie man aus der Spes Ludovisi erſieht. Unter Hadrian ſcheint der Geſchmack für dieſe geſuchte gräciſirende Eleganz (nach uns die rechte alte ideale Weiſe, und der am meiſten maleriſche Theil der griechiſchen Kunſt) ſeltener geworden, oder geſchwunden zu ſeyn. 71 u. 72) Herakles unter den Begleitern des Bakchos. Unedirt. Die zweyte größte

marmorne Vase auf drey Tigerfüßen, eins der schönsten Marmorwerke, so viel sich aus der Kunst allein schließen läßt, und zwar „aus dem Grad des Heitern und Freyen, das von Augustus an immer mehr und mehr abnimmt, und unter Hadrian bestimmt in ein gewisses ernstes und mühsames Wesen übergeht.“ Denn der Verf. gesteht, in der Kunstgeschichte überhaupt, und besonders bey den Römern, von Winkelmann sehr abzuweichen. — Die Hauptfigur ist eigentlich Dionysos, still Freude verbreitend, nicht selbst trinkend, wie ihn nie die alte Kunst darstellt; neben ihm seine Amme Nisa, zärtlich und achtbar, einen Finger an die Brust gelegt; dann Ampelos, sich an Methe, die, wie gewöhnlich, eine breite Kopfbinde trägt, in hinschwelgendem Behagen drückend; Silen mit der Laute, ein Satyr mit Castanietten, Pan verliebt den Olympos Syringe lehrend (in Statuen eine bekannte, doch nicht hier ganz beybehaltene Gruppe), ein am Wasser unter Haberrohrgeflöte von Satyrn schlummernder Hermaphrodit, von einem andern Satyr lüstern aufgedeckt, und von zwey andern zugleich mit Verwunderung der Neuheit betrachtet, und endlich mit unwesentlichen Verschiedenheiten die obere Scene von T. 70. 73) Erziehung des Bachuskindes, Winkelmann mon. ined. Nro. 51. Der alte Dionysos, Osiris aus Nisa, erhielt in Hellas Ino zur Amme. Um aber das Fremde des Dienstes zu erklären, und es mit dem Eigenen zu amalgamiren, ließ man Ino durch Here rasend werden, und das Kind durch Hermes zu den Nymphen von Nisa bringen, die hier, wegen der Gesellschaft des Silens, anzunehmen sind. Pherekydes aber erzieht ihn im thesprotischen Hain, eine andere Fabel in Dodona. Nota 14 ist aus mon. ined. Nro. 52 (jetzt wie 53 in Paris) die Flucht des kleinen Bacchus auf dem Widder von Böotien nach Dodona, wahrscheinlich eine Fabel des Pherekydes, aus dem Scholiast des Germanicus p. 85, da sie sonst nirgends bekannt ist, bemerkt worden. 74) Bacchus auf dem Panther. Notiz. sulle ant. di Roma 1786 Oct. Auf dem laufenden Panther eilt, wie

Digitized by Google

Triptolemos mit der Saat, der Gott durch die Welt mit gießender Schale, Pan führt, eine Mänas flötet, ein Amorin, wie öfters, zur Belebung, eine liegende Naïs, die aus ihrer Urne Waſſer gießt; Acheloos Gabe gemiſcht mit der des Bacchus, beyde bedarf der Menſch. (Die Griechen lieben überall Parung, Symmetrie, Gegenſatz, daß nichts iſolirt ſey, ohne Beziehung und gleichſam Handlung). Dieſe Erklärung ziehn wir der hiſtoriſchen vor, die den Zug von der Naïs Dike und dem beſiegten Pentheus nach Athen führt. Drey ähnliche Monumente ſind verglichen. 75) Bacchus des Orients Bezwinger. Winkelmann mon. ined. 57. Seine ſchöne Erklärung, daß der äußerſt zart gezeichnete Dionyſos den Beſiegten Gnade ertheile, wird hier bewieſen durch ein Basrelief im neuen Mus. Chiaramonti, das die Niederlage des Deriades, Nonn. 40, 60 sq. und Gnadeflehende enthält. 76) Fragment aus Bachus Triumphzug. Unedirt. Von fakinartigen Satyrn getragen eine Trage mit Beute, nämlich einem großen Krater und Gefangenen, wie bey den römiſchen Triumphen, die im Bacchiſchen gern ihr Vorbild ſehen, und aus denen eine Eigenthümlichkeit, die ſonſt nicht vorkommt, hier in jenes hineingebildet iſt. 77) Dionyſiſcher Zug; denn der unbeſtimmt gebrauchte Ausdruck Bacchanal iſt überhaupt unrichtig. Unedirt. Die dionyſiſche, von Künſtlern und Dichtern unerſchöpflich mannigfach behandelte Fabel, in der ſich Göttliches und Menſchliches küſſen, und alle ernſten und muntern Gedanken befaßt ſind, wollte der Verf. ſpäter, wenn man das Einzelne kennte, in ihrem Ganzen beleuchten. Ihr hatte er ganz vorzüglich nachgeforſcht, und er hatte ſie in dem ſprudelnden Born des Lebens beſchaut, in dem ſie ſich ſtets friſch gebadet. Seine Erkenntniß, Gefühl und Geſpräch darüber waren unvergleichlich; eine auffallende Erſcheinung, wie unter manchen ungünſtigen Bedingungen des Lebens das Alterthum dennoch, nicht dem todten Wort, ſondern der That nach, im Geiſt erweckt werden kann. — Die beyden erſten Gruppen, Dionyſos und Silen auf Wagen, ſind

Digitized by Google

sorgfältig verglichen mit ganz verwandten im Mus. Pio-Clem. 5, 18. Die dritte ist, hinter einem Felsen schlafend, Hermaphrodit, ganz in der Lage des borghesischen, von Pan und Satyrn, die aber bis auf einen Rest abgestoßen sind, betrachtet, indessen (denn gewöhnlich interessiren sich poetische Wesen für diese Unmuthigen) Hypnos Schlummer auf ihn träufelt, Pan abhält ihn zu wecken. In dem Ganzen ließe sich auch ein mystischer Sinn finden, und oft legten die Alten in Werke der Poesie und Kunst doppelten Sinn; aber von dieser Art der Auslegung ist ein großer Mißbrauch gemacht worden. 78) Bacchische Procession von Kindern. Bey Cavaceppi vacc. t. 3, t. 33, von Pavonazetto, und auch in der Ausführung ist mehreres Sonderbare. Dionysos steigt in den Wagen trunken, einiges spielt auf Weinlesefreude an. Die römischen Künstler travestirten gern Götter, Heroen, und jede Gattung von Personen in Kinder. Todtengefäße für Kinder, die Idee, daß jede Gottheit untergeordnete Dämonen habe, die als leichte, bewegliche Wesen wie Kinder gedacht werden konnten, und Philosopheme und Phantasieen über die Seele der Sterblichen mögen zusammen die Menge der Amorinen, Psychen und ungeflügelten Kinder, die Fabeln agiren, veranlaßt haben, wenn sich auch nicht bestimmen läßt, was zuerst. (Uns scheint, daß komische Tendenz und Humor auch ihren guten Antheil haben.) 79) Akratos und Eros. Liebe und Wein umarmt, Anakreontisch; Aegle voran mit dem Tympanum. Cavaceppi vacc. t. 3, t. 46, und eine nicht vollständige Wiederholung bey Caylus rec. 5, 71. Der Ausdruck, den Zoega in die Gruppe legt, bleibt zweifelhaft, da bey allem Niedlichen der Zeichnung in einem so kleinen Werkchen doch eine Willkührlichkeit, oder Zufälligkeit eben so wahrscheinlich ist, als eine complicirtere Erfindung. 80) Wagen des Priapos. Unedirt. Von einem Panther und einem Ziegenbock gezogen, die dem Dionysos und der Aphrodite Pandemos gehören, lernt beyder ungestaltes neugebornes Kind Priapos von Silen die Zügel der ganzen Natur lenken. Den Priapos leitet

Digitized by Google

Zoega, (so wie T. 77 den Pan) aus Aegypten her; er sey mit dem alten griechischen Hermes Ithyphallos vermischt und in dieser Gestalt gemein geworden. Eine Untersuchung, die sehr zusammenhängt. 81) Zagreus von den Titanen zerfleischt. Unedirt und einzig, aber sehr beschädigt. Persephone war aller Götter Verlangen, die Mutter barg sie, den Krieg der Nebenbuhler zu meiden, in eine Höhle, und gab ihr ihre Drachen zu Wächtern. Zeus schlich als Drache ein, und zeugte den stierköpfigen Zagreus, der sogleich den Blitz schleudern konnte. Er umgab ihn mit Kureten, aber die Titanen schlichen durch Here, in erlogener Gestalt, schmeichelnd ein, und zerschnitten das Kind. So erfuhr es der Haufe der Geweihten am Eingang; den geheimen Sinn spricht keiner aus. So sehen wirs, so zeigt es zuerst Z. auf diesem Fragment. Einer der Kureten ist noch dabey erhalten. (Jakchos als Kind findet Z. auch im Mus. Pio-Clem. 2, 1, geflügelt mit der Fackel wie Paus. 1, 2, und nicht Amor und Psyche, sondern Kora und Hades und die Danaïde als Symbol der Nichtgeweihten.) Pallas rettete dann noch das Herz, Demeter gab ihm einen neuen Leib, und Apollon mußte am Nabel der Erde die Stücke begraben. Die Schriftsteller über den ersten kretischen Dionysos, Nachbildung von Osiris und Apis, von Euripides in den Kretern an bis auf Nonnos, sind geordnet. Aus ihm entsprang Sabazius und die korybantischen Mysterien, Bassareus und das Orphische, und zuletzt der thebische Dionysos und die bacchischen Orgien. 82) Orgischer Tanz. Mon. ined. Nro. 60. Energischer ist nirgends der Orgiasmus der bacchischen Bergstreifereyen gezeichnet. Die nicht natürlichen, sondern aufgesetzten drey Hörner des Satyrs vermuthet Z. als Symbol der trieterischen Orgien; auf dem Arm hält er einen Sonnenschirm, dem weiblichen Lyäos eigen, Pollux 10, 5, 127. Ganz anders Winkelmann. 83 u. 84) Chöre von Mänaden. Zoegas Tod hat dieß Werk zu früh geendet. Es können nur noch einige Hefte folgen. Die, wie uns dünkt, in den letzten

Digitized by Google

Stücken immer wachsende Treflichkeit der Arbeit müßte allein dem Kenner den Tod des edlen Mannes schmerzlich fühlbar machen, käme auch nichts anders in Anschlag. Da ein guter Schriftsteller seine Arbeit oft in ein paar Worten besser bezeichnet, als fremde Auffassung in vielen, so setzt Rec. wenige Zeilen aus einem Briefe Zoegas her, die einige setzt vorgekommene Nummern berühren. Vi sono, lo sò, alcuni articoli scurotti, volta per necessità, quando le circostanze no permettono, che mi dilunghi sulla materia per portarla a tutta chiarezza, volta per capriccio, ove non a tutti intendo d'essere chiaro, volta anche per fretta è trascuransa. — — — Ancho per le fatiche d'Ercole, articolo studiatissimo, dove ho fatto il possible acciò indicare, quanti monumenti vi spettano, ho di poi scoperti non pochi, che restano per l'addenda. — — Nelle distribuzioni susseguenti troverete alcuni articoli ove mi sono divertito à scrivere quel che ho voluto è nel modo ch' ho voluto, senza troppo curarmi, che cosa se ne giudicherà, come nell' Ercole frà le Esperidi, Acrato ed Erote, Zagreo è i Titani. Rassodie di questa natura mi son di sollievo. Dell' Ercole riposante, ch' anche quello a scriverlo m' ha fatto piacere, desidero sapere, che cosa se giudichi. Mi sono scapricciato a dire di molte cose nuovo sopra un monumento logorato da' interpreti ed a combattere de' sommi uomini, ma il monumento merita, che altri appurino, se ho avuto ragione ò torto. Il fasciculo XV escirà il mese entrante. Del XVI avevo cominciato à stendere il primo articulo, quando i freddi stravaganti m'inabilitarono d'ogni applicazione. Mal di testa è di stomaco è dolori per le membra. Trè giorni di neve. Ora piove è comincio à sentirmi meglio. — — —

T. Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes: Prooemio, breviariis librorum, indice rerum locupletissimo, ta-

Digitized by Google

bulis chronologicis historicisque, et commentario perpetuo seorsim edito, instructi a Ge. Alex. Ruperti. Göttingae, ap. Car. Frid. Ruprecht. 1807. 1808. Volumina VI. 8.

Es war ein guter Gedanke, den der sel. Meierotto in seinen Dubiis S. 71 ff. ausführte, daß es höchst wünschenswerth und zweckmäßig sey, zur gemeinnützigern Verbreitung der Lectüre der Classiker solche Ausgaben derselben zu veranstalten, in welchen hauptsächlich, mit Beseitigung der Gelehrten und der Anfänger, für die dazwischen liegenden Leser gesorgt würde; also für solche Geschäftsmänner, welche in ihren für die Erholung und Ausbildung des Geistes bestimmten Stunden die musterhaften Werke des griechischen und römischen Alterthums, ohne große Anstrengung und ohne sich mit einem gelehrten Gerüste zu umringen, studiren wollen. Aber auch für solche Jünglinge müssen diese Aufgaben eingerichtet seyn, welche mit Sach- und Wortkenntnissen versehen, die Alten für sich zu lesen und zu studiren, oder sich auf ihre Lectionen vorzubereiten, oder sie zu wiederholen Lust haben. Selbst den Lehrern, welche das philologische Studium nicht zu ihrem Hauptgeschäft gemacht haben, oder die nöthigen Hülfsmittel sich nicht anzuschaffen vermögen, können sie nützlich werden. Die Aufgabe, solche Ausgaben zu liefern, ist keine Kleinigkeit. Denn sie sollen sich von den gelehrten, in welchen Kritik die Hauptsache und die Erläuterung ein Nebenpunct zu seyn pflegt, eben so weit entfernt halten, als von den nüchternen und geschmacklosen eines Minellius, Sincerus, Gottschling und Junker. Der Besorger solcher Ausgaben wird sich einen gebildeten Geschäftsmann gegenwärtig denken müssen, um weder zu viel noch zu wenig Sprachgelehrsamkeit, Kritik und dergleichen anzubringen, oder um nicht zu viel mit seiner Belesenheit zu prunken, und seine Noten mit Citaten anzufüllen, sondern nur das anzuführen, was zur Sache gehört, wobey jedoch eine geschmackvolle Gründlichkeit nicht aus den Augen gelassen werden darf.

Digitized by Google

Diesen Plan suchte Hr. Ruperti, damals Rector des Gymnasiums zu Stade, jetzt Garnisonsprediger und Consistorialrath daselbst, in Verbindung mit mehrern Gelehrten vom J. 1801 an auszuführen. Er übernahm die Redaction dieses Unternehmens, und Hr. Dieterich zu Göttingen den Verlag. Im J. 1804 erschienen Juvenal von Ruperti, Persius von König, Cicero de Legibus von Wagner, Curtius von Schmieder, Cornelius Nepos von Tzschucke; im J. 1805 Plautus von Schmieder, Taciti Annales von Ruperti, und Valerii Argonautica von Wagner. Nun gerieth das Werk ins Stocken, vermuthlich wegen der ungünstigen Zeitumstände. Hr. Ruperti änderte für diese Arbeit den Verlag, und besorgte die Ausgabe in sechs Bänden.

In dieser Ausgabe und Erläuterung des Livius, zu deren Anzeige wir mit Uebergehung der früheren, in unsern Plan nicht gehörigen Ausgaben der Sammlung schreiten, ist der Herausgeber dem, vor neun Jahren öffentlich bekannt gemachten Plane größtentheils treu geblieben. Die Einleitung, Inhaltsanzeigen, das Register und die Tabellen machen seinem Fleiße Ehre. Dieses alles ist dem Texte in den ersten vier Bänden beygefügt worden. Die letzten zwey Bände enthalten den Commentar; beydes wird besonders verkauft nach der bekannten Einrichtung dieser Ausgaben. Text und Commentar ist ziemlich rein von Druckfehlern. Dieser ist zwar hauptsächlich auf Erläuterung angelegt, gleichwohl ist die Kritik darüber niemals aus den Augen gesetzt worden. Ueberall hat der Hr. Herausgeber seine Vorarbeiter, deren kritische und exegetische Bemerkungen und Erklärungen größtentheils in der drackenborchischen Ausgabe befindlich sind, mit Ueberlegung benutzt, die strothschen, döringschen, bauerschen, ernestischen, schäferschen, matthiäschen u. a. Beyträge dieser Art sorgfältig zu Rathe gezogen, und sie entweder unverändert, oder in guten Auszügen seinen Commentaren einverleibet. Hiezu kommen Hrn. R. eigne Bemerkungen, die sich durch Zweckmäßigkeit sowohl als Gelehrsamkeit auszeichnen, und nicht selten mehr

Digitized by Google

darbieten, besonders in Hinsicht der Citationen, als der Plan zu gestatten scheint. Um den Lesern eine Probe der Behandlungsart vorzulegen, könnten wir jedes beliebige Capitel wählen, wenn nicht der Plan dieser Zeitschrift bedeutende Excerpte aus den zu beurtheilenden Schriften untersagte. Aber der unbefangene Leser wird die Behandlung, welche auf Sprache und Sachen zugleich sich erstreckt, mit uns ganz zweckmäßig finden; denn indem der Absicht gemäß das nöthigste von beyden angeführt wird, wird man nicht leicht etwas vermissen, was zum Verständnisse des Schriftstellers für die Leser, welche sich der Herausgeber gedacht hat, noch erforderlich wäre. Vergleichungen der Personen und Handlungen mit andern ähnlichen, oder nach Machiavells u. a. Art politische, oder psychologische Bemerkungen beyzubringen, lag ausser dem Plane, und mußte billig dem nachdenkenden Leser überlassen bleiben.

Zu den eignen guten Bemerkungen des Herausgebers gehören unter andern, um nur einiger zu gedenken, zu 1, 19 vom römischen Calender; 1, 31 eine sehr ausführliche Note, die ein für allemal den, beym Livius so oft vorkommenden Gegenstand von den Prodigien, auch mit Beziehung auf Hrn. Stegers Schrift darüber, kenntnißreich abgehandelt. 2, 47, 6 von den Leichenreden. 5, 5, 3. Von den Kriegsmaschinen, testudines genannt. 7, 2 u. f. von den Anfängen des römischen Theaters. 25, 29, 5 von Marcellus u. s. f. Weniger können wir Hrn. R. darin beystimmen, daß er zu 1, 4, 10 behauptet nach Dionys. Hal. I, 84, und Plutarch. Rom. 6, 6, daß Romulus und Remus nicht, nach Livius, unter den Hirten aufgewachsen seyen, sondern zu Gabii eine griechische, ihrer würdige Erziehung erhalten hätten. Gegen diese Behauptung, welcher Heyne schon viele erhebliche Gründe entgegengesetzt hat, ließe sich noch manches anführen, wenn hier der Raum dazu wäre; unter andern der gänzliche Mangel an Spuren von Griechheit in der römischen früheren Verfassung, worüber Denina in seinem Clef des Langues treffende Bemerkungen gemacht hat. Mit der, von Hrn. R. gewählten

Digitized by Google

Orthographie können wir auch nicht wohl zufrieden seyn, nach welcher die Etymologie seine einzige Richtschnur ist; da doch sonst diese und die übliche Aussprache, wie auch das Herkommen höchstwahrscheinlich, wie in andern Sprachen, so auch in der römischen zur Norm gedient haben. Inrogare, conlatum, conlega, suhplicium, obcupare und dergleichen Formen sind befremdend, um so mehr, da es uns noch ganz an einer durchgreifenden, diplomatisch genau bestimmenden Untersuchung hierüber fehlt. Ungleichheiten bleiben auch bey seiner Orthographie immer noch, als coire, cooptare, illico u. dgl., wofür er conire, conoptare, e loco hätte setzen müssen!

So sehr uns übrigens die Ausführung des Plans gefällt, so finden wir doch noch manches übersehen, und einer Feile bedürftig. Wir wollen hievon einige Beweise beybringen. Bey 2, 5, 12, wo erzählt wird, daß Brutus seine Söhne in seiner Gegenwart hinrichten lassen: eminente animo patris inter publicae poenae ministerium hätte der Verschiedenheit gedacht werden können, mit welcher Rollin und Gibert diese Stelle übersetzten. Rollin: le père se montrait encore dans le consul, au milieu du ministère de la vengeance publique. Gibert: il se montrait eminemment patriotique. Dieser behauptet, que jamais le patriotisme ne pouvait éclater plus que dans ce ministère de la vengeance publique. 2, 41, 2 wo die Unruhen über die leges agrariae zuerst erwähnt werden, wäre es zweckmäßig gewesen, ein für allemal eine genügende Vorstellung von dieser Sache zu geben, wie bey den Prodigien geschehen ist, zumal da so unrichtige Begriffe darüber vor Heyne, Heeren und Hegewisch bey den Neuern im Umlaufe waren, und ehe Schweighäuser die bekannte classische Stelle hierüber bey Appian de Bell. Civ. 1, 7 ff. aus Handschriften hergestellt hatte. Schon in Guthrie's und Gray's Allgem. Weltgesch. Th. 4. S. 420 findet sich die richtige Vorstellung, die aber Heyne damals noch nicht gefaßt hatte, und daher in der Note verwarf. Erst späterhin kam er auf die richtige Ansicht, wie aus seinem Opusculis acad.

Digitized by Google

Vol. IV, im J. 1792, erhellet: wodurch zugleich Hrn. Hegewisch's Meinung, vom J. 1801, daß er zuerst unter den Neuern die Sache richtig gefaßt habe, widerlegt wird. 3, 13, 11. Hier muß wohl ut is divenditis omnibus bonis — in vili quodam tugurio viveret gelesen werden. Hier hätte auch der Städte, wohin eine freywillige Verbannung erlaubt war, aus Polybius VI, 14, 7 f. gedacht werden sollen. 3, 34 hätte der immensus aliarum super alias acervatarum legum cumulus wohl eine Note verdient. Es ist daselbst von den Volks- oder Plebejerschlüssen die Rede. Dieß mußte wegen Heineccius im ersten §. der Institutionen, und wegen Höpfner, welche beyde diese Stelle unrichtig verstanden haben, bemerkt werden. — 3, 55, 7 in der schwierigen Stelle erklärt Hr. R. die judices für aediles plebis, weil Dionysius von Halikarnaß 6, 1 sie schon δικασταὶς nenne; allein diese Wiederholung wird keinem sonderlich gefallen, so wenig als seine Meinung, daß decemviri die zehn Volkstribunen anzeigen. So weitläufig und sich selbst erklärend drücken sich die römischen Gesetze nie aus. Unter den decemviris sind hier ohne Zweifel die decemviri stlitibus judicandis zu verstehen, aus welchen in der Folge das Institut des Centumviralgerichts entstanden, und ausgebildet worden zu seyn scheint. 6, 14, 8 hat uns Stroths Verbesserung, der auch Hr. R. nicht abgeneigt sich erklärt, addita alia commodioris (statt der Vulgata Commotioris) ad omnia turbanda consilii res, immer des Platzes im Texte würdig geschienen. Daß die da erzählte Sache die Handlung eines unbesonnenen, hitzigen Kopfes gewesen, ist Livius Meinung gar nicht. 22, 2 zu Anfange bemerkt Hr. R. zwar richtig, daß Hannibal beym Aufbruche aus seinen ersten Winterquartieren in Oberitalien aus Vorsicht durch Etrurien über den Arno gegangen sey, und führt dabey den Polyb. 3, 78, 79, und Strabo V. 2, 9 S. 227 Lips. an. Es wäre indeß zweckmäßig gewesen, wenn er von des Abbate Giuseppi Toaldi Bemerkungen in den Saggi scientifici e litterarii dell' Accademia di Padova T. III,

Digitized by Google

p. 11. über diesen Marsch Hannibals einen Auszug geliefert hätte. Dieser hat gezeigt, daß es die Moräste zwischen Pisa und Livorno waren, die sich noch jetzt durch des Arno's Ueberschwemmung bilden. Nachdem Hannibal dieselben zurückgelegt hatte, so kam er ins Gebiet von Volterra und Cortona, und rückte von da dem Consul Flaminius, der ihn von Norden her erwartete, mit seiner gewöhnlichen Geschwindigkeit unvermuthet von Südosten in den Rücken, worauf das Treffen am trasimenischen See vorfiel. Bey 21, 37 hätte des sel. Grafen von Veltheim Abhandlung vom Schießpulver bey Tyrus und vom Feuersetzen der Alten im Götting. Magaz. der Wissenschaft. und Literatur III. Jahrg. St. 5, und Ammian. Marcell. 15, 10, 11 Ausg. v. Wagner angeführt zu werden verdient. Daß 21, 31 ff. nichts über die Alpengegend angemerkt ist, über welche Hannibal nach Italien ging, ist uns aufgefallen. Hier hätte des Marquis de St. Simon bekannte Behauptung angeführt und benutzt zu werden verdient, daß Hannibal über Barcellonnette und den Berg Viso, an welchem der Po entspricht, gegangen sey. Nach Veltheim ging er über den Cenis. 22, 46, 2 in der Beschreibung der Schlacht bey Canná mußte bey den Worten: ita ut Afrorum utraque cornua essent angeführt werden, daß hier nur vom Mittelpuncte die Rede, und demnach bey Cornua zu suppliren sey, aciei mediae. Vergl. Polyb. III, 113 — 22. — 47, 6 erzählt Livius, daß die gallische und spanische Infanterie, aus welchen Hannibal in demselben Treffen einen Keil (cuneus) gebildet hatte, sich vor dem andringenden Feinde zurückgezogen, und dadurch die umgekehrte Figur, einen halben Mond, sinus, gemacht habe nitendo. Allein dieß Wort kann hier, wie Hr. Matthiä zu Frankfurt in einem seiner letzten Programme richtig bemerkt, nicht stehen bleiben für nisu impulsus adverso, es muß auf dieß sich zurückziehende Vordertreffen gehen. Besser man lese enitendo. Indem der karthagische Keil aus diesem Gedränge zu entkommen (eniti) suchte, machte er einen halben mondförmigen Kreis (μηνίσκος nach Polybius) in der Mitte

Digitized by Google

des Centrums. Matthiä schlug nutando vor; allein hier war mehr als ein Schrecken, der Keil wurde zurückgeworfen, oder nach der neuern Kunstsprache, machte eine retrograde Bewegung. 22, 49, 9 hat Hr. R. für infestus, welches er für ineptum erklärt, nach Bauers Vorschlage insertus aufgenommen; aber Matthiä hat richtig aus Gell. 9, 12, und aus dem livianischen Sprachgebrauche gezeigt, daß infestus nicht anzufechten sey. Es heißt auch: beunruhigt, bedrängt. — 22, 48, 4 Hasdrubal, qui ea parte praeerat hat keine Aufklärung erhalten; die Stelle wird für verdorben erklärt. Allein nach unsrer Meinung scheint sie keine Anfechtung zu verdienen. Hasdrubal hatte auf dem linken Flügel den römischen rechten geworfen und ganz pulverisirt, um im neuesten Stile zu reden. Da er hier nichts mehr zu thun findet, so kommt er, was man leicht hinzudenken muß, zurück, zieht mitten aus dem rechten Flügel des Maharbal (ex media acie) Numidier heraus, um dem fliehenden Feinde auf diesem Flügel nachzusetzen, sammelt das spanische und gallische Fußvolk, welches den Keil ausgemacht hatte, und führt es den Afrikanern zur Hülfe, welche mit der eingeschlossenen römischen Infanterie im Centro kämpft. Also qui ea parte praeerat würde von Hasdrubal allerdings zu verstehen seyn, welcher auf dem rechten karthagischen Flügel mit seinen Truppen vom Nachsetzen angekommen war, und daselbst als der dem Range nach älteste Unterfeldherr das Commando übernahm. — 24, 4, init. liest Hr. R. nach Anleitung des puteanischen Codex mit Recht puerum vixdum pubertatem, nedum dominationem modice laturum et aetas (aeetas it ingenium hat der Codex) et ingenium et tutores atque amici — acceperunt. Vor praecipitandum streicht er das Wort ad auch mit Recht hinweg. — 24, 5, 7 ist ohne Zweifel mit Hr. Matthiä zu interpungiren ohne Parenthese, — ausuros ab latere tyranni i. e. eos, qui essent a latere tyr. — 24, 6, 7 ist Hrn. R. das Wort arguebant, wofür H. Matthiä abnuebant vorschlug (vgl. Polyb. 7, 4) nicht verdächtig, auch Recensenten nicht. Sehr

Digitized by Google

richtig wird Athen. 6, c. 59. p. 464. Schwgh. (c. 13, p. 251. f. Cas.) wo jetzt falsch Ὦσις statt Σῶσις steht, zu 24, 5, 4 von Hr. R. verbessert; vgl. Liv. 24, 21, 22, 25. Doch müssen wir bemerken, daß Hr. R. die Stelle im Athen. unrichtig anführt, 6, 59. p. 252. Auch hätte die Anmerkung ihren Platz verdient, daß 24, 21 nicht Theodotus, welcher nach c. 5 hingerichtet war, sondern Theodorus gelesen werden müsse, wie schon alte Ausgaben darbieten, und Hr. Matthiä gut ausgeführt hat. 24, 7, 6 ist die Vulgate ganz richtig. Als der Prätor des römischen Siciliens Appius Claudius hörte, daß Hieronymus, Hiero's Nachfolger, kriegerische Gesinnungen gegen Rom hege, ipse adversus Syracusana consilia, provinciam regnique fines omnia convertit praesidia. Sehr natürlich! Gegen das, seit noch nicht langer Zeit römisch gewordene Sicilien, das die ganze Last des Krieges für die neuen Herrn mit zu tragen hatte, und von den Syrakusanern aufgewiegelt wurde, mußte Appius eben so sehr auf seiner Hut seyn, als gegen die offenbaren Feinde. 24, 23 muß für egentes eosdem atque audaces cupiebant unstreitig mit Hrn. Matthiä agentes eosdem gelesen werden. 24, 31, 3 verdient Hrn. Matthiä's sich auf Handschriften stützender Vorschlag Beherzigung: Velut interceptas literas, quas ipse composuerat, recitat praetorem Syracusanorum. Marcello secundum salutem. — 24, 21, 3. c. 32, 3 ist Hexapylon, das große Thor, oder eigentlich sechs Thore hinter einander, dunkel erklärt worden. Dorville in Siculis P. I. p. 183 — 185 hatte es schon richtig gedeutet; nachher Hr. Matthiä, welchem Hr. Böttiger beypflichtet. Beyfallswürdig ist eben daselbst Hrn. Matthiä's Verbesserung imis foribus Hexapyli apertis, denn das Hexapylos lag auf einem Felsen, und gehörte zu Epipolä (vgl. 24, 34). Schweighäuser zu Polyb. 8, 5, 2 hatte auch noch keinen richtigen Begriff von Hexapylum oder Hexappla. — 24, 26, 6 hätte müssen auf Ruhnkens Vorschlag in der Vorrede zu Schelleri Lexicon latino-belgicum Auctorum classicorum Rücksicht genommen werden: aversis auribus animisque,

Digitized by Google

quasi tempus tereret, ferrum etc. Casse ist da offenbar barbarisch. 30, 44, 4 hätte Gibbons Emendation, worauf er sich viel zu gute that: nec esse in vos otio vestro consultum, anstatt nec esse in vos odio in den Text erhoben zu werden verdient. 30, 45, 3 sind die Worte: Hunc regem in triumpho ductum Polybius haudquaquam spernendus auctor tradit verdächtig; sie haben ganz das Ansehen eines Einschiebsels von fremder Hand. Livius würde doch wohl ein Wörtchen hinzugefügt haben, warum er diese Sache anders erzähle. Valerius Maximus VI, 2, 3 folgt dem Polybius, Silius aber 7, 634 aber dem Livius. — 39, 5, 6. Daß hier octingenta millium (sc. aeris) die Lesart Einer Handschrift vorzuziehen sey, zeigt Matthiä in seinem Hr. schätzbaren Programm von J. 1809, kurze Uebersicht des römischen und griechischen Maß- Gewicht- und Münzwesens S. 27. Diese oct. mill. betragen gerade 800,000 As, 50,000 Denare oder Drachmen, d. i. 500 Minen. Der Senat wollte also, daß Fulvius, von dem daselbst die Rede ist, die übliche Summe wenigstens nicht übersteigen sollte, und setzte sie, woraus Dionys von Halikarnaß berichtigt werden kann, im J. 573 ein für allemal wieder als Norm fest.

Diese Bemerkungen, welche mehr des Rec. Aufmerksamkeit und Theilnahme als eine ungünstige Ansicht zeigen sollen, mögen zugleich hinreichen des Rec. Unparteylichkeit zur Beurtheilung dieser Ausgabe an den Tag zu legen. Wir schließen mit dem Wunsche, daß sie viele anreizen möge, den Livius, wie er es verdient, zu lesen und zu studiren.

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim u. C. Brentano.

Fortsetzung der im 15. Hefte (Abth. V, H. 5.) Jahrg. 1809 abgebrochenen Recension.

Von der göttlichen Liebe wenden wir uns in ungezwungenem Uebergang zur irdischen, und es begegnet uns dort der lange Zug der Liebeslieder. Echte, aus Herzenstiefe langsam aufsteigende Empfindung, freudiges Aufquellen aller Brünnlein in

Digitized by Google

den dunkeln Gründen, wechselnd mit süßer sanfter Wehmuth, ist in diesen Gesängen anzutreffen. Der Falke schwingt sich mit seinem Liebchen himmelan; Liebesgunst zur Fastnachtszeit besungen; Liebesleichtsinn in den zwey Röselein; Annchen von Tharau, enger Liebesknoten gar treu dargestellt; der Wirthin Töchterlein herzlich Liebesgirren; Ringlein und Fähnlein, alter Minneruf; wenn ich ein Vöglein wär, süßes Schmachten; die drey Rosen, scherzhaft wiederkehrend in dem Mägdlein am Brunen, im dritten Bande; die zwey Episteln, gar zierliche Liebesbriefe, Velin mit goldnem Schnitt, mündlich im Gruß bestellt durch Freund Nachtigall im Wechselgesang und den Liebeswünschen; Eigensinn; irrer Liebestrotz; Menschenweh, Liebespein; rother Rosenschnee, die Wirthschaft im Blumenhaus; schwarz, grau, blau Augenlicht kämpfen am Brunnen; Espenzweiglein, Liebeserklärung rund heraus; Gemmen da und dort zerstreut S. 124 im dritten Bande auch gesammelt. Des Mädchens Liebesklagen beginnen weinend den Reigen der schwermüthigen Canzonen; in dunkeln Tönen klagt der Schmerz durch Berge und tiefe tiefe Thal; mit dem Strome fließt die Thräne von der Brücke zu Liebchens Garten hin; immerdar windet langsam sich das Rad in Müllers Abschied um sich selbst herum; der Adonisgarten von Veil und grünem Klee trauert erfroren bey Sonnenschein; heimliche Liebe härmt sich im Stillen ab; die drey Reiter ziehen zum Thore hinaus; und Lebewohl winkt traurig noch aus der Ferne; zum letztenmale leuchten die Sterne zur Abschiedsklage; der Ritter trinkt aus römischem Glas der Geliebten den Todestrunk zu; um den Pfalzgrafen weinet die Braut gute Sieben. Neckend und schäckernd folgt diesen der bunte Zug der scherzhaften Liebeslieder. Parforce will das Mägdlein einen Freyer haben für funfzehn Pfennige; unheimliche Brautwerberey im beständigen Freyer; botanischer Fund in der Manschettenblume; glückliche Liebe jauchzt im Trit zu; Liebes-

Digitized by Google

necken im Waldvögelein; Jungferntücke in Mannsbild, und mein Vater hat gesagt; böser Schalk in den Brombeeren versteckt. Und vor Liebchens Fenster wälzt sich der Zug, und bringt Serenaden und Ständchen: Liegst du schon in sanfter Ruh; Wie schön blüht uns der Mayen; Schlaf nur ein geliebtes Leben; Ach Schatz willst du schlafen gehen; Auf dieser Welt hab ich keine Freud; S'ist mir auch kein Nacht zu finster. Unerhörte Liebe wird abgeführt; im Korbe wird der Abschied ihm gegeben; Spottlieder verfolgen die Beschenkten; der vorlaute Ritter wird auf den breiten Stein gebettet; Konrad der Schreiber im Korbe wird ausgezischt; spöttisch wird der Prahler im Weltende abgefangen; das naive Kammermädchen construirt den Studiosus; trefflich schulgerecht; die Polizey auch hebt den nachtwandelnden Schäfer auf. Wer aber das Glück hat, führt die Braut nach Haus, es ertönt der Brautreigen, die Gespielen weinen, lachend in weinendem Muthe tröstet das Lied die traurig prächtige Braut; im Rosmarin siegt die Trauer; im Hochzeitlied Kayser Leopolds aber wird die Freude rauschende Lust. In hellen Haufen kommen die zierlichen Cupidolieder angezogen; in dem allerliebsten Dialog zwischen dem Amor und der Maye wird der Streit des Philanthropismus und Humanismus ausgefochten; weibliche Selbstständigkeit pocht wohl auf ihre Freyheit, aber von dem guten Kerl bezwungen, gibt sie sich bald den Fesseln hin, und nachdem der Hymenäus ausgesungen, folgt die Gratulation in aller Form im Familiengemählde; der Ehestand bietet sein Joch; Hoffnung zum Kindersegen macht die Bürde zum Kurzweil; in der schnellen Entwicklung aber stehen Hauskrieg und Schläge in den Aehren.

Was auf diese Weise Liebe gefügt, das trennt wieder feindlich der Zwist, und häusliche Fehde schlägt uns die Brücke, über die wir zum großen Welthader gelangen. Da schallen uns dann die Kriegsgesänge aus dem Felde entgegen, der

Digitized by Google

Butzemann geht trommelnd im Reich herum; in der Schlacht bey Leipzig und Gustav Adolphs Tod lebt das Andenken des Schwedenkrieges noch fort; in der Jungfrau Lille und der Stadt Frankfurt spielt blanker Soldatenwitz; die beyden schönen Magdeburger Lieder sind ein Spiegel kräftigen altdeutschen Bürgermuthes; Georg von Fronsberg gibt sich selbst Zeugniß, wie er in seinem Leben sich gehalten, und mit freudigem Zuruf begrüßen ihn die Lanzknechte. Dazwischen schreit die Rewelge in hohen schneidenden Tönen, von dunkeln Schlägen der gedämpften Trommel begleitet, auf; der arme Tambursgesell nimmt Abschied von den Cameraden; wehklagend erzählt der gute Schweizer, wie das Alphorn ihm den Tod angethan; die verlorne Feldwacht singt ihr heimlich Nachtlied; mit ausgesuchten, gut gesetzten Worten wird frommer Soldaten seligster Tod gepriesen; der Krieger Handwerk rühmt der alte Lanzknecht im Soldatenglück; Liebesmanifest wird zwischendurch im galanten Kriegeslied getrommelt; Rößleins Art wird gepriesen im Reiterlied; in Freude thut der Marketenderin Herzchen floriren: „wär ich ein Knab geboren," seufzt das Mädel, weil die Mutter um den Reiter sie hart gescholten; aber der Trompetenstoß ruft, geschieden muß seyn, in zierlichem Trotte trabt der Reiter im Lustlager am Mädchen vorüber; ein spöttisch Lebewohl bringen die Scheidenden sich im geh du nur hin; aber in Thränen wird das Tüchlein gebadet, und Weh um Weh, Herz um Herz getauscht im Abschied für immer. Wieder wird der Landsturm aufgeboten in der gelehrten Republik im großen Kriegshymnus, und der Taumel ergreift selbst unvernünftige Creaturen, Kuckuck und Nachtigall wettstreiten miteinander; sogar Wasser und Wein hadern; im Siegeslied aber wird das große Te Deum gesungen; es wird der Regenbogen ausgespannt, und die Taube bringt in den Friedensliedern das Zeichen der Versöhnung.

Digitized by Google

Ist Hader und Zwietracht einmal erst geschlichtet, dann treten Geselligkeit und alle Friedenskünste in ihr Recht, es ordnet im Innern sich die Gesellschaft; darin will jeder sich versuchen, wozu Lust und innerer Beruf ihn treibt, und jede Schaar, in die sich die Masse geschieden hat, tritt in eignen Accorden in den Chor; denn in dem poetischen Staate, worin wir uns hier befinden, ist kein Mitglied stumm geblieben; wie in dem Regenbogen jeder fallende Tropfen in Farben glüht, so ist jede Stimme hier Gesang. Zu Berge fahren die Hirten, und von den Höhen rinnen die Schäferlieder. Melancholisch zieht Lelio in der wüsten Heide durch die Mancha; die kluge Schäferin heißt den König aus der Sonne gehen; zwey Tonnen Goldes und einen Perlenstrauß nimmt im wundersamen Liedlein, wie im Schlafe zusammengeträumt, der Edelmann nicht darum, daß der stolze Schäfer ihm nicht den Hut gezogen; trallernd aber zieht die Hirtin mit dem Ringelein an Neckars Ufer; des Schäferlebens Zierlichkeit feyert die Schallmey und Schäfers Tageszeiten; und hoch in den Lüften kugeln die Engel, horchend dem Weyhnachtsliede, haufenweise vom Himmel herab. Dort ziehen die Jäger, fröhliche Gesellen, in den Wald; die grüne Nacht aber hat eigene Gespenster, und ein seltsam unheimlich Wesen; und es zieht das Grauen durch das verwachsene Dickicht, und dringt in gebrochenen fremden Tönen durch. Da zieht der Jäger, mit drey Federn auf grünem Hut, wie ein langer grauer Brockenschatten, bey Mondenschein über Berg und tiefe Straße; aus grünem Strauch springt die schwarzbraune Hexe ins dunkle Grab; seltsame Wirthschaft treibt die Mißheirath beym Katerbraten; der ernsthafte Jäger tauscht das schneeweise Häublein um den grünen Kranz; Tod bringt der schwarze Todtenvogel Jener, weil sie nicht vertraut. Aber außen jagt der Jäger wohlgemuth in frischem freyem Muth; Jagoglück führt ihm Edelwildpret zu, den seltenen Kuckuck hat der Andere im Busch getroffen; in nächtlicher Jagd hat jener viele Liederweisen aufgetrieben, und in seiner

Jagdtasche sie gesammelt. Nieder unter die Erde aber fahren die Knappen dahin, wo nimmer die Gespensterstunde ausschlägt, wo die unterirdischen Pulse schlagen, aber nimmer das Leben aus dunkelem, träumendem Schlaf erwacht. Da pilgert der unterirdische Wandersmann zur Hofhaltung des Königs der Nacht, um seine Schätze mit ihm zu theilen, und spricht in verblümten Worten mit den Hütern; und die Hauer, nachdem sie glücklich den Reichthum gewonnen, und das Silber aus der alten Wand gehauen, stimmen fröhlich den Bergreihen an; auch die Liebe dringt in die dunkeln Schachte, und es bringt der Berggesell ihr ein zärtlich Lied; aus der Tiefe noch sieht fromme Gottseligkeit zum Himmel auf, und preißt im Bergbau der Welt in Bergmanns Worten den Schöpfer im Erdenhaus. Auch die Bauern wollen nicht beym Feste fehlen; Don Juan klagt schwere Noth um seine Trutschel, und singt Sterbgesang; der wohlgezogene Knecht aber, ob er gleich ehrbar sein Wort vorbringt, wird von den adelichen tanzenden Elfen abgewiesen; hölzerne Noth hat blanke Politur, und schweift allzusehr im Sprachpurism aus. Ein Haufen Zigeuner wandert in der Ferne; der rothe Hahn krähet ungerechte Richter aus dem Sündenschlaf; und der Zigeunerkönig muß das Feuer besprechen, daß es nicht mehr ferner wüthe; Vagabunden schweifen sorgenfrey; der arme Schwartenhals singt sein feisch Liedlein; beste Sorte Bettlerwirthschaft ist im schürz dich Gretlein aufgethan; der arme Lump hält übeln Sermon dem alten Bettelvogt. Und während so lustiges Gesindel sich umtreibt, wallfahrten Andächtige betend ihre Straße; von Gefahr und Beschwerden der weiten Fahrt weiß der Pilgrim zu erzählen, und nimmt sie allzumal auf sich um Gotteswillen; entrüstet klagt St. Jacobs Pilgerlied der Welschen Tücke, und wie viel hundert Brüdern der böse Spitalmeister vergeben; ein böser Schalk aus den Cento Novelli hat in die Zwiesprache des Pilgers und der frommen Dame sich eingeschlichen. Lustige Studenten liegen auf der Straße, schlimme Leut sind

Digitized by Google

die Studenten, klagt der Bauersmann; schuſtrichtig wird der Esel mit dem Gelde von den lockern Gesellen erwartet; das Kriegslied straft die Jungfrau übel, weil sie das edle Studentenblut veracht; in der Schreibstunde aber wird mit bösen Listen der Bauer angeführt. Auch Räuber dürfen nicht dem bunten Gewimmel fehlen; die löbliche Gesellschaft Moselsar zieht im Terich zwischen Rhein und Mosel um, und vergnügt sich daran, in einer Conversationssprache sich zu unterhalten; der bayerische Hiesel mit grünem Hut und Schildhahnenfedern und Gemsbart mit Blut legt die zwölf Jäger nieder; Störtebecher und Göde Michel wollen den Hamburgern die Falle bereiten. Und tief im finstern Thale liegt einsam die Mühle, und dunkele Schrecken schleichen um sie her; Müllertücke weiß vom Verrathe des Argen zu erzählen, der sein Weib den Mördern verkauft, wie der Andere, um zweyhundert Nägel frevein Mord verübt, will das Hasselocher Thal verrathen; die Mordwirthin, daß sie den eigenen Sohn erschlagen, verklagt das Lied; und wie die drey Diebe aus Morgenland der Wirthin Töchterlein zerlegen, gleich einem Wasserfisch; und wie der Tartarfürstin Mord gerochen worden. Und was Eifersucht und Liebe irgend an Gräulthaten hervorgebracht, das drängt sich zu diesen Schauergeschichten an. In Ulrich und Aennchen kehrt der alte Blaubart wieder; der eifersüchtige Knabe übt gegen die Untreue blutig Recht; der Mordknecht dient dem Herren lästerlich, um seiner wunderschönen Frauen wegen; übel Buhlen bey gut Gewissen; übel wird dem Bremberger gelohnt; und übel Gastmahl von seinem Herren der edeln Frau bereitet; gegen ihre Kinder wüthet die Herzogin von Orlamünde, weil sie Alberts Wort sehr mißverstanden; die Großmutter Schlangenköchin hat Weh dem armen Kind bereitet; des Pfarrers Tochter von Taubenhain klagt ihre Schuld; hölliſch Recht ruft das Kindelein im hohlen Baume über die Verbrecherin herauf, unerschöpfliche Gnade mag sie wohl in der Höllenpein anru-

fen, nachdem sie weltlich Recht gerichtet. Denn gegen jegliche Missethat ist der Arm der Gerechtigkeit gewaffnet; die Juden zu Passau hat sie dem Schwerdte hingegeben, weil sie das Sakrament entehrt; gar schlecht ist es Fritschen und dem alten Lindenschmidt gegen sie gelungen; auch des Mägdeleins treue Liebe mag im Lied vom Ringe nicht den armen Sünder retten; wie die von Nürnberg den Schittensamen mit List gefangen, berichtet das alte fliegende Blatt; und wie Uhel die von Ulm dem Hammen von Reystett mitgespielt; und wie die Dithmarscher den Wieben Peter auf's Haupt geschlagen, und sein Haupt dann auf das Rad; wo auch in Augsburg Nothzucht die Schuld gebüßt.

Vom Hochgerichte gehen wir zurück, um uns in das emsige Summen bürgerlicher Geschäftigkeit zu versenken. Es rasseln und schlagen die Weber fröhlich das Weberlied; Schmiedegesellen Gruß wird mit höflichen Geberden und unumwundnen Worten abgethan; aus der Schmiede bricht Hämmergesang, wunderkünstlich gesetzt; frisch Futter für Declamatoren, damit die Glocke einmal ausruht; der junge Zimmergesell baut dem Markgrafen sein Haus mit sechshundert Schauläden hinaus; Kerbholz und Knotenstock, Pocket book für Handwerksgesellen zur Wanderschaft; Bruder Liederlich will im Rechenexempel mit dem Meister sich setzen; facit: hast du gelumpt, hast du gesoffen, die ganze Woche, Null für Null geht auf; Trotz den Meistern wird geboten im Gesellenauflag, und freye Gespräche werden geführt; lockre Gesellen aber haben das schwerste Leiden erdacht. Abschied von Bremen, der wunderschönen Stadt, nimmt pfeiffend der Schiffer; Hennecke Knecht will sich auf der See versuchen; der Fuhrmann schwenkt sein Hütel vor der Schönen Haus; auf der Weinstraße zieht der stolze Schimmel; Bauerwirths Heimkehr entdeckt bösen Liebeshandel; durch den Schnee bricht mit Schellenklang die Schlittenfahrt. Von der Zinne ertönen die Wächterlieder; schwere Wacht muß verstohlene Liebe hüten; aber üble

Digitized by Google

Hut wird bös belohnt im Wächter hüt dich bas; Gott grüß euch all ihr Herren singen Mädchen im weißen Nonnenschleyer, und heischen einen Pfennig und einen Heller für das Muttergottesbild; der frommen Magd wird ihr Gesetz ausgelegt; bey den Schleißen aber trollt lustig das Rädchen; das Spinnlied gibt dem Mägdlein gute Lehre, Himmelsmanna; spinn meine liebe Tochter, aber irdisch Brod.

Alle aber, wie sie in die Arbeit sich getheilt, so vereinigen sie sich in Scherz und Freude wieder. Willst du mit zu Weine gehen? singt der Fink im scharfen Weingesang, und freudig jauchzen alle Zechbrüder Dieterlein, dem König der Thoren, zu; auch dem lieben Buhlen Muskateller wird ein Ständchen gebracht; sogar Krätzer aus dem Neckarthale findet warme Seelen, die mit ihm liebäugeln mögen; Maynblümlein blau, wie wird vom bösen Wirth der arme Junge ausgezogen; Hum fauler Lenz findet beym Nachbar gut Gehängniß; das dumme Brüderlein weiß sein ärmlich Gut gar trefflich anzulegen; lallend wollen die Gesellen dort ein Saufklösterlein erbauen; Braunbier wird recensirt; die hochgelobte Buttermilch nach Verdienst gepriesen; und zum Martinsgänslein höflich eingeladen. Und es kommen lustige Musikanten herbey, und mischen gute Fugen ein; und Liebe wird auf Noten gesetzt; und die Liebesnoten abgetanzt im Trümmekentanz und Springel-langen Tanz; des Centauren Tanzlied trabt hurtig wie ein Rößlein daher; in der Braut von Bessa aber wollen die eisern Knechte den Schreiber mit Buchstaben, gezogen mit Schlägen und großen Striemen, beschreiben. Gern läßt die Schnurre sich in munterer Gesellschaft finden; große, wunderbare Staatsactionen in Schnützelputz Häusel; concertirender Dialog, dem Meistbietenden angeschlagen; Räthsel um Räthsel eingetauscht; säuberlich Mägdlein im musikalischen Convivium gar zierlich gefältelt; ein Mägdlein jung, die Lehre vom Gegensatz gut in Versen ausgedrechselt: die Kastanie, kunstgerechte botanische Beschreibung; Kuckuck hat

sich zu todt gefallen; und die Nachtigall soll vicariren. Der Witz, mit etwas bitterer Zuthat geschärft, wird Spott; und wie Wespen sumsen die Spottlieder in der lustigen Brüderschaft herum; in Taille douce wird gar übel der Kleiderpracht des altfränkischen Eleganten mitgespielt; selbst der alte Kriegsknecht läßt im neu Klaglied zu bittrer Modecontroverse im frommen Eifer sich bewegen; und grausamlich wird mit den Pflegern dieser Sündhaftigkeit in den Schneiderliedern umgesprungen. Es wird die Schnecke an die drey Schneider gehetzt; gar hoch versteigt sich Schneiders Phantasie im Meistergesang; in der Ehrensache wird dem Bock die Injurie schimpflich abgebeten; Rinaldo Rinaldini handhabt mit Schneiderskünsten betend das teuflische Ungeziefer; das zarte Wesen bösend Wildpret zu Baknang; Geißenpantheon im Erbbegräbniß; Schneiders Durchgang durchs rothe Meer; neunmal neun und neunzig ersoffen in der Traufe: Wanderschaft im Taubenschlag. Anmuthig werden die satyrischen Pfeile mit Cupidos Pfeilen gemischt, und in den feindlichen Brüdern Don Geishaar und Don Mahlmehl, Tuchdieb und Weizendieb aneinander gehetzt; und das angefangene Thema im Habersacke fortgesetzt. Im Abt Neithard, dem alten Schwanke, werden die Bauern mit Wein ohne ihr Zuthun zu Mönchen gesalbt; wo der Spielmann liegt begraben, weichet der Schwaben Spott; und bringt reiche Erndte in der schwäbischen Tafelrunde; auch vor den Schweizern wird im Schmählied der verhaßte Pfauenschwanz ausgebreitet; der Esel als Recensent im Wettstreit des Kuckucks und der Nachtigall; der krumme Peter will sich auch nicht saumselig finden lassen.

Hat aber die Lust ausgetobt, dann mag die Weisheit gute Stätte finden, und läßt in Gnomen und goldenen Sprüchen und Parabeln sich vernehmen. Die Hasel gibt dem Mädchen gute Lehre; an den Himmel wird der Glaube verwiesen, wenn der Zweifel an menschlicher Klugheit

Digitized by Google

verzagen will; die Wahrheit schreit Mord über Mord, weil so übel die Gelehrten sie mißhandeln; der arme Krüppel weiß die Vortheile einer schwachen Gesundheit auszulegen; die Diagnose des alten deutschen Uebels gibt Niklas Wohlgemuth; Leib und Seele hadern in der Vision an Grabes Rand; Uebersichtigkeit hält mit wenig Haus; auch das Glück findet seinen Spruch; der Abendsegen bettet die bewegte Seele in stille Ruh. Wenn aber die Weisheit im Uebernatürlichen sich überbietet, dann wird sie Zauberey, und auch davon dürfen Anklänge dieser Poesie nicht fehlen. Der treffliche Albertus Magnus waffnet seine Kunst gegen die falsche Königin, die um Minne viele Buhlen schon verdorben, und all ihre Buhlerkunst muß an ihm verloren seyn: dreymal schwenkt der Böse die treulose Braut herum, damit zur Thür hinaus, und dann reit du und der Teufel fort; erschrocken muß das Quartanfieber vor dem Zauberspruch entfliehen. Aber hinab zu Andacht, Liebe, Hader, Jubel, Schmerz und Weisheit sendet die Todtenglocke dumpfen Hall; die gebetenen Gäste stehen einer um den andern auf, je nachdem ein Wink der verschleyerten Gestalt sie abgerufen; sind sie Kinder der Freude gewesen, sollen sie nun Kinder des Todes werden, und an der Knochenbrust die Milch der Verwesung trinken. Steigt der Zug in bunte, hell auflingende Farben gekleidet an jener Seite auf; so sinken an der andern die Trauerchöre verhüllt hinab; immer von neuem wird der Eimer mit Lebensgeist gefüllt und wieder ausgeleert; nicht zu löschen ist der Dunst der bildenden Natur nach immer neuer Lebendigkeit. Steigen die Säfte, sinken die Säfte, es ist immer dasselbe große Leben, das sie treibt; auch der Tod ist daher absteigendes Leben, er hat seine Poesie und seine Lieder. Der Tod und das Mädchen im Blumengarten halten Liebesgespräch, und das Mädchen muß dem furchtbaren Liebhaber sich ergeben; im Traum wird der Welt Pracht und Herrlichkeit ausgelegt; der Todtentanz zum Kehraus aufgespielt; ach was hilft ein Blümelein, sieben Klafter

Digitized by Google

tief ist ein Bettchen schon bereitet; der Tod Blumist im Erndtes lied: soll ich denn sterben, des Knaben Klage um frühes Scheiden; Trutz dem Tod geboren von leichtem Blut; Todesahndung, wirre Phantasie, wehmüthig aus trübem Auge blickend; das andere Land, weite Aussicht aus dem engen Haus; Hans Sachsens Tod traumweise in Albrecht Dürers Manier. Dem Scheiden folgt die Todtenklage; aber nimmer mögen die Churfürstin von Sachsen und die Pfalzgräfin die geliebten Todten verklagen; lebenssatt aber legt Philipp von Hessen das müde Haupt dahin.

Es neigt das reiche Spiel, das wir an uns vorübergehen sahen, zum Ende; wir werfen noch einen Blick auf die Bühne hin, auf der es spielt. So weit deutsche Zunge germanische Sprache spricht, sind diese Lieder heimisch, dem größten Theile nach in der herrschenden Stammsprache gedichtet, aber keineswegs ausschließend irgend eine andere Mundart. Jener Stamm, der auf der großen europäischen Höhe sich angesiedelt, hat eigenes Idiom sich zugebildet, und wie alle Sprachen in den Gebirgen sich am treuesten aufbehalten, weil sie gleichsam ihre Wurzeln tief in die Felsenspalten hineingeschlagen; so hat auch dieser Dialect durch viele Jahrhunderte in ursprünglicher Einfalt und seinem Schallmevenaccent sich bewahrt, während die Ebene Sprachformen wie alle Formen leicht gewechselt. Reichlich hat dieß Volk zur großen Lese beygetragen, Milch und Butter, gelb wie Gold, Kränze von Alpenblumen, Liebe und alles, was die Armuth geben kann. Dusle und Babeli, gar einfältiger Liebeshandel; wers Lieben erdacht, Sängers Abschied von Feinsliebchen herzlich und treu; den Dritten thu ich nicht nennen, Wiederhall alten Gesanges von den Schweizerbergen; des Hirten Einsamkeit, lauter Ruf der Hirten von Alp zu Alp; Schweizerlied, musizirend in hellen Worten: Emmenthaler Kühreihen, Liebsgeflüster im Odenflug; Einquartirung, Bauernfluch zum Willkommen den hungrigen Gesellen; der König aus Mayland, Bauernroman von König und Königstöchterlein gespielt;

Digitized by Google

Graf Friedrich, des blassen Todes Brautlied; die vier heiligen drey Könige, des Herren Geburt in Lindenholz geschnitzt. Auch eine eigene Geschichte hat sich dieß Volk erkämpft, und der Nachklang alten Heldenruhmes hat in den Schlachtliedern sich erhalten. Die Schlacht bey Murten erzählend, wie die Eidgenossen Schachzabel, das Königsspiel, gespielt; die Schlacht bey Sempach, des Adels Niederlage und Winkelrieds That; Wilhelm Tell, das alte Lied; Schweizer Kriegsgebet, das neue Lied. Ein bayerisch Alplied schließt sich dem Zuge der Gesellen an; auch schöns Salzburger Mädl mit dem krausen Härl, gar wunderlich mit einem von den Liebesgöttern zusammengebracht; ein schwäbisch Tanzlied fährt munter daher; aus dem Odenwalde singt der schöne Vogel von dem grünen Baume Liebestrauer; geh nimm mich, jurt das österreichische Soldatenliebchen bey Schlambascher Wein; fern herüber tönt das schöne schlesische Gebirgshirtenlied.

Es hat in unsrer Betrachtung, was in einzelnen lyrischen Auswürfen aus dem Gemüthe nach und nach hervorgebrochen, wie von selbst zu einem dramatisch epischen Ganzen sich gefügt. Denn ein unsichtbares Band geht durch alle Dinge, und wie zwey Tropfen in der Berührung ineinander fließen, und das große Meer selbst allein aus so verbundenen Tropfen besteht, so vermag keiner in seinem besten Gefühle sich loszusagen von dem großen architectonischen Plan, den der Bildner selbst gefaßt, und den die Gebilde darzustellen haben. Vernichtet Gemeines und Schlechtes, und von selbst fügt das Gute sich zusammen, und die innere Ganzheit bricht in den getrennten Theilen durch. Die Nation selbst hat in diesen Gesängen ihr Inneres aufgethan; was in ihrer Geschichte in Zwist und Kampf und Krieg befangen erscheint, eben weil in ihr jener Scheidungsproceß des Hohen, Fremdartigen von der guten Masse besteht, das hat sich in der Poesie geklärt, und nachdem die wilde sündige Materie ausgeworfen, steht sie hier sich selbst klar und verständlich da. Gemeinhin wird in dem gewöhnlichen

Digitized by Google

Leben allein die Wahrheit, in der Poeſie nur Schein und ſchöner Trug geſucht; gerade umgekehrt erſcheint uns die gute Poeſie untrüglich, der gemeine Verlauf der Dinge aber das große Haus der Lüge und der Täuſchung. Hat je ein Auge nur, in das ſich ein überfließend Herz ergoſſen, uns betrogen? Vergehen nicht vor einer wahrhaften Begeiſterung und einem warmen Gefühle alle die Schlechtigkeiten früherer Ueberlegung und kalter Klügeley, bis mit zunehmender Erkältung wieder die Nebel ſich verdichtet haben? Iſt eine wahre Empfindung je an ſich ſelbſt irre geworden? Nur weil die Quellen in der Menſchenbruſt nicht anhaltend fließen, ſondern intermittirend hervorbrechen, und wieder in ſich ſelbſt verſiegen, darum kommt Wankelmüthigkeit und Unentſchloſſenheit ins Leben; mit der ruhigen Beſinnung kehrt auch immer die Menſur zurück und die Einſicht, die Umſicht und die Wahl, und ſelten wählt der Menſch im nüchternen Muthe, wie Gott, das Beſte; ſeltener aus innerer Verzagtheit das Schlechteſte, meiſt ein neutrales Gemiſch aus beydem, eben das Gewöhnliche. Es iſt daher zu glauben, daß eine Nation nicht ſchlechter ſey, als ihre Poeſie; es würde betrübt um die Deutſchen ſtehen, wenn ſie nicht beſſer als ihre Geſchichte wären; haben ſie ihre eigene Herzensſprache dort geredet, ſo haben ſie hier jeden fremden Patois ſich aufdringen laſſen müſſen, und aus innerer Kleinmüthigkeit nach und nach ihre Mutterſprache beynahe ganz vergeſſen. Die Jahre oder Jahrhunderte eines Volkes, in denen keine Begeiſterung geweſen iſt, werden in ſeiner wahrhaften, zugleich poetiſchen Geſchichte nicht gezählt; ſchon lange aber drucken die Neudeutſchen mit großer Geſchäftigkeit ſolche Schmutzblätter zu ihren Annalen, die jedesmal als Widerdruck aus der Preſſe kommen, daß dem Leſenden die Augen übergehen. Wollen ſie nicht, daß ihre Wirklichkeit ihre innere Poeſie, und ſomit den Kern ihres Weſens vernichte, ſo müſſen ſie ihre zufällige Aeußerlichkeit durch die beſſere Natur Lügen ſtrafen, damit ſie vor der Geſchichte ihre augenblickliche Abweſenheit rechtfertigen, wie andere Völker es gethan haben.

Digitized by Google

Freylich kann die Poesie nicht die Gewalt abtreiben, aber sie kann Macht aufbieten gegen Macht; es ist um keinen gethan im größten Unglück, der seine innere Resonanz sich ungekränkt bewahrt; eine hölzerne, klanglose Natur aber wird ewig als Knecht der Stärke dienen, weil es die Natur selbst so geordnet. Darum ist die Existenz einer so klangreichen, tönenden federkräftigen Poesie in der Mitte der Nation eine so tröstliche Erscheinung, ihre innere Trefflichkeit zeugt für ihre Wahrhaftigkeit, und daß sie Volkspoesie geworden, beweist, daß diese Wahrheit nicht bloß individuell für die Dichter gelte, sondern in der ganzen Masse ein durchgehender Zug sich gefunden habe, der den Dichter und die Nation in eins geschmolzen. Wir können durch sie ergänzen, was in den Begebenheiten mangelhaft geblieben; und wenigstens eine Hoffnung ist uns geblieben. Auch gibt schon das Streben nach besserer Zukunft selbst in dieser Poesie sich zu erkennen dadurch, daß sie aus der Geschichte in den Romanzen so oft das Beste sich angeeignet. Der alte Hildebrant, der Tannhäuser, der Pfalzgraf am Rheine, Prinzenraub, der Graf im Pfluge, Stauffenberg, Oloff, Ladislás Ermordung, Schlacht am Kremmerdamm, Schloß Orban, Burkhart Münch, Zug nach Morea, Conradin, der Staar, alle bey Gott, die sich lieben, Edelkönigs Kinder, Herzog Hans von Sagan, Graf Friedrich, Lenore, Thedel von Wallmoden u. s. w., sind Reminiscenzen aus der theils fabelhaften, theils wirklichen Geschichte der Nation, und gleichsam wie kleine zusammengebrochene Abbilder der großen Erscheinung, die sich früher vor uns gestaltete. Hier auch ist der Punct, wo die Volkslieder in die sogenannten Volksbücher übergehen, von denen wir an einem andern Orte gesprochen haben. Man hat die größeren Romanzen, weil das Volk nicht Athem genug für so lange Gedichte hatte, in den Erzählungston übersetzt, und in dieser Form haben sie jene Bücher aufgenommen.

Sollen wir aber das eigentlich Historische in dieser Poesie selbst wieder ins Auge nehmen, dann mag bey der Seltenheit

Digitized by Google

und dem Untergange früherer Sammlungen, nur wenig Fragmentarisches sich als Ausbeute der Untersuchung ergeben. Diese unadeliche Poesie hat keine Heraldik gehabt, und wenig auf die Fortsetzung eines regelmäßigen Stammbaums gehalten, und wir haben schon berührt, wie von dieser Seite eine frühere Mahlerey in frommer Unbefangenheit und anspruchloser Hingabe alles Ehrenbesitzes ihr ganz und vollkommen gleich gestanden. Viele dieser Gedichte sind ohne Zweifel nicht Individuen, sondern Familien; mit den fortlaufenden Generationen sind sie fortgewachsen. Wenn sie in einzelnen Gliedern abgestorben, dann haben sie in andern um so frischer sich erneut; so sind sie wie ein Polypenstamm durch die Zeiten fortgewachsen, und es hält schwer, unter den vielen Verzweigungen zu entscheiden, welches der ursprüngliche Mutterstamm gewesen ist. Gerade bey unserer Anschauungsweise ist es offenbar geworden, wie so viele einzelne Gattungen theils unverhältnißmäßig schwach besetzt erscheinen, theils auch gar nicht vorhanden sind, entweder weil die einzelnen Denkmäler schon untergegangen, oder den Sammlern noch nicht vorgekommen sind. So sind viele verbindende Mittelglieder ausgefallen, und dadurch so manche Uebergänge vernichtet worden, die in der Folge allmäliger Entwicklung die verschiednen Momente miteinander verbunden haben. So ist nur in einzelnen Ueberresten noch das Medium vorhanden, in dem diese Lieder mit dem Minnegesang zusammenhiengen. Bedeutend für diesen Theil der Geschichte deutscher Lyrik ist ein Manuscript, das unter No. 343 auf 143 Folioblättern, in gewöhnlicher Cursivschrift, auf Papier geschrieben, in der vaticanischen Bibliothek sich befindet. Diese Sammlung, die nach der Sprache und andern innerlichen Merkmalen zu urtheilen in die erste Zeit der Reformation fällt, enthält neun geistliche, und hundert und neunzig weltliche Lieder. Wir bemerken darunter viele, die auch in das Wunderhorn aufgenommen sind. Z. B. No. 35: Herzlich thut mich erfreuen die frölich Summerzeit, im ersten Bande, S. 239; No. 12: Ach Gott mich thut verlangen, nach dem der

jetzt gefangen, dem liebſten Fürſten mein, B. I, S. 111; No. 85: Schwer lanckweyllig iſt mir mein Zeit, ſeidt ich mich hab geſcheiden, B. II, S. 115; No. 98: Ach Gott wie weh thut ſcheiden, aus Herzen Grund, ſo trab ich über die Heiden, B. I, S. 206; No. 100: An Liebes Bruſt, nach Herz und Luſt, lag da mit Armen umpfangen ein junger Knab; No. 109: Der Wützgauch hat ſich zu todt gefallen, von einer holen Weiden, wer ſoll uns dieſen Sommer lang, die Zeit und Weil vertreiben, B. III, S. 111; No. 110: Die Sonn die iſt verblichen, der Mond iſt ufgegangen, die Nacht die kommt geſchlichen, B. I, S. 389; No. 121: Es wolt ein Jäger jagen, wolt jagen wilde Schwein, was begegnet ihm uff der Heiden, B. I, S. 139; No. 129: Es wonet Lieb bey Liebe, darzu groß Herzeleid, B. II, S. 243; No. 138: Ich ritt mit Luſt durch einen Walt, do ſangen die Vögelein jung und alt, B. I, S. 327; No. 143: Ich hört ein Fräulein klagen, fürwahr ein weiblichs Bild, ihr Herz wollt ihr verzagen, B. I, S. 314; No. 150: Ich ſtundt an einem Morgen, gar heimlich an einem Ort, da hat ich mich verborgen, B. III, S. 44; No. 164: Mein Fleiß und Müe ich nie hab geſpart, allzeit gewahrt den Herren mein, zum Beſten ſein, Georg von Fronsberg, B. II, S. 344; No. 186: Wo ſoll ich mich hinkeren, ich armes Bruederlein, wie ſoll ich mich ernähren, B. II, S. 125; eine Variante davon No. 191: Wo ſoll ich mich hinkeren, ich armes Waldbrüderlein. So iſt auch noch bey andern das Thema variirt, ſo No. 35: Ich weiß mir ein Meidlein, gar hübſch und fein; in B. II, p. 37: Ich weiß mir ein Liedlein, hübſch und fein; No. 107: Dort außen auf jenem Berge, da ſtet ein Kaſten Hakerlein; No. 122: Ein Fräulein zart, ganz ſchon von Art, mit Treue erzeigt, iſt doch geneigt; und No. 184 Von edler Art, ein Fräulein zart, biſt du ein Kron, der ich mich han ergeben; in naher Berührung mit dem Liede: Von hoher Art ein Fräulein zart B. I, S. 186; endlich No. 180; So wünſch ich ihr ein gute Nacht, zue hunderttauſend Stunden, wann ich ir Lieb verwandt mit kurze Weile, B. I, S. 110. Die übrigen Lieder enthalten eine

Digitized by Google

Menge Anklänge aus dem alten Minnegesang, wie sich aus ihrer Vergleichung mit den bekannten Sammlungen, und insbesondere wieder mit den Manuscripten No. 313, der Mynne Kint, und No. 357 der vaticanischen Sammlung ergibt; eine Untersuchung, die aber nicht dieses Ortes seyn kann.*)

*) Wir können uns nicht enthalten, einiges aus jener merkwürdigen Handschrift beyzubringen, um urkundlich nachzuweisen, was zwey bis drey Jahrhunderte, die an jenen Dichtungen vorbey gegangen, über sie vermocht. Die ersten Strophen des Gedichtes: der Graf und die Königstochter Wunderh. B. I, S. 265 lauten hier so:

Khunt ich von Herzen
Singen ein hübsche Tageweis
Von Lieb und bitterm Schmerzen
Nun merkhen uff mit Fleiß
Wie es eines Kuniges Tochter ging
Mit einem jungen Grafen
Nun hördt hüpsch Wunderding.
An ihres Vatters Hofe
Manch edler Ritter was
Noch liebet sie den Graven
Uff Erdt für alles daz
Was Gott durch seine Weisheit erschuff
Heimlich aus betrübtem Herzen
Thett sie so manchen Rueff
Herr Gott sendt mir das Glückhe
Das er mein Herz erkhen
Löß mir auff Bandt und Strickhe
Frau Venus edle mein
Wie der Junkfrauen im Herzen was
Also was auch dem Grafen
Allzeit ohn Undlaß
Keins dörffs dem andern offnen
Was im im Herzen lag
Ihr jeglichs thet sich hoffen
Ein selden reichen Tags
Der doch zur Lest mit Jamer kham
Eines thet dem andern schreiben
Und leyten hin ir Scham.

Ein Tag der wardt gemelde
Zu einem Brunnen kalt
Der lag fer in dem Felde
Vor einem grünen Waldt
Wer ehe kem zu des Brunnen Fluß
Das solt des andre warten
Also was ir Beschluß.
Die Jungfrau thet sich zieren
In einen Mantel weis
Ir Brust thet in schnieren
Vermachts mit ganzem Fleiß
Auch sprach edel die Jungfrau schon
Kein Mann soll mich auff preißen
Dan eines Graffen Sun.
Da sie kam zu dem Brunnen
Sie funndt viel Freud und Lust
Sie dacht ich hab gewunnen
Mein Trauren ist verdust
Aus aller Noth wher ich erlöst
O daß ich seh her reyten
Mein Hoffnung und mein Trost.
Zu Handt lief uß dem Walde
Ein grimme Löwinn her
Die Junckfrau gar balde
Sie floh von dannen fer
Und kam so fer demselben Tag
Irn Mantel ließ sie liegen
Daraus kam Mort und Klag,
u. s. w.

Man vergleiche ebenso mit den Wächterliedern des Wunderhorns No. 106, S. 93 im Codex.

Der Waechter ruefft an den Tag
Wol an der Zymnen do er lag

Digitized by Google

Schon die Veraltung der Sprache macht eine vielfache Veränderung im Laufe der Jahrhunderte nothwendig; die Uebersetzung eines beliebt gewordenen Gesangs in die mancherley Dialecte ist gleichfalls Ursache einer beständigen Veränderung, die er, jedesmal sich anschmiegend dem Character des Idioms

---

Woll auf es mues geschieden seyn
Und wo zwey Herzlieb bey einander sein
Scheiden sie nit bald
Es taget vast vor jhenem Wald.
Nu lig guet Gesell und hab gemach
Es ist vor wahr nit heller Tag
Der Tag scheint durch die lichte Stern
Der Wächter der Wächter betrug uns Beyde gern
Das sag ich dir
Die Mitternacht ist noch nicht herfür.
Die Nachtigall singt iren Ton
Als sie vorlangst hat gethon
Darbey spürt man des Tages Schein
Woll auf es mus geschieden sein
Es taget vast
Ich laß dir weder Rue noch Rast.
Sie trückt ihn freundlich an ir Brust
Sy lagen nach ires Hertzen Lust
Mit weissen Armen umfangen schon
Sie sprach schöner Buel gehab dich wol
Laß dir wohl seyn
Sie bot im ir rots Mündelein.
Der guet Gesell freut sich der Wort
Kher dich herumb mein höchster Hort
Du hast erfrewet das Hertze mein
Verschwunden ist mir all mein Pein
Zue dieser Frist
Sieh du Herzallerliebster bist.
Was zog er von den Hende sein
Von Golt ein Fingerlein
Sehe hin Buele wol zu der Letz
Damit du dich deines Leids vergetz
Zue dieser Zeit
Damit schiet er wol trürig über die Haid.
Das Medlein schrie mit Layd ade
Nun behuet dich Gott vor allem wee
Du bist meins Herzens ein edler Trost
Gedenkh Herzlieb mein Ellens gros
So ich verdolt
Noch bin ich nie von Hertzen holdt.

Von dem vielen Vortrefflichen, was dieser Codex sonst noch enthält, zeichnen wir noch No. 76 an, was uns gleich zuerst ins Auge fällt. —

Ich weis mir ein Blümlein bloe
Von Himmel bloem Schein
Es stehet in grüner Auwe
Es heißt vergiß nit mein
Ich kunde es nirgend finden
Was mir verschwunden gar
Vor Reif und kalten Winden
Ist es nimmer da. —
Ich weis mir ein Blümlein weise
Es steht in grünem Riet
Von Art so ist es kleine
Nun hab mich lieb
Es ist mir abgeneyt
Wol in dem Hertzen mein
Mein Lieb hat mich verschmeyt
Ich kann nit frölich sein.
Das Blümlein das ich meine
Das ist rosina rot

erfahren mußte. Große, ganz nationell gewordene Dichtungen, die so lange sich behauptet, und sich so weit verbreitet hatten, daß sie jene zwiefache Umänderung erfuhren, mußten auch an dem allgemeinen Wechsel des Geschmackes im Verlaufe langer Zeiträume Theil nehmen, wie wir selbst große architectonische Werke, deren Bau mehrere Jahrhundert gedauert, auch den Character der verschiednen aufeinander folgenden Zeiten in ihren verschiednen Constructionen darstellen sehen. Mehr noch hat die individuelle Willkühr jener, die sie fortgepflanzt; auf sie eingewirkt. In manche, die selbst poetische Productionskraft besaßen, mochte schon Bestehendes eintreten als Ferment, und den innern Geist anregen, daß er das Aufgenommene wieder gab in einem zwar ähnlichen Charakter, aber erweitert und verändert, und wohl auch geläutert in der eigenen Natur. Andere Unberufene, indem sie eigene Schleimsäfte zugemischt,

---

Ist Herzen Trost genennet
Auf dierzer Heiden stet
Sein Farb ist im verbluhen
Der Wolgemuet
Verloren hab ich mein Trost.
Ich weis mir ein Bluemlein weise
Steht mir im gruenen Gras
Ist gewachsen mit gantzem Fleiße
Es heißt nun gar Schabab
Das Bluemlein must ich tragen
Wol dissen Sommer lang
Viel lieber wola ich haben
Mein Bulen umbefaung
Nach heuer gegen dissem Sommer
Kumpt uns der lichte May
Bringt uns das Bluemlein wider
Braun, weis, gelb nach der Zeit
So leut in mir nit wider
Was ein iglichs Bluemlein bedeut.
O du herzig Wolgemuet
Wie erfreistu mich so wol
Kein Bluemlein mir nie lieber wart
Zun Eren ich dein beger
Ich beger dein ewig zu bleiben
Biss uff das Ende mein
Halt mich in deiner Werde
Herzig Lieb vergiß nit mein.
Mein Herz leidt groß Kummer
Daz mein vergessen ist
So hoff ich uff den Summer
Wol uff des Meyes Frist
Wan sich die Reiffen vergangen
Und auch der kalte Schnee
Von der allerliebsten werdt ich entpfangen
Dets dem Klaffer im Hertzen whe.
Der Reiff mit seinen Zeitten
Verderbt vil Bluemlein zart
Gher umb die Klaffer schmeichlen
Mit ungetreuwer Art
Vil grosser Lieb uff Erden
Die itzundt mues zergahen
Was mir heuer nit mag werden
Das wil ich ein ander Jar han.
Hertzlieb du darffest nit denkhen
Das ich von dir wil lon
An dir wil ich nit wencken
Bey dir khan ich nit seyn
Was ich gern ther in Trewen
Das schafft mein Ungewan
Hertzlieb nu halt dich steete
Wie fer ich doch von dir bin.

mußten in demselben Grade die Masse des umlaufenden Lebensbluts verwässern, daß die Lieder verdarben in ihrem Munde. Wieder konnte in vielen Gemüthern sich jene Willkühr dadurch äußern, daß sie sich darin gefielen, Entlegenes und Geschiedenes zu paaren, und entweder mechanisch getrennte Fragmente verschiedner Poesien in ein Ganzes zu verknüpfen, was eben so gut auch Vergeßlichkeit bewirken konnte; oder das in sich Aufgenommene selbstständig ineinander zu verarbeiten, daß ein drittes mit beyden Verwandtes, aber doch für sich Bestehendes daraus hervorsprang. Rechnet man zu diesen Veränderungen, die jene Lieder durch Zuthat erfuhren, noch jene andern, die ihnen durch theilweisen Ausfall dieses oder jenen Gliedes, durch allmäliges Verwittern in den Zeiten, durch stufenweißes Erbleichen im Gedächtniß des Volkes bey zunehmender Unverständlichkeit widerfahren mußten, dann kann es uns nicht befremden, daß so viele in einem solchen verstümmelten Zustande auf uns gekommen sind, daß sie in so vielfältigen, sich kaum gleichsehenden Variationen umgehen, und daß so viel Schlechtes, besonders aus den neuen Zeiten, wo die freche Willkühr der Individualität unleugbar in demselben Maße zugenommen, in dem die innere Poesie in der Masse bey geringerer Erregung gesunken, mit unterläuft. Von der einförmigen Monotonie des Minnegesanges an, der von der schwach besaiteten Lyra in wenigen einfachen, aber tiefen Brust- und Herzenstönen erklingend, die ersten Jahrhunderte mit klaren, reinen, frischen, kühlen Liebeswellen tränkte, bis sie allmälig erwachsend, nicht mehr an dem lieblichen Summen und Rieseln sich ergnügen mochten, sondern tiefere und weitere Gefühle suchten und größere Farbenabstufung und Tonreichthum, durch jene Zeiten durch, wo der Gesang allmälig immer tiefer in die Brust sich eingehüllt, dann in die Breite in den künstlichen, ceremoniösen sogenannten Meistergesang auseinanderfloß, und endlich aufbrennend nach oben in die neue höhere Poesie, und abwärts sich niederschlagend in das fade Phlegma gemeinen Handwerksburschenwitzes, durch alle diese Veränderungen der deutschen Lyrik zieht sich zwar sichtbar eine Linie des Steigens und Fallens und vielfältiger Beugungen durch; aber es ist unmöglich, diese Curve selbst, weil beynahe alle bestimmenden Puncte fehlen, geometrisch für die Wissenschaft zu construiren.

Eben darum aber, weil diese Poesie keine Historie hat, und darum auch nicht historisch behandelt werden kann, möchten wir die Herausgeber dieser Sammlung in Schutz nehmen gegen die Beschuldigung, daß sie zu wenig die historische Treue in der Anordnung und Behandlung des Buches geachtet hätten. Sie haben besonders im ersten Bande einzelne Gedichte

Digitized by Google

eingelegt, andere mannigfaltig restaurirt, und durch Zusammenschieben fragmentarisch geschiedner Theile sie zu einem zusammenhängenden Ganzen gefügt, und sich also beynahe alle die Freyheiten genommen, die wir eben als störend die eigentliche Geschichte dieser Gattung angeführt. Die Herausgeber wollten nicht eine Chronik deutschen Volksgesanges geben, das würde bey dem unmäßigen Umfange dieser Gattung und bey dem vielen Schlechten, das sie aufgenommen, eine unerschwingliche und undankbare Unternehmung gewesen seyn; sie wollten vielmehr in Einen Brennpunct die, durch das Volk zerstreuten Strahlen sammeln, um im engsten Raume eingeschlossen, was über die Weite unscheinbar auseinander gelaufen, der Anschauung vorzuführen. Oft genug mußte der Fall eintreten, daß von guten Gedichten nur ein Haufen Trümmer sich erhalten hatte. Der Witz gefiel sich darin, diese Fragmente so zu ordnen, daß aus fremdartigen Gliedern verschiedner Gestaltungen doch ein Bild erwuchs, das nichts Widersprechendes in seiner Zusammensetzung zeigte. Ein solches Spiel, in der Plastik kaum auszuführen, muß in der Poesie als ein Erlaubtes zugegeben werden. Oefter noch mußte einiges Gute Schlechtem oder Mittelmäßigem eingesprengt erscheinen, die Sammler pochten das Metall heraus, und man würde ihnen wenig Dank gewußt haben, wenn sie das taube Gestein mitgegeben hätten. Was aber die eingelegten Gedichte selbst betrifft, so kommt es dabey hauptsächlich auf die Frage an, ob dabey der Geist des Volksmäßigen geehrt und getroffen worden, oder ob die Subjectivität der Dichter durchgeschlagen, und dadurch etwas Fremdartiges der reinen Masse zugemischt worden sey. Aber alles, und nur Hinzugedichtetes laufen so in einem Tone und Charakter fort, daß es schwer werden sollte, ohne anderweitige Nachweisung mit entscheidender Gewißheit anzugeben, wo das Eine aufhört, und das Andere anfängt. In Sachen der Poesie ist es ein anderes als in den der Wissenschaft; der Geschichtschreiber muß mit Treue sammeln, was sich vorfindet, jede untergeschobene Thatsache ist eine Lüge, über die Rechenschaft von ihm gefodert werden kann. In der Kunst aber ist nur das Häßliche die Lüge, ihre Werke sind an die Zeit gebunden nur für die Entstehung, keineswegs aber für die Anschauung; ihr könnt alle Gedichte dieser Sammlung betrachten, als wären sie heute entstanden, oder vor Jahrhunderten, an ihrem Wesen wird nichts dadurch geändert. Ein Werk, in ihrem Geist und Charakter vollendet, wird allein dadurch auch aufgenommen in ihre Genossenschaft; Fremdes aber und Gemeines, habe es auch durch viele Zeiten fortgewuchert, wird ausgestoßen und weggeworfen aus der Gemeinschaft. Wollte ein Meister uns

Digitized by Google

den Dom von Cölln in seinem ursprünglichen Geist vollenden, vor der Betrachtung des Werkes würden die Jahrhunderte verschwinden, die zwischen seine Gründung und Vollendung sich eingedrängt, der Bau würde dieser Art angehören, und zusammt ihr auch wieder der alten Zeit. Bey einer neuen Auflage des Buches könnten indessen die Herausgeber zur Beruhigung der Aengstlichen auch die Linien der Restauration angeben.

Den Nachruf, welchen einer der Herausgeber dem ersten Bande dieser Lieder mitgegeben, überlassen wir den Lesern selbst zu würdigen, da uns unsere Liebe zur Sache ohnehin schon zu ziemlicher Ausführlichkeit verleitet hat.

Tabellen, enthaltend eine Methode, das griechische Paradigma einfacher und gründlich zu lehren, von Dr. F. Thiersch, Professor am Gymnasio zu München. Zweyte verbesserte, und mit dem homerischen Paradigma vermehrte Auflage. Göttingen bey Dietrich 1809. Auf neun Tabellen. (16 gr.)

Es ist nicht zu verkennen, daß seit einiger Zeit die grammatische Darstellung des griechischen Verbi viele reelle Verbesserungen erhalten hat. Nicht wenig falsche Formationen und Deductionen sind verworfen. Man liest nicht mehr von einem aor. sec. oder perf. med. in den verb. pur. (einzelne Ausnahmen langsylbiger abgerechnet, wie ἐκάην); das sogenannte perf. med. aber ist, wo es existirt, als ursprüngliches perf. act. wieder eingesetzt; die durchgängige Ableitung des aor. sec. vom fut. sec. hat Buttmann vernichtet, dieses fut. fast nur auf die verba liquida beschränkend, u. s. w. Hr. Th. versuchte bereits 1808 in seinen Tabellen das griechische Paradigma durch gewisse einfachere Ableitungen zu erleichtern, und jetzt haben wir schon die zweyte Auflage desselben vor uns. Der Grundgedanke dieser Methode ist: man müsse alle Formen unmittelbar aus dem Wortstamm ableiten, und an diesen die Kennzeichen der Personen, modorum, u. s. w. anfügen. Unabhängigkeit einer jeden Form wird gefordert. Offenbar ist hier zu unterscheiden zwischen dem, was der wirkliche Gang der Sprachbildung zeigt, und was die Methode des Unterrichts etwa erheischen könnte. In Rücksicht des ersten ist zunächst klar, daß sich die imperfecta aus den praesentibus, die plusquamperfecta aus den perfectis heraus gebildet haben. Dieß

Digitized by Google

wird auch vom Verf. anerkannt durch seine Eintheilung in Haupt- und Neben-tempora. Ferner ist offenbar ein Zusammenhang gewesen zwischen der Bildung des Indicativs und der übrigen modorum, und zwischen ἐτύφθην und τυφθήσομαι. Mehr Schwierigkeiten sind, wenn nach dem Verhältniß des perf. act. zu dem fut. oder aor. prim., und des perf. passiv. zu den perf. act., oder des aor. prim. passiv. zu dem perf. passiv. gefragt wird, und um diese Puncte drehen sich bekanntlich die Hauptstreitigkeiten und Kunstgriffe der grammatischen Theorien. In der That möchte die Entstehung des perf. vom fut. oder aor. schwerlich sich behaupten lassen in Fällen, wie: λείψω, λέλοιπα; τρέψω, τέτροφα; κλέψω, κέκλοφα; πείσομαι, πέποιθα; πείσομαι πέποιθα; χέσω, κέχοδα; ἔρξαι; ἔοργα: τεξω, τέτοκα (Hes. ἐργ. 591 u. Theog. 469); δέδοικα, δείσεται (Il. 19, 130); oder die Bildung des perf. passiv. aus dem perf. act. in κέκλοφα, κέκλεμμαι; τέτροφα, τέθραμμαι; ἄκηκοα, ἤκουσμαι; λέλοιπα, λέλειμμαι; πέποιθα, πέπεισμαι; ἐνήνοχα ἐνήνεγμαι u. s. w. Allein alle diese Formen, was beweisen sie? Nicht mehr noch weniger, als daß eben in ihnen kein solcher Zusammenhang erscheine; wenn aber Hr. Th. in der Vorrede scheint beweisen zu wollen, daß er nirgends statt gefunden, so geht er zu weit. Warum nun gleich zu dem andern Extrem? Der Stammlaut ist natürlich nie für sich allein gegeben, sondern in einem bestimmten tempus, modus, Person. Das Ohr hörte ihn heraus aus diesen Complicationen, und so bildeten sich neue Formen. Warum nun ist es unmöglich, daß er bald rein, bald in modificirter Gestalt herausgehoben worden sey, um neue Verbindungen einzugehn? So haben sich die tempora der modorum eins durch das andere geformt, und so kann man kaum verkennen einen Zusammenhang zwischen κέχηκα, κέχυμαι, ἐχύθην; ἔσσυμαι, σύθην; ἐγρήγορα und ἐγρήγορθε (Il. 7, 371); δέδμητο und ἐδμήθην; εἶκτον und ἤικτο; ἔδηδα und ἐδήδεσμαι, wie ἐδήδοκα und ἐδήδομαι (ἐδήδοκα wird unrichtig mit ἐδήδοσμαι in der Vorrede zusammengestellt, und daraus gegen den Zusammenhang zwischen perf. act. und perf. passiv. argumentirt, da doch ἐδήδοται sich findet (Od. 22, 56), und ἐδηδώς (Il. 17, 542); ferner zwischen βέβληκα und βεβλήσομαι, κεκλήκα κεκλήσομαι, während die fut. dieser beyden Worte anders geformt sind. Aber auch diese Formen sollen nichts weiter aussagen, als nur eben von sich selbst, und es zeigt sich, was vom Gange der Sprache leicht zu erwarten war, daß die Theile des Paradigma bald mehr oder weniger unabhängig von einander und unmittelbar aus dem Stamm, nach den jedem Tempus eigenthümlichen Gesetzen, bald eins aus dem andern hervorgegangen sind, gleich-

Digitized by Google

wie der aor. sec. bald aus einem wirklichen kürzern Präsens entstand, bald nicht, und wie man aus abweichenden Infinitiven oder Modusformen nicht beweisen kann, daß überall gar kein Zusammenhang sey zwischen dem Indicativ und den übrigen. Dieß von dem Historischen. Wird aber gefragt nach der Methode des Unterrichts, dann treten wir dem Verf. bey. Denn hier ist es nöthig und nützlich, daß in jedem Augenblick jede beliebige Form könne erkannt, oder selbst gebildet werden, daß demnach der Schüler nicht mechanisch hersage, sondern selbstthätig construire. Dazu gehört, daß man verstehe, an den Stammlaut diejenigen Endungen regelmäßig anzufügen, welche jedem tempus, modus u. s. w. eigen sind. Rec., welcher die Methode selbst versucht hat, kann sie mit Ueberzeugung empfehlen, wie wohl die Ausführung des Verf. im Einzelnen noch Manches zu wünschen übrig läßt. Die erste und zweyte Tabelle spricht von Vocalen, Consonanten und Stämmen. Die combinatorische Methode, alle Diphthongen zu bilden, hat doch nicht verhindert, daß die zwey langen ᾱυ und ῑι (cf. Herm. d. Emend. Rat. gr. gr. pag. 50) vergessen wurden. Wichtiger aber ist, daß man überhaupt in diesem Theile eine deutliche Anschauung von dem Zusammenhange der Buchstaben im Organ vermißt, ohne welchen die Art ihres Uebergangs ineinander unverständlich bleiben muß. Alsdann würde wohl auch nicht gesagt seyn, λῆθειν enthalte zwey α (λαθειν, und φημί sey gleich dem φαμὶ, zumal da am anderer Ort η besser bestimmt ward. Was ferner das Wachsen der Stämme durch Consonanten anlangt, so geht erstlich die Hemmung γ (πράγω), κ (φρίκω) und χ (ταράχω) über in das fließende σ, ferner auch die Hemmungen τ (λίτομαι) und π (πέπων, πέσσω), welche Formen nicht anzusehen sind als aus πραγ-σω, φρικ-σω u. s. w. stammend, gleich als wenn beydes erst nebeneinander gestanden, und alsdann eins verdrängt worden. Ferner verbindet sich das fließende σ mit den Hemmungen κ, χ, und bildet σκ und das üppigere σχ, aus εἴκω wird ἔοικω, aus ἔχω wird ἔσχον, wo nicht zu denken ist an εχσχ. Das σκ tritt auch hinüber in die Verba pura, μεθύσκω, ἱλάσκομαι. Jenes σ verbindet sich zweytens mit π in ἔσπετε, und tritt milder gehemmt auf in ζ, ein Hauch, der bald die pura dehnt (σώζω) bald anstatt der Hemmungen κ, γ, χ gehört wird, ähnlich den obern Fällen. Daher ist στενάζω eben so wenig aus στεναχ-ζ, oder παίζω aus παιγ-ζ, als πράσσω aus πραγ-σω abzuleiten war. Ueberhaupt fehlt es auch diesen Tabellen an Uebersicht; dieselben Sachen kommen bisweilen mehreremal vor, wie von den Stämmen in σσ und ζ, anderes wird gar nicht erwähnt, wie daß πτ aus β, π, φ stammt, oder was zu machen sey mit den Stämmen ἄχθομαι ἀμάρτω, ἕψω, αὔξω, βλάστω, βόσκω, ὄφλω u. s. w., deren es eine große Anzahl gibt. Die weitere Bestimmung der Wort-

Digitized by Google

stämme ist dadurch verwirrend, daß zuerst mit zu den langen gerechnet wird, was zwey Sylben hat, dann aber in Bezug auf diese wieder zweysylbige Verkürzungen auftreten. Besser konnte gesagt werden, man achte auf die, der Endung vorhergehende Stammsylbe; ist dieselbe lang durch Consonanten, oder Vocale, so muß sie verkürzt werden, um das fut. sec., oder den aor. sec. zu bilden, wo er vorkommt. Was davon ausgenommen seyn sollte, ist unbedeutend. Recht gut ist entwickelt die Lehre von dem Zusammentreffen der Consonanten und den daher entstehenden Verwandlungen, nur paßt nicht ganz die Regel, daß gewöhnlich der mittlere Consonant von dreyen ausgestoßen werde; freylich wird so auch τυπτσω schnell τύψω, aber aus ἀλύσκω nicht ἀλύξω. Offenbar liegt demnach ursprünglich ein anderes Gesetz zum Grunde, wie auch in κέκαδμαι von κάζω, πέφραδμαι von φράζω, wo Buttmann richtiger bestimmte, s. neue Gr. S. 205. Weiter folgt in den Tabellen, nachdem von den mutis, liquidis, puris im allgemeinen gesprochen, die bestimmte Entwickelung der Personen, und der modorum. Zuerst wird unterschieden Personenendung und Charaktervocal (ein unpassender Name, cf. Buttmann S. 261). Da man nämlich die Endungen der Personen ursprünglich unmittelbar an den Stammvocal hing (im Verbo in μι), so mußte, wo ein Consonans den Stamm endigte, ein stellvertretender Laut sich einfügen, wie solches in der Conjugation auf ω sich findet, ausgenommen etwa das perf. pass. Um diese Vocale herauszuheben, würden also nur die Personen gespalten, welches nicht immer gelungen ist. Die erste Person praes. wird getheilt in οο (eins für den Charaktervocal, das andere für die Endung) und im Conjunctiv soll seyn οοο = ωο = ω. Da die Endung des Conjunctivs alt μι war, als ἀγάγωμι, ἵκωμι, so hat wahrscheinlich erst, nachdem dieß wegblieb, sich die Endung ο dafür in ω hineingeschlichen. In τύπτεις soll ε Charaktervocal seyn, und ις Endung; allein das ι gehört zu ε, weil ja aus dem dorischen τύπτες das ionische τύπτεις wurde; für dieses ει erscheint im Conjunctiv der sogenannte uneigentliche Diphthong η. Eben so entstand aus τύπτεν ionisch τυπτεῖν, weswegen τυπεῖν nicht abzutheilen war, Tab. 4. Den Pluralis formirt Hr. Th. immer in ντσι als τυπτοντσι, πεφρικαντσι, da doch die Analogie des passivischen τύπτονται räth, das dorische τύπτοντι für die Urform zu halten, und dieses ντσι nirgends existirt. Der Verf. nahm dasselbe an, weil er nur so die Dehnungen τύπτοτσι, πεφρίκασι erklären zu können glaubte. Freylich wenn man gleich setzt, was nicht durchweg bewiesen werden kann! Erstlich würden in δαιμοσι aus δαιμόνεσσι zwey Consonanten ausgestoßen zusammt dem ε,

Digitized by Google

und ο blieb unverändert. Ferner, warum muß, wenn aus σπένδω wird σπείσω, auch ἑντς gewesen seyn, um εἷς zu bilden, da ein Genitiv ἑνὸς, nicht ἑντος ist? Vielmehr wie aus ἑνς schon ward εἷς, so aus τιθένς, welches manche sagten, τιθείς, aus τιθένσα, τιθεῖσα, aus στάνς (stans) στάς, und folglich aus τιθέντι auch τιθεῖσι, aus ἱστάντι auch ἱστάσι. Hier entstand alsdann eine Nebenform. Wie nämlich das präsentische οντι sich verhält zu ον in den praeteritis, und εντ. zu εν, eben so auch αντι zu αν, und wie αν oder σαν einheimisch ward im praet., eben so αντι im praesenti. Daher die Formen τιθεασι, διδόασι, ἔασι für τιθεῖσι, διδοῦσι, εἰσί, welche nicht aus einander abzuleiten sind. Auch δεδίασι ist nicht aus δεδιντσι, sondern α hielt sich früh in der letzten Person, wie ο im praes. und imperf. τύπτοντι, ἔτυπτον, und die Urform war δεδίαντι. Aber auch nach des Verf. Theorie ist nicht abzusehn, warum im βεβάασι, γεγάασι das erstere α durch ionische Verdoppelung entstanden seyn soll, da es offenbar Stammvocal ist, wie ι in δεδίασι. Ferner, nachdem richtig bemerkt worden, daß κ sich zuerst in die perf. der purorum hineinbildete, weswegen bey Homerus erst hier die Form κ neben der Urform erscheint, als βέβηκα) denn aber später in einige nicht pura, warum soll Tab. 3 τέτυφα seyn aus τετυπκα, d. h. τετυπ-ά, und besonders βέβρεχα von βρέχω aus βεβρεχκα, als wenn das homerische τέτευχα wäre aus τετευχκα? Der Hauch entstand aus dem Streben kräftiger Dehnung; denn als Dehnung gilt natürlich der Hauch, wie zeigt ἐψύγην, ἐσμύγην aus ψυχω, σμύχω. Im perf. passiv. macht es Dunkelheit, daß so wenig Bestimmtes gesagt worden über die hier bisweilen eintretende Verkürzung des Stamms; von den Diphthongen wenigstens wird außer in den liquidis doch eigentlich fast nur ευ verkürzt, und auch das nur in gewissen Fällen, wie z. E. nicht in πεπαιδευμένος und ähnlichen; denn weder ἤϊκτο kommt hier in Frage, noch ἀλήλιμμαι und dgl., wo die Verdoppelung verkürzt, gleich dem ἐλήλυθα, ἀκήκοα. Die Entwickelung der Conjugation in ω schließt sich mit einem Paradigma der Verba pura, wo uns besonders die einfache Uebersicht der Contractionen gefällt. Das Verbum in μι hätte in manchen Fällen genauer mit der Conjugation in ω, welche eine Fortbildung desselben ist, zusammen gehalten werden können. Ueberhaupt da diese Conjugation die älteste und einfachste ist, so sehen wir nicht ein, warum sie gewöhnlich nur als ein Anhängsel von jener betrachtet wird. Vieles erscheint da nie ganz im rechten Lichte, wie die Conjunctive in ωμι, das α, auch θην und das ην, welches als Form der Vergangenheit der

Digitized by Google

Conjugation ε, früh in allen Optativis war, nicht nur τιθείην, auch διδοίην, ἱσταίην. Die Beybehaltung des langen Vocals im Pluralis ἐτύφθημεν, ἐτύπημεν müßte verglichen werden mit diesem Optativ, nicht mit ἔβημεν, ἔστησαν, Formen der Conjugation α. Denn das ην als bloße Endung bleibt immer lang; und nur die letzte Person kann sich verkürzen, wie διδοῖεν, τιθεῖεν, ἔτυφθεν, analog dem Imperfect ἔτιθεν. Ist aber jenes θην oder ην nur Endung ursprünglich, so wird nicht nöthig seyn, besondere Stämme, τυφθε, τυπε anzunehmen, wie man für ἐτιθεμεν der Stamm τιθε setzt. Denn wäre wirklich aus jener Form, also aus einer Conjugation in ε, der Aorist entstanden, woher denn der lange Vocal im Pluralis der Form ε ohne Beyspiel, oder das ηθι, und ηναι? Daß überhaupt Länge eintrat, geschah wie in allen aoristis dieser Conjugation; nur aber sie hätte ειναι gelautet, nicht ηναι. Zwar der Optativ, Conjunctiv und das Particip sind durchaus conform der Conjugation ε; allein eben die Ungleichheit dieser mit den vorhergehenden zeigt ganz deutlich, daß keineswegs, wie in τίθημι von einem festen Stamm ausgegangen wurde, sondern daß, nachdem erst ην erschienen war, als bloße Endung der Vergangenheit, und darnach sich ηναι gebildet hatte und ηθι, die übrigen modi den Formen τιθείην, τιθῶ, τιθείς nachtönten. Wir glauben deshalb, daß jene Unterscheidungen τυφθε, τυπε wenig helfen, und den Gang der Sprache verkennen. In der Behandlung der verba in μι ist noch aufgefallen, daß die Dehnung des Vocals υ in dem plural. der Aoristen nicht beachtet worden, ἔδῡσαν, nicht ἐδῠσαν, auch hätten die Conjunctive δύνωμαι, δίδωται, πρόςθηται und andere attische Formen vielleicht nicht ganz übersehen werden sollen. Neben dem Paradigma selbst als attischer Form findet sich übrigens das homerische, und auf der letzten Tabelle sind noch besonders mehrere Anomala, und auch die Declinationen, ebenfalls homerisch, zusammengestellt von Hrn. Dissen. Diese Sachen sind aber flüchtig gemacht; denn so fehlt von εἶμι der Imperativ ganz; es fehlen Formen wie στέωμεν, παρστήετον θήῃς, ἀνήῃ, βέομαι, τιθήμεναι, δίδωθι. Eben so ist im Paradigma der Declinationen die Form ευς, wichtig wegen ihrer Vielgestaltigkeit, übergangen, und anderes dergleichen, was nöthig war zur Vollständigkeit. Uebrigens empfehlen wir mit Ueberzeugung die Tabellen des Hrn. Th. zum Schulgebrauch; denn sie lehren und befolgen Methode, nichts aber ist den Lernenden und Lehrenden erleichternder und angemessener, als eben dieses.

Digitized by Google

Almathologie. Erstes Bändchen. Balladen, Romanzen, Erzählungen und Schwänke. Bremen, auf Kosten der Herausgeber. 1809. VIII und 175 S. 8. (16 gr.)

Der Anfang einer unter dem Titel: Geist der deutschen Musenalmanache, angekündigten Sammlung; dießmal lauter Gedichte aus den göttingischen Musenalmanachen abgedruckt! Rec., der die ganze Reihe dieser Almanache vollständig besitzt, die manches treffliche enthält, will die Idee selbst nicht verkennen, die bessern, bisweilen zu früh vergessenen Gedichte aus der Blumenlese des vorigen Jahrhunderts zu sammeln, wenn gleich zu befürchten steht, daß die Zahl solcher Sammlungen bald übergroß werden dürfte, da uns allein die letzte Ostermesse mehrere dergleichen unter allerley Titeln gegeben hat, und keine Arbeit leichter ist, als der Abdruck solcher Gedichte, wovon Rec. einige seit kurzem wenigstens viermal hat bezahlen müssen. Zweckmäßiger aber wäre es gewesen, wenn jedes Bändchen das Erlesenste von einer Dichtungsart aus den verschiedenen Musenalmanachen enthalten hätte, z. B. dieser erste Theil die besten Balladen und Romanzen aus dem göttingischen, vossischen, schillerschen, ständlin'schen u. a. Almanachen, als daß dieselbe Dichtungsart in verschiedenen Bändchen, nach den verschiedenen Almanachen, vertheilt wird. Wenn wir überdieß auch nicht lauter vollendete Kunstwerke in einer solchen Sammlung verlangen, so hätte doch das Unbedeutende und Schlechte gänzlich ausgeschlossen seyn müssen, man findet jedoch hier mehrere Stücke, besonders zu viele gereimte Alltagsanekdoten. Daß die Herausgeber sich keine Abänderungen erlaubten, ist zu loben. Was jedoch dieser neuen Anthologie Vorzüge vor den gewöhnlichen Compilationen ähnlicher Art hätte geben können, das wären zweckmäßige literärische Notizen über die Verfasser der, hier aufgenommenen Gedichte gewesen. In dieser Hinsicht aber haben die Herausgeber wenig oder nichts geleistet, denn in dem Inhaltsverzeichniß, das solche Notizen geben zu wollen scheint, ist bey den meisten Namen ein leerer Raum gelassen worden, den der Leser nach Belieben selbst mit Notizen ausfüllen kann. So hätte bey J. J. Grabner bemerkt werden sollen, daß er im J. 1799 als Capitaine-adjoint bey der batavischen Armee starb. Die Fürstin Louise von Neuwied ist 1747 geboren. Georg (Friedrich Christoph) Sartorius ist geboren 1765, und lebt als Professor zu Göttingen. Bey Senf hätte be-

Digitized by Google

merkt werden können, daß er seine Gedichte unter dem Namen Filidor in den Almanachen mittheilte. Unter diesen Namen erschien sein Lied aus den Zeiten der Kreuzzüge, der deutschen Ritter in Palästina, u. a. m. Chr. Friedr. Sangerhausen starb als Pfarrer zu Aschersleben 1802. Von dem 1774 zu Berlin geborenen, und 1805 daselbst als geh. Kriegsrath gestorbenen Aug. Friedr. Ursinus (im göttinq. M. A. v. 1776 Us. bezeichnet) hätten die schönen Balladen: Horst und der Todtengräber nicht ausgeschlossen werden sollen. v. St. ist der, im J. 1741 geborene, und im J. 1807 als General-Lieutenant verstorbene Frhr. von Stamford. Unter Pope's lieblichen Romanzen haben wir das Fischermägdlein und die Schäferin vom Lande vermißt. Dagegen findet man hier einige, welche zu sehr ins spielende fallen. Aus den frühern göttingischen Almanache hätten auch folgende Stücke: die Wittwe, eine Romanze (M. A. v. 1771.), die Hexenballade (M. A. 1777.), die Ballade von Schink, so wie mehrere Romanzen, mit B** unterzeichnet, (M. A. v. 1776.), eine Aufnahme verdient, wenn gleich die letzteren noch nicht zu den vergessenen gehören. Dieser Mängel ungeachtet haben die Herausgeber dieser, mit einem seltsamen Titel versehenen Blumenlese, doch manches gute Gedicht wieder ins Andenken gebracht, ihr Verdienst aber würde bedeutender seyn, wenn sie mehr Strenge und Beurtheilung bey der Wahl der aufzunehmenden Stücke bewiesen hätten.

Tablettes généalogiques des illustres maisons des Ducs de Zaeringen, (des) Margraves et Grands-Ducs de Bade.

Genus immortale manet, milleque per annos
Stat Zaringa domus et avi numerantur avorum.

A Darmstadt 1810, chez G. Leske, à Paris chez Treuttel et Würtz, rue de Lille. Nro. 17. à Strasbourg chez les mêmes. 229 S. gr. 8. (2 fl.)

Wir erhalten in gegenwärtiger Schrift binnen kaum zwey Jahren die zweyte Genealogie des großherzogl. badischen Hauses; nach den Worten des Vorberichts, die Frucht ländlicher Musestunden während der ersten Stürme der Revolution. Beynahe hätte der gelehrte Verf. sich von ihrer Bekanntmachung

Digitized by Google

abhalten lassen durch die Erscheinung des viton'schen Werkes, welche gerade mit dem Augenblicke zusammentraf, da der Druck beginnen sollte. Glücklicher Weise überzeugte den Verf. eben die Arbeit des Hrn. Viton, daß hier keine Collision zu besorgen wäre, und das Publicum würde sonach wenigstens nicht doppelt bevortheilt. Es ist nicht selten ein zufälliger Nachtheil schlechter Schriften, daß gute dadurch zurückgehalten werden. Rec. könnte die Verdienste dieses gründlich geschriebenen Werkchens in wenigen Worten zusammenfassen, wenn er es ein recht eigentliches Gegenstück des viton'schen und ein willkommenes, ja unentbehrliches Hülfsmittel zur Ergänzung und Berichtigung des größern classischen schöpflin'schen Werkes nennete. Schade nur, daß der Verf. seinen Plan auf das Genealogische beschränkte; er hätte geben können, was ein Viton versprach; leider sind auch in der literarischen Welt gerade die Reichern oft die kargesten.

Der Verf. legt durchgängig Schöpflins Werk zum Grunde, beurkundet aber auf jeder Seite, daß er mit offnen Augen ihm folge, und wird überdieß häufig der Führer seines Führers. Wie würde der große Mann sich eines solchen Schülers freuen! Oder gäbe es einen schönern Lohn für jeden Lehrer, als denkende Schüler, die ihre Arbeiten fortsetzen? — Das vorliegende Werk zerfällt in zwey Theile. Der erste beschäftigt sich in vier Abschnitten mit den ältesten Zweigen des badischen Hauses; den Ahnen der Herzoge von Zähringen, den zähringischen Herzogen selbst, und den beyden zähringischen Nebenlinien der alten Herzoge von Teck und der Grafen von Freyburg und Fürstenberg.

Der zweyte Theil handelt in sechs Abschnitten von dem Stamme der alten Markgrafen von Baden bis zu dessen Erlöschen durch den unglücklichen Friedrich im Jahr 1268; von der ältern oder hachberg-hachbergischen und von der jüngern oder hachberg-sausenbergischen Nebenlinie bis zur Wiedervereinigung beyder mit der Hauptlinie (1418 u. 1503). Auf diese folgt nun in natürlicher Ordnung die jüngere markgräflich badische, oder rudolphinische Linie, welche sich durch Bernhard III. wieder in die (1771 erloschen) ältere, oder bernhardinische, auch badenbaden'sche, und in die jüngere, ernestinische oder badendurlachische, nunmehr neu anhebende großherzogliche Linie spaltete, die beyde in gewöhnlicher Folge nacheinander aufgeführt werden. Genealogische Tabellen, welche hier und da die bisher angenommenen ergänzen und berichtigen, erleichtern vor jedem Abschnitte die Uebersicht seines Inhalts.

Digitized by Google

Nach einer kurzen literarisch-kritischen Würdigung der bekannten genealogisch-badischen Systeme adoptirt unser Verf. für die Stammfolge der Urahnen des großherzoglichen Hauses das vignier'sche, eigentlich zu reden, vignier-eccards-hergott-schöpflin'sche System. Von jenem urtheilt er zu günstig, wenn er sagt: es sey le seul qu'on puisse aujourd'hui admettre historiquement. Schon die beträchtlichen Verbesserungen und Zusätze der eben genannten Gelehrten und die Vergleichung des vignier'schen Systems in seiner ursprünglichen, vom Erfinder ihm gegebenen Gestalt mit der aus den nachfolgenden Läuterungen hervorgegangenen liefern gegen jenes Zeugniß den bündigsten Beweis. Wieviel aber auch selbst nach allen diesen gelehrten Operationen für die historische Kritik noch zu wünschen übrig bleibe, und wie mißlich, ja wie vergeblich überhaupt ein so weit getriebenes genealogisches Aushohlen sey, darüber hat Rec. sich bereits an einem andern Orte erklärt. Heidelb. Jahrb. 1809. H. 42 (Abth. V, H. 13) S. 252 ff. Ehre den Bemühungen des würdigen Verfs. durch neue scharfsinnige Beweise, die bereits vorhandenen zu unterstützen; aber an Klippen, wie sie hier zu befahren sind, strandet wohl eben so zuverlässig jedes künftige Streben nach erträglicher Befriedigung, als es bisher der Fall gewesen ist. Rec. ist überzeugt, daß ihm der Verf. in der Behauptung beyfallen werde, es könne hier, wo das Umdrehen, oder Ausfallen eines einzigen Punctes ganze Linien nach ihrer Richtung verändert, oder völlig trennt, mit einem a ce qu'on peut conjecturer de plus vraisemblable sehr wenig oder nichts gedient seyn. S. 11; Nro. 4. erhält Adalrichs Familie ein bisher ungekanntes Mitglied in der Person des Battcho, wahrscheinlich kannte Schöpflin die Quelle nicht, aus welcher Grandidier seine Beweise dafür schöpfte. S. 13 verwirft der Verf. die schöpflin'sche Muthmaßung über die Abstammung des Haicho. Wahr ist es, die von Schöpflin angeführten Gründe halten eine strengere Prüfung nicht aus, aber vielleicht halten sie doch denjenigen die Wage, welche der Verf. für seine Muthmaßung beybringt. S. 27 wird von Leutfried VI. gesagt, er sey seinem ältern Bruder Guntram in der Grafschaft Sundgau gefolgt um das Jahr 954. Auf der nämlichen Seite, wenige Zeilen vorher, wird von Hugo V. Leutfrieds VI. und Guntrams Onkel diese Nachfolge berichtet unterm Jahr 953. Hier entstehen nun dreyerley Schwierigkeiten. Entweder muß man annehmen, daß Onkel und Bruder dem unglücklichen Guntram binnen Jahresfrist nacheinander gefolgt seyn; wonach aber der Ausdruck des Verfs. nicht richtig wäre, weil, wenn Hugo V. um 953, Leutfried VI.

Digitized by Google

aber 954 folgte, dieser nicht der Nachfolger Guntrams, sondern Leutfrieds VI. seines Onkels gewesen seyn würde. Es fehlt aber überdieß der Beweis, daß Hugo V. im nämlichen Jahre noch gestorben sey, und die, vom Verf. angeführte Urkunde v. Jahr 974 scheint sogar das Gegentheil zu bezeugen. Die zweyte Schwierigkeit wäre die seltsame Ordnung, da der Onkel vor dem Bruder folgte. So bliebe denn die dritte, nicht minder mißliche Voraussetzung, daß beyde, Onkel und Neffe, gar nebeneinander als Grafen von Sundgau regiert hätten, gegen alle Grundsätze und Gewohnheiten, besonders jener Zeit. Welch ein undankbares, trostloses Umherirren in einem Labyrinth von Vermuthungen, deren fast immer eine die andere nöthig macht, um nur leidlich bestehen zu können!

Die Art, wie der Verf. S. 31 die Authenticität der bekannten Acta Murensia in Schutz nimmt, möchte schwerlich allen gerechten Zweifeln begegnen. Sogar Schöpflin, der doch gewiß alles aufbot, Kanzelins Abstammung von Guntram dem Reichen wo möglich außer Zweifel zu setzen, fand die termes clairs der Acta Murensia für seinen Zweck noch nicht zureichend. Er kannte sie, wie leicht zu erachten ist, sehr gut, aber er erwähnt ihrer in seinem Hauptwerke nicht einmal mit einem Worte. Sollte ein so bedenkliches Stillschweigen nicht wenigstens ein erheblicher Einwurf seyn gegen die Apologie des Verfs.? — Die Kirche der ehemaligen Abtey Ottmarshausen im obern Elsaß könnte nach dem etwas unbestimmten Ausdruck des Verf. S. 36 für ein Ueberbleibsel ächtrömischer Baukunst gehalten werden. Es scheint nicht überflüssig, zu bemerken, das Schöpflin, wenn das Gebäude ja dafür gelten soll, die Zeit seiner Entstehung in die letzten Jahre römischen Aufenthalts, und sehr nahe an das gothische Zeitalter gesetzt wissen will. (Alsat. illustr. T. I, S. 518, 504 und 506). Daß Rudolph der Gegenkaiser einen Sohn gehabt habe. Namens Berthold, und dieser ihm in seinen Stammgütern gefolgt sey, scheint aller von Schöpflin angeführten Zeugnisse ungeachtet noch nicht so ganz entschieden zu seyn, als auch der Verf. es annimmt (S. 45, Nro. 16, und S. 46). Wenigstens bezeugt eben Schöpflin ausdrücklich, daß Rudolph aus Schwaben auch einen Sohn seines Namens hatte. „Rudolfus in regem electus, solennem Gregorio VII. nuntium destinavit, plura ei promittens quorum in fidem filium ipse suum Rudolfum ut et Ducis Bertholdi filium obsides Gregorio obtulit. (H. Z. B. T. I, S. 54 sq.) Räumt man nun auch ein, daß Rudolph außer diesem gleichnamigem Sohne noch einen andern mit Namen Berthold hatte, so möchte doch schwer-

Digitized by Google

lich zu erweisen seyn, daß dieser Berthold Nachfolger seines Vaters im Herzogthum und in den Allodien gewesen wäre. Die eben angeführte Stelle berechtigt sogar, gerade das Gegentheil anzunehmen. Die beyden Väter, Rudolf und Berthold, gaben dem Pabst ihre Söhne zum Unterpfand ihrer Verheißungen. Von Berthold dem Zähringer ist es zuverläßig, daß er seinen ältesten Sohn und Nachfolger, Berthold II. übergeben habe. Sollte wohl Rudolph, den die Sache zunächst und ohne Vergleich wesentlicher als Berthold betraf, dem Papste, und zwar dem übermüthigen Gregor, nur einen jüngern Sohn zum Unterpfande gegeben haben, auf dessen Person nichts haftete, als höchstens eine Appanage? Nimmt man hierzu Schöpflins Bestreben, die Existenz eines Sohnes Rudolphs, mit Namen Berthold, zu erweisen; ist nicht grade diese Bemühung ein starkes Zeugniß, daß hier erhebliche Zweifel walten? Und nun was eben diese für einen Berthold aufgeführten Zeugnisse betrifft; die Worte: Bertholdus dux, filius Rudolfi regis bey Berthold von Constanz ad ann. 1084, 1086, 1090, und in vita Gregorii bey Mabillon; sollten sie nicht eben so gut einen Schwiegersohn bezeichnen können, da es für jene Zeiten entschieden gewiß ist, daß man für Schwägerin auch soror, ja gar Nichte für Tante sagte? (Beweise gibt der Verf. selbst S. 21, Nro. 8, und S. 54, Nro. 16). Auf diese Weise würden alle Schwierigkeiten wegfallen, welche Schöpflin und unser Verf. mit solcher Anstrengung bekämpfen, und ersterer käme noch dazu in Uebereinstimmung mit sich selbst. Auch könnten in diesem Sinne die Worte des Verfs. (S. 46) „par leur père“ unverändert stehen bleiben, welche in jedem andern Sinne sonst nicht richtig gegeben wären. Endlich widersprechen die Stellen bey Berthold von Constanz nicht, welche unter den Jahren 1084 und 1086 vorkommen. Gröstere Schwierigkeit würde die Stelle bey dem Jahre 1090 machen, wenn das Vorgeben an sich nicht auf so schwachen Gründen beruhete. Denn erstlich zeugen, wie der Verf. in der Note S. 45 bemerkt, einheimische, gleichzeitige Schriftsteller gegen irgend eine Gemalin des heil. Ladislaus, und neuere sind nicht einig in Ansehung des Namens. Ob der, von Gerbert angeführten Grabschrift gegen das einmüthige Stillschweigen aller ungarischen Chronisten zu glauben sey, überläßt Rec. Andern zur Entscheidung. Gewiß ist, daß unsere Chronisten mit den Namen oft nicht viel besser umgehen, als mit den Jahrzahlen, so wird z. B. bey Berthold v. Constanz der Tod jener angeblichen Königin von Ungarn in das Jahr 1090, von dem Fortsetzer des Hermannus Contractus aber in das Jahr 1093 gesetzt. Den Vergleich

Digitized by Google

zwischen Berthold II. von Zähringen und Friedrich von Stauffen, über die Abtretung des Herzogthums Schwaben setzt der Verf. zwey Jahre später als Schöpflin, und seine Gründe sind besser. Eben so berichtigt er (S. 48) ein Versehen desselben, indem er Bertholds II. Tochter Petrissa in die Stammtafel aufnimmt. Schöpflin übergeht dieselbe, daß er sie aber kannte, bezeugt deren Erwähnung unter den Herzogen von Teck, (H. Z. B. T. I., S. 209, §. 6). Dagegen bemerkt der Rec., daß der Verf. Herzog Berthold III. von Zähringen (S. 50) keinen besondern Paragraphen widmet, welchen der Erbauer der Stadt Freyburg doch wohl eben so gut verdiente, als seine Vorfahren, schon der Ordnung wegen.

Die Vernichtung der Wahl Rudolphs von Zähringen zum Erzbisthum Mainz schreibt der Verf. (S. 57) einer Eifersucht Kaisers Friedrich gegen das Haus Zähringen zu. Wenn diese Vernichtung nicht andere sprechende Gründe für sich hätte, so wäre jene Vermuthung freylich die natürlichste, auf die man gerathen könnte. Warum aber seine Zuflucht zu dergleichen Vermuthungen nehmen, wenn es ihrer nicht bedarf? Man vergleiche die ganze Geschichte dieser in hohem Grade unrechtmäßigen Wahl (bey Schöpflin l. c. S. 120—138), und man wird wenigstens bekennen müssen, daß, wenn ja hier Eifersucht mit im Spiele gewesen seyn sollte, diese keinen gerechtern Vorwand ihrer Handlung hätte finden können. Eine Wahl durch die Mörder des ermordeten Bischofs vollzogen war nach göttlichen und menschlichen Gesetzen null und nichtig, und durfte nicht genehmigt werden.

In der Geschichte der Herzoge von Teck ist der Verf. weit gründlicher und vollständiger als Schöpflin, der an vielen Stellen wesentliche Berichtigungen erhält. So z. B. gleich Anfangs unter dem Art. Albert, des Stammvaters, welchen Schöpflin eine Lebensdauer von beynahe hundert Jahren beylegt, wenn er ihn erst ums J. 1215—1219 sterben ließ, und Berthold und Conrad zu dessen Söhnen macht. Unser Verf. nimmt mit Gebhardi noch einen Albert II. an, und macht diesen zum Vater des Berthold und Conrad, was allerdings wahrscheinlicher ist. Unheilbare Verwirrung verursacht in der Geschichte mittlerer Zeit, außer den vielen Gleichnamen, die Gewohnheit, eben nur die bloßen Vornahmen der Fürsten ohne weiteres Unterscheidungszeichen zu geben, Bertholdus dux, Albertus comes u. s. w. Mehr Licht bringt schon die später aufgekommene Mode der Beynamen, des Bärtigen, des Rothen, des Stammlers, u. s. w., bis endlich die Ordnungszahlen des I, II, u. s. w. aller Verwirrung ein Ende machen, welches aber freylich erst in den neuern Zeiten der Fall ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Zehntes Heft.

Der Held des Nordens. Von Friedrich Baron de la Motte-Fouqué. In drey Theilen. Berlin, bey Julius Eduard Hitzig. 1810. (2 Rthlr.)

Der erste Theil enthält den wieder abgedruckten Sigurd den Schlangentödter, welcher in unsern Jahrbüchern J. 1809, H. 32, (Abth. V, H. 10) S. 32 beurtheilt wurde. Der zweyte heißt: Sigurds Rache, ein Heldenspiel in sechs Abentheuern (174 S. stark); der dritte heißt: Aslauga, ein Heldenspiel in drey Abentheuern (124 S.).

Rec. findet den zweyten Theil nicht als den jüngern Bruder des ersten, sondern als einen trefflichen Zwillingserstgebornen. Man sollte zwar glauben, ein Heldenspiel, worin beynahe alles, Fürst und Volk, durch Rache und Wehe untersinkt, wo man den Feldtodt kaum bemerkt vor lauter Meuchelmord und Kindermord, Greisenmord, Einäschern eines großen frohen Festgelags, Hinunterersterben unter Schlangennagen und Selbsterſäufen, ein solches Helden- und Mordspiel müßte, sollte man denken, uns nur unpoetisch verwunden und zerreißen, und es müßte der kleine frühere Tadel über die zu weite Ausbreitung der Verzweiflung und des Wahnsinns im ersten Theil sich vielfach vergrößert aus diesen Blutbädern zurückspiegeln; aber gerade umgekehrt stärkt in diesen sich wenigstens der Leser (für die

Digitized by Google

Leserin steht Rec. nicht), und geht selber wie ein Held, aufgerichtet über das noch warmblutige Schlachtfeld. Allein warum dieß? Aus eben der Ursache, die der Held für sich anführen kann. Nur von edlem Gefühl des Unrechts und von Tapferkeit werden im Gedicht die Leiden gegeben, und von der Kraft verschmerzt und verlacht *), neben der Wunde und dem Tode richtet sich das geistige Leben empor und der Genuß seiner Selbst, die Sonne über dem naßschweren Gewitter. Der Dichter stellt glücklicher das Aeußerste der Körper-, als das der Seelenleiden dar, denn dort kann geistige Kraft mitten unter dem Steinigen eines Stephanus einen Himmel offen zeigen. Wenn hier der König Gunnar von seinem Sieger in eine tiefe zugesperrte Schlangenhöle hinabgesenkt, drunten unter den Drachen, die aufgestört sich endlich aus einander ringeln, und aufgerichtet heranziehen, immer auf dem Vorsatze beharrt, dem schmuzigen Feinde nicht den Ort von Fafners Goldschatz anzuzeigen; wenn er an Seilen zweymal ans erzene Gitter heraufgezogen, und schon von Schlangen angenagt, und zuletzt nach dem Anblicke des ausgerissenen Bruderherzens nichts bekennt, sondern zum Abgesandten sagt:

Ich bin begraben. Gib dir keine Müh,
Und wirf auch mir kein Seil hinfort hinab,
Von mir lockt Menschenkind nicht Antwort mehr,
Du hörtest mein Vermächtniß. Gute Nacht.

und er sich dann hinabläßt; wenn dann folgende Stelle kommt:

Ein Krieger (der hinunter schaut).
Die Schlangen wälzen sich
Zusammen, ob der edeln Herrscherbildung,
Umschlingen sie —

*) Rec. gibt keinen Auszug der beyden neuen Heldenspiele, weil er für den Kenner der nordischen Mythologie entbehrlich, und für den nichtkennenden Leser räuberisch wäre, und weil doch kein Skelett eines Herkules einer ist.

Digitized by Google

Reidbold.
Was thut er?
Ein Krieger.
Er liegt still.
Reidbold.
Ist wohl schon todt?
Krieger.
Nein, horch'! Er singt herauf.
Gunnars Stimme.
Nage du Natter!
Nicht edler's Mahl
Ward irgend wem auf der Welt.
Hängst am Herzen fest
Hochsinn'ges Herrn
Königes, vielen Landen kund.
Reidbold (hinabrufend)
Gunnar! Hör! Bist zu retten noch! Besinn' dich.
Gunnar's Stimme.
Sie trachten und treiben,
Und trügen sich selbst,
Dort aber, wo die Leute leben.
Hier wohnt Wahrheit!
Wagt herab euch,
Zu erspäh'n, was dem Grund' entsproßt.
Ein Krieger.
Die Stimme wird schon matt. Gleich ist's aus.
Gunnar.
Klopfe nicht klagend,
Wie kleiner Menschen
Herz, du hohes Gunnars Herz!
Stocke, nicht sträubend,
Starker Othem —
Ende vollends den Leichengesang.
Reidbold (am Gitter).
Er starb. In Walhall sitzt er bey den Göttern.

— wenn also bey allen aufgepflanzten Sturmfahnen des Schicksals der Mensch sich so festhält: so steht die Luft des Himmels uns näher und wärmer da, als der Gram des Sterbens. So breitet sich auf ähnliche Weise durch das ganze Gedicht der Schmerz meistens nur als Folie der Kraft aus. In solchen

Dichtkunst versteinert kein physisches Meduſenhaupt den Geist, denn er ist eben selber die Minerva, die es trägt unversteinert.

So wie der Dichter das Unglück durch widerstehende Tapferkeit milderte, so die Rachsucht durch angreifende und opfernde; und daher konnte diese sich ein ganzes Gedicht lang hindurch entwickeln. Wahnsinn und Verzweiflung hingegen dürfen, erstlich als innere, nicht äußere Niederlagen, zweytens als höchste Puncte der Zustände, drittens als die wenig zu Handlung geeigneten sich auf ihrem Wege nicht versteinern, sondern müssen vorüber blitzen.

Wenn man wie sonst jedem Scholastiker seinen Beynamen, so jedem Dichter seinen gäbe, und folglich wie man Crebillon den Schrecklichen nannte, so Göthe den italienischen Männlichen, Klopstock den Christlich-Männlichen, Schiller den Schauerlichen nennen wollte: so müßte unser Dichter der Tapfere heißen. Und dann lobt man ihn stark; denn die Poesie malt als Sieg über die Wirklichkeit sich eben am schönsten in der Tapferkeit, welche von innen aus siegt, und so sich und Leben verklärt. In diesem Gedicht ist beynahe wie in der Ilias jeder tapfer, von Kindern, Mutter und Greisen an, ein ganzer Flug von Adlern, aber jeder verschieden an Gefieder und Kralle. Der Hunnenkönig ist es stolz-grausam, die Rächerin Sigurds weiblich-grausam, die Knaben nach männlicher Zukunft wettrennend u. s. w. eine Gebirgskette, welche er doch wieder in vorragende Berghäupter zu theilen weiß.

Aber wie malt er seine Tapfern? Leiden und Lieben stellen sich gern in vielen Worten dar, weil beyde mehr lyrisch und ruhend sind; daher sie öfter glücklich den Malern sitzen; hingegen Tapferkeit ist episch, und läuft nach Thaten aus; daher darf sie nur wenig sprechen, und muß sich doch mit dieser Einsylbigkeit aussprechen. Unser Dichter vermag es jedoch. In Klopstocks Herrmann sprechen die Helden meistens mit wahrem Stolze von ihrem Stolze und manierirt-erhaben von ihrer Erhabenheit. Andere Dichter brausen uns mit hoher

Bilderflut entgegen, aus welcher sich ein aus einander wallender Held abspiegeln soll. Aber unserer hat eine Aussprech-Eigenthümlichkeit, welche Nachahmer haben sollte, wenn diese könnten; es sind Schlag- und Zündworte, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist zur Bezeichnung kurzer schmuckloser Sprüche, welche wie Zauberspiegel plötzlich eine Ferne der Vergangenheit und eine der Zukunft aufthun; z. B. als Gunnar zu seinem Verwandten, einem Niflungen, vor der Burg des verräthrischen und übermächtigen Atles (S. 82) sagte:

Geh' hin, mein junger Held, und räch' uns all'
Auffsprengend mit Gewalt der Veste Thore,

so antwortet der Jüngling:

Das thu' ich gern, mein Herzenslieber Oheim.

Derselbe Niflung, der später bey seinem stark verwundeten Vater (König Högne) bleiben, und mit ihm rächend fallen will, welchem aber dieser befahl, in eine Felsenkluft zu springen, und da zum Rächer der Gebliebenen dem Feinde aufzulauern, sagt:

Ich trag' dich mit mir, Vater.
Högne.
Zögerst noch,
Hast viel verzögert schon. Thu's nun nicht mehr.
Fort! Und dein Antlitz nicht mehr hergewandt!
Dir geb' ich als Feldhauptmann den Befehl.
Sag du kein Wort mehr, junger Degen. Fort!

Dieser Niflung wird von der Königin Gudruna als ein Furchtsamer wegen seines Gehorsams gegen den Vater verkannt:

Ich mußte folgen, (sagt er)
Nun bringt es mir Schmach.
Gudruna.
Nicht also, lieber Knab'. Du sprichst als Held.
Niflung.
So sprech' ich, hab doch nicht also gethan.
Gudruna.
S'ist noch nicht aus. Was nicht geschah, geschieht —

Digitized by Google

Später als nun noch sie und er übrig sind, sagt Gudruna zu ihm:

Du hörtest dein Geschick, du armer Niflung,
Mit deinem Namen aufstieg dein Geschlecht,
Mit deinem Namen wird es auch verhall'n.

Niflung.

Fels hast du gelegt auf meinen Nacken,
Und erdwärts schaun muß ich hinfürder nun.

Gudruna.

Ich that es nicht. Fahr hin, du dunkler Wandrer.

Aber wo soll dieser Auszug ohne Beyhülfe von Nachdruck aufhören? Ueberall, wo einfache Schlagworte gleichsam wie ferne Bergspitzen auf dem Meere ein weites Land zu zeigen haben, also nicht bloß für Tapferkeit, auch für andere Regungen gebraucht er sie, z. B. B. II S. 152 wo der alte tödtlich verwundete und mit seinem Kinderblute getränkte Tyrann Atle sagt:

— ihr habt zu arg gethan.

oder B. III S. 117, wo der König, der wider Willen sein noch verkanntes Weib Krake oder Aslauga verstoßen muß, sagt:

Nun heischen meine Mannen andre Wahl.
Ich kann's nicht weigern. Krake, leb' denn wohl,
Du liebe Hirtin Krake, leb' denn wohl.
Mit dir zieht alle Lust aus meinen Hallen,
Doch schnüre dein Gepäck, und gib dich still —
Nein, sag' mir nichts. Ich mag nicht weinen.

Es ist in der That viel leichter, einem Charakter den feurigen Juwelenschmuck der schillerschen Diction anzustecken, und umzugürten, als ihm durch ein Herzenswort, das Wörter überflüssig macht, das Herz auf die Zunge zu legen, gleichsam ein Echo, das sich selber in das Unendliche nachhallt, und eben den Charakter der Dichtkunst ausspricht, welche durch spielende Unendlichkeit der ernsten entgegenführt. Anstrengung kann wohl den Ausdruck zur Kraft verdichten, das Bild zum Gemälde steigern; aber solche Saatworte, nicht Zeit- sondern Ewigkeits-

Digitized by Google

zeiger, gebärt nur die ganze ungetheilte Dichterseele in vereinigter Begeisterung aller Kräfte.

Die schönsten Bilder des Witzes und Gemälde der Phantasie dunkeln durch wiederholtes Beschauen nach; aber einfache Herzensworte bleiben wie Echos unverstimmt und unverstummend.

Innigst gerührt wird man von der dritten (dem Heldenspiel Aslauga vorgesetzten) Zueignung an Fichte, worin unser Sänger der Tapferkeit diesem bey den aufsteigenden Wolken des Kriegs (im May 1809) sein Heimweh nach alten Schlachtfeldern zeigt, ja die Wahrscheinlichkeit, daß er sie wieder beziehe:

— — — Wer weiß?
Das Schlachtenleben, so an Rheinesufern
Mich einst durchblüht hat, lebt wohl wieder auf.
Dann rollt auch wohl der ehrne Würfel so,
Daß es diesseits den Liedermund mir schließt, —
Nimm dieses Wort dann als den letzten Gruß
Aus innig liebevoller, treuer Brust ꝛc.

Mit Mühe versagt Rec. sich und den Lesern das Abschreiben der ganzen ergreifenden Zueignung. Ein erquicklicher Anblick ist das Wechselliebeu zwischen einem Dichter und einem Weltweisen und unser achtender Antheil daran. Für beyde wäre schwer abzutheilen, wenn nicht beyde wenigstens durch gleiche hohe Freyheitsgesinnung sie in gleichen Hälften abfoderten.

Neben dieser Prunklosigkeit hat der Dichter doch für Stellen, wo reiche Gemälde gleichsam als Raphaels Tapeten herauszuhängen sind, die Farben und den Pinsel, z. B. die fürchterliche Beschreibung des Schlangengewirrs in der Schlangenhöle (II. S. 113), oder die noch stärkere des Verbrennens einer Burg voll Lustgenossen (S. 164), wo nur fast die Zeilen

— — Durch die Fenster quoll das Blut,
Geraun vor'm heißen Feuer am Gestein

so hart sind, wie das „vor'm" als Kürze gebraucht.

Metrische Härten wie (II. 92):

Daß wenn was Neues vorfällt, sie's alsbald —

Digitized by Google

ſind ſelten; überall tönt aus dem Versbau ſchön der Gedanke zurück, und ſogar die Aſſonanzen im Prieſtergeſange (II. S. 49) ſind gut gewählt.

Eine andere als metriſche Härte iſts, daß der feige, aber liſtige Wingo neben den beyden Königen und deren Gefolge, welche er verrätheriſch vor die Burg des mordſüchtigen Hunnenkönigs gelockt, mit dem Vorrathe vor ihnen tollkühn prahlt, und ſo ſich das Erſchlagen zuzieht (II. S. 83 ꝛc.). — Unter die kleinen Sonnenflecken dieſes Sonnengottes möchte noch gehören, daß der König in der Schlangenhöle aus dem Schlagen eines ausgeſchnittenen Herzens vermuthet, daß es nicht das tapfere Herz ſeines Bruders ſey, und daß er, als ihm das wahre Bruderherz gemordet vorgewieſen wird, daſſelbe an deſſen Nichtſchlagen erkennt. Dieſe willkührliche Gleichung zwiſchen feigem Beben und kräftigem Schlagen des Herzens entbehrt der poetiſchen Nothwendigkeit zum Motiviren. Rec. würde lieber umgekehrt das ſogleich erloſchne Herz als das niedrige gemalt haben, und das wild fortzuckende als das kecke, das noch hinter dem Tode nach Rache ſchlägt. — Warum will überhaupt der treffliche Dichter nicht mit der uns entlegenen und ungeglaubten Mythologie öfters zum Vortheile der Dichtkunſt ſo frey umgehen, und an ihr die bemalten Bühnenwände verſchieben, als es die Griechen bey ihrer angeeigneten und geglaubten gethan? — Rec. ſchließt jedoch nicht; „darum weil der Dichter die wahre Geſchichte perſpectiviſch umſtellen darf, ſo um deſto mehr die bloße Dichtung“; ſondern er ſchließt: „der neueſte Dichter überfliege den frühern.“ Ueber die Charakterzeichnungen in beyden neuen Heldenſpielen weiß Rec. nichts zu ſagen, ausgenommen das Gute. Auch auf die fortmordende dunkle Rächerin Sigurds, Gudruna, läßt er ausſöhnende Lichtblicke fallen, wenn er z. B. ſie von der Anrede „Mutter“ (II. S. 137) durch die zu ermordenden Knaben plötzlich gerührt darſtellt, oder wie er (II. S. 161) dieſe Rachgöttin über ihr jetziges Ich erbeben, und ſie ſich ihrer früheren Milde erinnern läßt. So poetiſch als wahr! — denn ein weib-

Digitized by Google

licher Engel wird durch Hassen leichter als ein männlicher Teufel zum Würgengel.

Mit dem dritten Heldenspiel Aslauga rundet und krönt sich das Werk poetisch und menschlich; so sehr sucht die nordische Mythologie so gut als die griechische die Auflösung der Vorhöllen in Himmel. Nachdem endlich das breite lange Leichentuch über den Niflungsstamm gelegt ist: so bleibt die, in der Flammenburg gezeugte Tochter des Schlangentödters übrig, welche vom König Heimer in einem Citherkasten verborgen und getragen, auf einer Einöde als Schäferin dient, und sich erhält, bis sie endlich Königsbraut wird, und so mit der Weissagung eines Sohnes, welcher vom gerächten Sigurd des Verwandtschaftszeichen einer Schlange im Auge tragen wird, eine frische Zukunft öffnet. Der dritte Gesang versüngt so den blutigen Nordschein der beyden ersten Nordgesänge zu freudigem Frühroth.

Die erhaben gezeichnete Sigurdstochter Aslauga richtet sich (obwohl als Ziegenhirtin verworfenen Pflegältern unterthan) hoch vor uns in der folgenden Scene empor. Die beyden Brautwerber des Königs Ragnar wünschen sie sogleich zu Schiffe mitzunehmen; sie schlägt es ihnen ab:

Mit Frühroths allernächstem Liebesfunkeln
Geht auch die Braut vor seinen Blicken auf.
Bringt ihm von mir der zarten Minne Gruß.
Harold (der Brautwerber).
Verhieß'st du nicht? —
Aslauga.
Ehr' deiner Königin Will'n.
Zudem gebührt es mir, den langen Dienst
Auf Svangerheide tadellos zu enden:
Was ich beginne, bring' ich auch zum Ziel,
Und so die Heerd' am Abend ins Gehöft.
Geht!
(Rolf und Harald gehn verbeugend ab.)
Nun am Bach, ihr Ziegen; dort hinaus!
(entfernt sich mit der Heerde.)

Dieser einfache Zug führt uns, zumal nach den vom Teufels-

paar der Pflegältern erlittenen Mißhandlungen, welche bis auf Entstellung ihrer Schönheit gingen vor eine nach mehr als einer Seite große Seele.

Unter die oben gedachten Schlagworte gehört eine der fürchterlichsten und doch einfachsten Verwünschungen. Nämlich diese Königsbraut läßt, da sie nach so rohen Tygergriffen, zumal der Pflegmutter, abgeht zum Throne hinauf, dem bösen zweyschneidigen Paare die Weissagung zurück, die desto fürchterlicher ist, da beyde sich einander schon früher ihr fortgehendes Verarmen vorrücken (III. S. 81):

Ich könnt' euch jetzt verderben, doch ich mag nicht;
Denn wie unwürd'ge Kost ihr mir gereicht,
Es war doch immer Kost. Die zahl ich heut,
Der Rache billigem Geschäft entsagend.
Nur das noch spend' ich euch zum letzten Gruß,
Ein Wort, der lastenden Weissagung voll:
Stets schlechter sey von heut' euch jeder Tag,
Als der verflossne war. Am Ziel beschließe
Der schlechteste die unheilschwangre Reih!

Ake (der Pflegvater).

Mich schüttelts — —

Recensenten auch; diese Drohung von lauter wie bey zwey einander entgegengestellten Spiegeln immer ins Engere einlaufenden Mattbildern von Tagen ist so erhaben, wie Dantes Aufschrift über der Höllenpforte: hier ist keine Hoffnung, zumal da hier gar eine wachsende Hölle zugeflucht wird. Auch sieht schon das eheliche Wurmpaar, noch in Bette liegend, eine Seitenwand entzwey, und will erbärmlich noch etwas darin liegen bleiben, den angelangten Jammer schon ahnend.

Die Geschichte wird beschlossen, oder vielmehr abgebrochen vor der Geburt des Sohnes, an dessen Ahnenmal (der Schlange im Auge) die Ehe und Ehre der Heldin hangt, aber gleichwohl vermißt man nichts unter dem Genusse einer von der Weissagung aufgeschlossenen Perspective. Wenn sogar die Ilias ihre Tempelthore zumacht, ohne uns den Achilles auf dem so lange erbaueten Operaltare blutend zu zeigen; so

Digitized by Google

kann sich ein neuerer Dichter mit dieser Autorität schon wehren und retten gegen die Autoritäten der englischen Romanschreiber, welche, wie z. B. Richardson, dem poetischen Abschlusse der Geschichte solid-kaufmännisch als einen Herbstflor eine kleine Biographia britannica aller der, im geendigten Romane angestellten Personen nachschießen mit guten Rapportzetteln von der Nachzügler Einkünften, Kindern und Ehen, so, daß der Leser recht ganz satt und dick und ohne alle Phantasien vom Lesetisch aufsteht.

Aber zurück von der brittischen Prosa zur deutschen Poesie! Die drey Helden verdreyfachen den Wunsch, daß dieser nüchterne, aber mächtige Dichter mehrere große Nordschatten mit seinem Zauberstabe aus ihren Hühnengräbern heraus nöthigen möchte in unser kleines Tageslicht. Schon an und für sich ist die nordische Götter- und Heldengeschichte des nähern Zutretens und Darstellens so würdig, dieses Nachbild des nordischen Nordscheins, ein ganzer fechtender Himmel, voll blutigen Glanzes, mit höhern gegen einander schlagenden Donnern; wenn indeß vielleicht die griechische Mythologie mehr Morgendämmerung, stille Morgengluth und aufsteigende Sonne ist. Vollends in unsern Tagen, wo die deutsche Psyche ihre Flügel eng zusammenfaltet, schwieriger aus den Flügelscheiden zieht, da sind alle poetischen Wärmkräfte willkommen, welche entwikkeln und zersprengen. Die alten Götter und Helden müssen herauf, und uns Urenkel scharf anschauen, damit wir bewegt werden, und unser Dichter führe Helden nach Helden vor uns!

Versuch einer Einrichtung antiker Münzsammlungen zur Erläuterung der Geschichte der Kunst des Alterthums von Dr. C. L. Stieglitz. Leipzig, bey Tauchnitz. 1809. XII u. 258 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Das System der Numismatik schien so vortheilhaft ausgebildet zu seyn, daß sie in dieser Hinsicht ihren Pflegern wenig

Digitized by Google

mehr zu thun übrig ließe. Die geographische Anordnung, die Eckhel den Münzen gab (auf die er in Florenz bey Einrichtung der dasigen herrlichen Münzsammlung, wie man dort erzählt, verfallen seyn soll), erleichterte ohne Zweifel ihre Anwendung für mehrere der wichtigsten Zwecke, und befolgte zuerst einen wesentlichen Gesichtspunct der Sonderung. Aber vorzüglicher finden wir noch die, hier vorgeschlagene technisch-historische Anordnung, wonach die Numismatik Hand in Hand mit der allgemeinen Kunstgeschichte geht, ihre Perioden bestimmen und erläutern hilft, von ihr wieder Licht erhält, und dabey für historische und antiquarische Absichten eben so leicht benutzt werden kann, wie vorher. Denn es bleibt auch so sehr viel Geographisches in der Anordnung, und die chronologische Zusammenstellung, die mit der kunsthistorischen in eins trifft, muß das Orientiren und Nachsuchen auf dem weiten Felde noch erleichtern.

Die Münzen gehörten zu den ersten Dingen der alten Welt, die man in der neuen der Aufmerksamkeit werth hielt. Aber es ist bekannt, mit welchen beengten Interessen, mit welchem kunstlosen Wesen und welcher Mikrologie, gleich der eines gelehrten Knaben, man die wieder neu gewordenen Reste des Alterthums zu betrachten anfing, und auf wie vielen Stufen sich die Einsicht erst nach und nach emporhub, bis man die Kunstgegenstände endlich wieder mit natürlichem vollem Sinn (wenn auch nicht allgemein) auffaßte, mit einem ähnlichen, als aus dem sie selbst hervorgegangen waren, und sie so gleichsam aus einer langen unglücklichen Gefangenschaft in der Fremde wieder zu ihrer wahren Bestimmung zurückführte, wo sie sich eines unabhängigen eigenthümlichen Lebens erfreuen. Man kann fast bey jeder Classe von Kunstwerken, ja bey vielen einzelnen sehen, wie sie aus Verkennung und unpassender Aufnahme zu richtiger Sehenden, und sie als gastverwandt Empfangenden mit der Zeit fortgelangten, wenn man sich die Mühe geben will, in diese traurige Geschichte zurück zu gehen.

Die Münzen aber sind gerade am spätesten von Seiten der Kunst gewürdigt worden, und immer nur sehr einzeln. Mehr noch scheinen uns die Sammler, als die Schriftsteller, vom Kunstgefühl geleitet worden zu seyn, besonders in Unteritalien und Sicilien, wo man weniger schreibt, aber unzählige Münzfreunde sich finden, und die wie Gemmen schönen Münzen vorzüglich zu Hause sind. Nun haben zwar seit Winckelmann gar manche in der Kunstgeschichte von den Münzen einigen Gebrauch gemacht; Eckhel hat selbst in den kurzgefaßten Anfangsgründen der alten Numismatik, Wien, bey Jos. von Kurzbeck S. 37—41 vgl. 119 die Idee unseres Werkchens gewissermaßen schon angegeben, indem er den Nutzen der Münzen für die Kunstgeschichte zeigt; aber die Ausführung derselben war nöthig, — und nichts war noch in diesem Fach so wichtiges zu thun übrig — um das Studium zu fördern. Herr Stieglitz hat durch sie Anspruch auf den Dank der Kunstfreunde. Er hat, um uns numismatisch die Kunstperioden durchlaufen zu lassen, aus seiner eigenen Münzsammlung durch Herrn Rabenstein in Dresden eine Auswahl von 500, und eine kleinere von 200 Schwefelpasten machen lassen, die Rec. leider nicht mit dem Werke vergleichen kann. Zu vermuthen ist indessen, daß eine Auswahl aus mehreren der besten Sammlungen den Endzweck weit mehr befördern würde, eine Sache die ihre Schwierigkeiten hat, aber nicht unausführbar ist. Auch müßte sie weit zahlreicher seyn, würde alsdann auch hohen und bleibenden Werth haben, ja sie würde verdienen neben einer ähnlichen Gemmenauswahl und einem wohlgewählten Cyklus von Gypsabgüssen plastischer Werke in allen höheren Bildungsanstalten benutzt zu werden, um Kunstsinn und Kenntniß zu wecken und zu nähren. Vielleicht erweitert noch einmal der Verf. den Plan, und legt ein vollständigeres Museum an, das sich durch die leichte und getreue Vervielfältigung so ungemein verlohnte.

Uebrigens enthält die Schrift mehr, als der Titel verspricht, und kann als ein Compendium der Numismatik be-

Digitized by Google

trachtet werden. Ueber die Gränzen dieser Wissenschaft, den Ursprung, die Beschaffenheit, Metalle, Fabrik, Inschrift der alten Münzen wünschten wir nur noch etwas mehr Vollständigkeit, manche Notizen aus dem für Nichtgelehrte so brauchbaren eckhelschen Compendium herübergetragen. Die angenommenen Kunstepochen sind: 1) von Anfang bis auf Alexander I. von Macedonien, 454 J. vor Christi Geburt; 2) bis zu Alexander den Großen 336 J. v. Ch. G.; 3) bis zum Untergang der römischen Republik; 4) bis zu Hadrian; 5) bis zu Gallienus, 268 und 6) bis 476.

In Ansehung der römischen Familienmünzen, die seit Ursinus meist nach dem Alphabet geordnet wurden, und die sich dem größten Theil nach nicht chronologisch bestimmen lassen, höchstens dem Anfang, Mitte und Ende der Republik nach, ist nun in der zweyten Abtheilung S. 95—258 nach den Typen die mythologische Ordnung angenommen, und durchgeführt worden. Denn was machen uns doch die Familien, die viri monetales, das Metall für einen Unterschied? Da die Mythologie mit der Kunst so innig verbunden ist, und so der Kunstgeschichte, wo es von der einen Seite nicht möglich ist, doch auch hierin dem Verf. ganz beytreten. Nur müßte, wenn dieß System einmal eine größere Ausführlichkeit annehmen sollte, noch besonders ausgehoben werden, was sich von der bloßen Zeichnung und Manier den Zeiten nach ausmachen läßt.

Bey der Schilderung des Kunststils in den Perioden mit besonderer Hinsicht auf die Münzen liegen die winckelmannischen Ideen zu Grunde, und es ist außerdem manches Individuelle wohl charakterisirt. Die römischen Familienmünzen führen uns fast durch das ganze Gebiet der Mythologie, über die eine allgemeine Einleitung vorangeht. Auch hier ist von neueren Ideen und Untersuchungen ein nicht einseitiger Gebrauch gemacht. Es mußte in beyden Abtheilungen viel vom Bekannten zum localen Verständniß herübergezogen werden; manchmal ist an dem Maß etwas auszusetzen; vielleicht war die Aus-

Digitized by Google

arbeitung zuweilen eilig. Die Mythologie der Münzen hätte wohl augenfälliger vom Allgemeinen abgesondert, und manche Partieen davon im Ganzen betrachtet werden sollen, wie z. B. die moralisch-historischen Personificate besonders auf den Kaisermünzen. Worin wir übrigens sowohl in der Kunstkritik als Mythologie von dem Verf. abweichen, ist hier nicht der Ort, zu bemerken. Im Allgemeinen kann man mehr Klarheit, Uebersicht und große Bekanntschaft namentlich mit den Münzen rühmen, als Tiefe der Erkenntniß und scharfes, lebendiges Gefühl, mehr verständiges Aneignen als große Liebe zu originneller Auffassung mit gespanntem Sinn und regem Interesse.

In einer Anleitung für die, welche von der Numismatik nicht ihr Studium machen, sondern nur das Allgemeine kennen lernen wollen, wäre es zweckmäßig gewesen, eine Uebersicht der wichtigsten Münzsammlungen zu geben, die die Aufmerksamkeit auf Reisen z. B. leiten könnte, und den Vorrath der Münzen im Allgemeinen zu schilden, der an manchen Orten alle Vorstellung übersteigt. Der Erzbischoff von Tarent hat unlängst in der königlichen Akademie zu Neapel die Frage aufgegeben: wie die große Menge der Silbermünzen mit verschiedenen Typen in großgriechischen Städten zu erklären sey. Er selbst besitzt von Tarent allein über 1300 Typen.

Wichtig ist, daß der Anfang der Kunst bestimmt in den Peloponnes und Hellas gesetzt wird (was sich manche Neuere nicht denken mochten), da die ältesten Münzen, besonders die mit dem quadratum incusum meist europäisch seyen. Auf den Gang der dädalischen Wanderungen in der Fabel möchten wir hier nichts bauen. Was die seltenen Goldmünzen aus der römischen Republik betrifft (S. 18. 113 vgl. Eckhel a. a. O. S. 7), so hat der Baron von Schellersheim in Florenz eine beträchtliche Sammlung davon aufgetrieben. Die Münzen der Antonine (S. 72) sind ohne Zweifel nicht günstig genug geschildert. Die Contorniaten (S. 74) will Zoega bassir. ant. I, 100 No. 104 nicht alle für so ganz schlecht anerkennen, sondern zum Theil in Probus Zeit setzen.

Digitized by Google

Romanzen, Balladen und Erzählungen von Anton August Sarrazin. Bremen, bey Heyse. 1809. 270 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Verf. dieser Gedichte scheint noch sehr jung zu seyn. Daß er es wagte, in einer so schwierigen Dichtungsart, als die Ballade und Romanze ist, sogleich mit einer ganzen Sammlung aufzutreten, zeugt von vielem Selbstgefühl, und läßt sich nicht wohl entschuldigen. In reiferen Jahren wird uns der Verf. vollkommen beypflichten, daß wir sein Beginnen für übereilt erklären. Eine gewisse Breite und Umständlichkeit der Darstellung, ein Ringen mit der Sprache und dem Sylbenmaße, unpassende, oder überflüssige Bilder, zu ungleiche Haltung in demselben Gedichte, und zu viele Reminiscenzen aus allbekannten Dichtern verrathen den Anfänger; einzelne metrische und gefühlvolle Stellen und manche liebliche Anklänge hingegen den jungen Mann, der nicht ohne Anlage und Talent für die gewählten Dichtungsformen ist, und den tiefere Einsicht in das Wesen der Kunst und fleißiges Studium unserer deutschen Classiker, so wie der vorzüglichsten altenglischen und altschottischen Balladen- und besten spanischen Romanzensänger, zu etwas vorzüglicheren bilden würden. Mehr Originalität in der Erfindung und mehr Tiefe des Gefühls würden dem Verf. gleichfalls sehr gut zu statten kommen. Höhere Correctheit der Sprache, reinere Melodie der Sylbenmaße machen wir dabey gleichfalls zur Bedingung. Wenn er uns nach mehreren Jahren auch nur ein Drittel der hier gelieferten Poesieen, nach einem höheren Maßstabe umgearbeitet und veredelt, wiedergibt, so wollen wir dieß Geschenk willig annehmen.

Mehrmals wählt der Verf. einen Stoff, den schon frühere Dichter bearbeitet haben. Dieß können wir aber nur dann für zulässig halten, wenn der spätere Sänger den früheren an Trefflichkeit übertrifft. In wie fern dieß Hrn. S. gelungen sey, mögen die Leser aus einigen Proben beurtheilen: Bürger's herrliches Lied vom braven Manne scheinet den

Verf. nicht genügt zu haben, darum gibt er S. 10 fg. auch eine Romanze: der brave Mann. Hier heißt es unter andern in der sechsten Strophe:

Umsonst, umsonst! verloren sind
Die Armen; grauser Tod
Harrt schrecklich; ach laut saust der Wind,
Hoch strömt die Flut und droht.
Verloren! — ach! will's Keiner wagen,
Ein Retter sie vom Fels zu tragen? —

Wie konnte der Verf. diese und andere matte Strophen neben die kraftvollen bürgerschen zu stellen wagen? Noch mögen die Schlußstrophen von B. und S. neben einander stehen!

Bürger.

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preißen kann,
Unsterblich zu preißen den braven Mann!

Sarrazin.

Mein treuer Sang mit Recht und Fug
Erhobest du den Mann,
Der hohen Sinn im Herzen trug
Gleich jenem braven Mann.
Wer solches Muths sich kann beweisen,
Hoch sollst du, braver Sang, ihn preißen!

Die Romanze: Lidora und der Pilger, S. 138 ist eine Nachahmung der bürgerschen: der Bruder Graurock und die Pilgerin; nur mit dem Unterschiede, daß hier Lidora in das Dunkel der Nacht hinausschleicht, sich auf einen moosigen Stein setzt, und klagt, wo sich ihr dann ein Wanderer im härenen Kleide nähert, einen Pilgerstab in der Hand, in welchem sie zuletzt ihren geliebten Korinno wieder erkennt. Die Unterredung zwischen beyden Liebenden ist größtentheils aus bürgerschen Ausdrücken zusammen gesetzt; z. B. Kind Gottes verzage nicht — wie sollt' ich,

Ehrwürdiger, freuen mich? — nichts trennet uns fürder — u. ſ. w. Auch anderwärts ſtößt man zu häufig auf bürgerſche Phraſeologie z. B. ſtirb hin, o Herz, in Angſt und Graus, S. 20. Rapp, Rapp, geſchwind, wie leichter Staub im Wirbelwind, S. 21. S. 104 doch nein, fürwahr, nicht Gold den lohnet, dem Edelſinn im Herzen wohnet — Rapp, tummle dich, — ha ſieh, ha ſieh im Mondenlichte — der Rappe flog — — daß helle Funken ſtoben — Halloh, halloh, raſch auf das Thor! S. 147, 148. Rapp, tummle dich von hinnen, S. 153. An Bürgers Rappen ſcheint Hr. S. beſonders Behagen gefunden zu haben. Möge er ſich doch von der bloßen Nachahmung Bürgers zur edlern Nacheiferung erheben! Da, wo er die Phraſeologie anderer ändern will, um die Nachahmung zu verſtecken, iſt er ſelten glücklich. Wenn es z. B. bey Göthe heißt, „das Waſſer rauſcht', das Waſſer ſchwoll", ſo heißt es bey unſerm Verf. „das Waſſer ſchwillt, das Waſſer kracht." Die Romanze: der Ring, S. 87 behandelt denſelben Stoff, den Juſti in ſeiner Romanze: Graf von Marſtetten behandelt hat. Wenn jedoch Juſti den Leſer ſogleich mitten in die Hauptſcene, in den kerzenerleuchteten Saal hineinführt, wo das Ganze ſich entwickelt, und die vorbereitenden Umſtände mit Kürze erwähnt, ſo fängt dagegen Hr. S. mit einer ausführlichern Erzählung der frühern Ereigniſſe an:

Vor Alters lebt' im Schwabenland
Ein Weiblein treu und bieder, u. ſ. w.

Auch beſteht die juſtiſche Romanze aus zwölf ſechszeiligen, die ſarrazin'ſche hingegen aus ſieben und zwanzig achtzeiligen Strophen. Wir ſetzen die beyden Schlußſtrophen, nach der doppelten Bearbeitung zur Vergleichung hierher:

Juſti.

Jetzt wandte der Graf zu Berthold ſich hin:
„Ermanne dich, frohlichen Muthes!

Die Hoffnung erleuchte den finsteren Sinn,
Sey Erbe des köstlichsten Gutes! —
Du liebtest die Mutter; — die Tochter sey dein,
Bald wird sie die küßlichste Jungfrau seyn"!

„Die Tochter sey mein! mein köstlichstes Gut!
Mein ist sie nach wenigen Jahren!
Verbündet dem tapfersten Vater durchs Blut,
Verlachen wir alle Gefahren"! — —
Nun klangen dem zwiefachseligen Paar
Die Becher der wonnedurchglüheten Schaar! —

Sarrazin.

„Wohlan, Graf Berthold, wohlgemuth!
Auf, scheuch den Harm von hinnen!
Schau an das Mägdlein lieb und gut,
Kannst du das Mägdlein minnen?
Wohlan, schlag ein, das Töchterlein
Soll deine Braut zur Stunde seyn"!
Und Berthold drückt die Kleine
Ans Herz, nennt sie die Seine.

Drob herrschte Freude überall
Im hohen Rittersaale.
Flugs wohlgemuth begann der Ball,
Hoch schäumten die Pokale.
Froh tranken sie, vom Weine voll,
Der Alten und der Jungen Wohl,
Bis keinen Stern man konnte
Mehr schaun am Horizonte.

Zu oft stößt man bey Hrn. S. auf Sprachhärten, z. B. S. 37 Str. 3 S. 38 „begannen die Mannen einen Eid." S. 39 „schwört jeder — nochmals Treue seinem Eid." Ein Schwur war wohl schon genug. Unerträglich geschraubt ist S. 47 Str. 3:

Also sollst du jammern, klagen,
Bis ein Jüngling naht, dein Glück,
Einem biedern Weib geboren
Erster, (?) und der nie verloren
Einen nur unkeuschen Blick.

Zuviele unnöthige Floskeln kommen S. 154 in der 9. Str.

vor, beſonders Zeile 5 v. u. S. 150 „hangt es mich.“ S. 191 fg. hat es der Verf. gewagt, auch noch einmal die Geſchichte Wilhelm Tell's zu bearbeiten.

Doch es finden ſich auch einzelne Stücke in dieſer Sammlung, die ſich durch Plan, Anordnung und ſchöne Stellen auszeichnen. Zu den beſſern Stücken rechnen wir Chloda, S. 32; der Königsſohn, S. 62; der Sänger, 132; Roſamunde, S. 108; Adelheid von Oſterode, S. 65 u. 167. Hier und da findet man liebliche Anklänge und angenehme Schilderungen, auch mit unter den echten Balladenton, — Vorzüge, die es um ſo mehr bedauern laſſen, daß der Verf. zehen Jahre zu früh mit einer ganzen Sammlung von Balladen, Romanzen und Erzählungen vor dem Publicum auftrat. Möge er uns einſt mit vollendetern Arbeiten erfreuen; wenn wir ihm nicht Sinn für das beſſere zutrauten, würden wir uns nicht ſo lange bey ſeinen Producten verweilt haben.

Rittergeſchichte der Mauren von Granada von Gines Perez de Hita, nebſt einigen Bemerkungen über die Mahomedaner in Spanien, und hiſtoriſchen und literariſchen Noten von M. Sané. Erſter Band. Bremen, bey J. Georg Heyſe. 1810. kl. 8. 310 S. (2 Rthlr. 16 gr.)

Die hier anzuzeigende Ueberſetzung der guerras civiles de Granada führt im Spaniſchen folgenden ausführlichen Titel; historia de los vandos de los Zegris y Abencerrages, Caballeros Moros de Granada, de las civiles guerras que huvo en ella, y batallas particurales que huvo en la Vega entre Moros y Christianos, hasta que el Rey D. Fernando V. la ganó. Sacada de un libro Arabigo, cuyo auctor de vista fué un Moro, llamado Haben Hamin, natural de Granada; y traducida en Castellano por Gines Perez de Hita. Das Werk iſt verſchiedene Male aufgelegt

in und außer Spanien, und erst noch neuerlich, doch leider sehr vitiös, in Gotha bey Steudel und Keil in drey Bändchen. Man hat gestritten, ob es arabisch, oder spanisch geschrieben sey. Carter in seiner Reise von Gibraltar nach Malaga, S. 340 behauptet, es sey aus dem Arabischen übersetzt, und beruft sich auf D. Juan de Echeverria. Der spanische Meusel aber, D. Antonio, und Buchholz verneinen es. Eben so verschieden sind auch die Meinungen, ob es Roman, oder Geschichte sey. Bertuch legt dem Werke viel historische Glaubwürdigkeit bey; jener gelehrte Spanier Antonio aber sagt gerade zu: „wer diese milesischen Fabeln lesen will, muß sehr viel Zeit haben, und sehr leeres Kopfes seyn.“ Soll Rec. seine Meinung sagen, so glaubt er mit v. Blanckenburg (Sulzer Theorie zw. Ausg. Th. 4 S. 115) und Bouterwerck (Geschichte der spanischen Poesie, Göttingen 1804 S. 119, Note), daß der Verfasser, dessen Lebensumstände übrigens ganz unbekannt sind, das Materiale aus einem arabischen Werke (Familiennachrichten) gezogen (sacado), und auf einige Weise (als Spanier und als Christ) bearbeitet habe. Was den Werth unserer Geschichte selbst betrifft, so unterschreibt Rec. ohne alles Bedenken Buchholz Ausspruch. „Es gibt, sagt er (Handb. der spanischen Sprache. Th. I. Berlin 1801, S. 129), außer der Iliade und Odyssee wenig Werke, worin Einfalt und Verstand so glücklich gepaart wären, als in diesem interessanten Buche, welches für Hrn. von Florian so viel Anziehendes hatte, daß er den Stoff zu seinem Gonsalve de Cordove vorzüglich hieraus nahm.“ Auch A. W. Schlegel hat seine schöne Erzählung, Moryazela, in Beckers Erholungen, B. 1, S. 140—207 aus ihm entlehnt, und fällt über unsern Auctor ein eben so günstiges Urtheil. Rec. hat außerdem noch insbesondere der Gedanke, welcher in dem Werke ausgeführt zu seyn scheint, angezogen, daß nämlich durch Familien, welche an dem Hofe des Fürsten sich Einfluß zu verschaffen gewußt haben, und in dessen Besitz sich auf Unkosten der andern zu erhalten suchen, der Sturz des Staats noch

Digitized by Google

früher befördert wird, als er seiner Verhältnisse nach erfolgen würde. Selten hat er dieß so lebendig dargestellt gefunden, als hier, und deshalb möchte er es auch den Gebildeten zur Lectüre eher anempfehlen, als manchen Fürstenspiegel.

Dieser Vorzüge ungeachtet ist aber dieses Buch in Deutschland doch noch nicht übersetzt worden. Bloß Bertuch gab in seinem spanischen Magazin, B. 1. S. 275 aus dem 12. u. 13. Cap. die Ermordung der Bencerragen, und das Gedicht von Alabez und Quiñonero aus dem 1. Cap., so wie Herder in seinen Volksliedern mehrere Romanzen.

Was nun diese unsere Uebersetzung betrifft, so möchte Rec. um sie kein Wort verlieren; sie ist des Originals ganz unwürdig. Fast dürfte man behaupten, Hr. Sane' kenne das Original gar nicht, und habe nur aus dem Französischen verdeutscht. Belege dazu finden sich, außer den wirklich französischen Auslassungen, und den zuweilen lächerlichen Erweiterungen, z. E. S. 31 und 98, in den Noten. Auslassungen trifft man fast auf allen Seiten; sogar eine Romanze, die nicht zu den schlechtesten gehört, aus dem 6. Cap. will der Herausgeber (?) den Lesern ersparen, weil sie fast mit denselben Worten die Unterhaltung der beyden Liebenden, ohne besondere Schönheit (?) erzählt. Die Romanzen und Gedichte sind leider sämmtlich in Prosa übersetzt, wodurch der zarte südliche Hauch ganz verloren geht. Muß man nicht hellauf lachen, den Anfang der Romanze: Ensilleys me el potro rucio (Cap. 8 zu Ende) mit „Man sattle meinen Grauschimmel" übertragen zu finden. Um ein Beyspiel von Erweiterung zu geben, wählen wir eine Stelle aus dem 6. Cap., wo der More Tarfe zur Zayda, welche er von ihrem geliebten Ritter Zayde trennen will, also spricht: que mirasse, à quien amava, porque estuviesse mas cierta, que sus prendas las andava mostrando à todos los que se le entojava, assi cavalleros como no cavalleros. Diese Worte lauten bey Hrn. Sane': „Sind sie Madame, diejenige, von der Zayde so heftig geliebt wird, die, deren Eigenschaften man so sehr erhebt, und welche ganz

Granada schätzt und verehrt? Vernehmen Sie, daß Ihre Ehre sehr in Ansehn gesunken ist. Als vor nicht langer Zeit die Rede von den Liebhabern war, die von ihren Gebieterinnen begünstigt wären, nahm Zayde seinen Turban ab, und zeigte uns eine Flechte von ihren blonden Haaren, indem er dabey äußerte: Sie hätten sie ihm selbst an den Turban befestigt. Sie sehen ein, wie sehr diese Unvorsichtigkeit Sie für schuldig erklärt." S. 104. Kann wohl eine lächerlichere Uebersetzung gefunden werden? Eben so ist der Anfang des Werks ganz verdorben: „Die berühmte Stadt Granada glaubt, daß sie einer schönen Jungfrau, der Tochter oder Nichte des Königs Hispanus, ihren Ursprung verdankt." Im Original steht bloß fué fundada. Warum hat der Hr. Uebersetzer, statt der Note aus Cardonne's Geschichte von Africa, nicht die Beschreibung dieser Stadt aus Mendoza's, eines gebornen Granadiners, klassischem Werke: Guerra de Granada, gewählt, oder die Leser auf die Abbildungen bey Twiß, oder Plüer verwiesen?

Doch statt unsere Leser mit Verstößen zu unterhalten, wollen wir lieber eine Stelle aus dem ersten Capitel übersetzt mittheilen, um sowohl den Unterschied der sane'schen Uebersetzung vom Original darzuthun, als auch, so viel uns möglich war, die Leser selbst mit dem Ton des Werks bekannt zu machen. Es ist die Rede, wie unter dem siebzehnten Könige, Aben Hozmin, der Malique Abidbar Alabez, einen Streifzug gegen die Christen in Lorca unternimmt.

Hr. Sané.

Abidbar geht bey diesen Worten sogleich, an der Spitze eines Corps Cavallerie und Infanterie, von Granada ab, und begibt sich nach Guadix, wo er den Alcaide der Stadt, den braven Almoradi, findet, der ihm eine Menge Truppen zu Fuß und zu Pferde anbietet. Malique Alabez, Alcaide von Alme-

Der Rec.

Und alsobald zog Abidbar aus von Granada mit vielem Volk zu Roß und zu Fuß, und begab sich nach Guadix, und redete allda mit dem Moren Almoradi, Alkalden dieser Stadt; dieser aber erbot ihm seine Gesellschaft mit viel Mannschaft zu Roß und zu Fuß. Eben so kam ein anderer Alkalde von Almeria, geheißen

Hr. Sané.

ria, ahmt sein Beyspiel nach, und vermehrt ebenfalls mit seinen kriegerischen Legionen die schwache Armee von Abidbar, der von dort nach Baeça marschirt. Außerdem versammelte er noch in Baeça eilf andere Alcaiden aus der Nachbarschaft, die bey dem Gerücht eines Einfalls in die Felder von Lorca und Murcia, herbeygeeilt waren. Abidbar geht mit verschiedenen Truppencorps nach Vera ab, wo ihn der brave Malique Alabez erwartet. An diesem Orte versammelt sich die ganze Armee der Mauren, nebst einer großen Anzahl Alcaiden, deren Namensanführung hier keinen Nutzen gewährt Bey der Generalrevue erhielt sie ungefähr achthundert Mann Cavallerie und zweytausend Infanteristen.

Dieß tapfere Armeecorps setzt sich in Marsch, und dringt bis an die Gränzen von Lorca vor. Nachdem es sich an den Meeresküsten hingezogen, breitet es sich in den Gefilden von Carthagena aus, die es bis St. Gines und Pinatra verwüstet. Bey diesem Einfall machen die Mauren viele Gefangene und führen eine große Menge Vieh mit fort. Stolz auf ihren glücklichen Erfolg treten sie den Rückmarsch an, als sie bey der Wendung der Spitze des Berges Aguaderas darüber unter sich berathschlagen, ob sie den nämlichen Weg wieder zurückgehen, oder die Ebenen von Lorca passiren wollen. Sie wei-

Der Rec.

Malique Alabez mit vielem Volk zu Roß und zu Fuß, zum Kampf gar wohl gerüstet. Von hier zogen sie nach Baeza, wo Benaciz als Alkalde stund, welcher ebenfalls ihm seine Hülfe anbot nebst Mannschaft zu Roß und zu Fuß. Hier aber in Baeza vereinigten sich eilf Alkalden dieser Flecken auf die Botschaft von einem Einfall in die Gefilde von Lorca und Murzia. Und der dapfre Anführer Abidbar begab sich mit allem diesem Kriegsvolk nach der Stadt Vera, wo der wackre Alabez Malique Alkalde war, allwo er endlich vereinigte das ganze Heer der Moren und der Alkalden, welche hier genannt werden. (Namen der Alkalden folgen.)

Alle diese Alabezes Maliques waren Vettern, wie schon gemeldet, und sie sammelten sich zu Vera, ein jeder so viel Volk mit sich führend, als er vermochte. Eben so naheten sich auch noch drey andere Alkalden, Alabezes, als der von Mojacar, und der von Sorbar, und der von Lobrin; alle diese versammelten Alkalden hielten Musterung über das Kriegsvolk, welches zusammengerufen war, und es fanden sich 600 Reisige, obgleich andere sagen, daß es 800 gewesen; und 1500 Fußvölker, andere sagen, daß es 2000 gewesen. Endlich war eine große Macht von Kriegsvolk versammelt, und den 14. des Merzmondes im Jahr 1453 da drangen sie ein in die Marken von Lorca von der Seeseite her, und sie naheten sich

Digitized by Google

Hr. Sané.

chen in ihren Meinungen von einander ab; einige stimmen dahin, an des Meeresufer hinunter zu gehen, indem dieß der sicherste Weg wäre; Andere dagegen behaupten, es verriethe Feigheit, nicht geradezu die Ebene von Lorca zu passiren, auf welcher die spanische Zelte ständen. Malique Alabes nebst allen übrigen Alcaiden, seinen Verwandten, sind der letzten Meinung. Da die Mauren ihre tapfern Anführer entschlossen sehen über die Ebene zu ziehen, beeifern sie sich zu gehorchen, und brennen vor Begierde zu streiten. Sogleich lassen sie ihre Fahnen wehen; die Armee setzt sich in Bewegung; an die Seite des Berges Aguaderas sich lehnend, marschirt sie gegen Lorca. Indeß waren den Einwohnern dieser Stadt bereits ihre feindlichen Absichten und die Verwüstungen bekannt, die sie in den umherliegenden Gegenden angerichtet hatten. Der Alcaide von Lorca, von der Annäherung der Mauren unterrichtet, ließ Diego von Robeira, Corregidor von Murcia, um Hülfe bitten. Dieser bricht an der Spitze von siebenzig Cavalleristen und von fünfhundert Infanteristen, zusammen voll des höchsten Muthes nach Lorca auf, wo zweyhundert Mann Cavallerie und funzehnhundert Mann Infanterie seiner warten. Alonso de Lizon, Ritter des St. Jacobs-Ordens, und damals Gouverneur

Der Rec.

dem Gefilde von Cartagena und streifeten bis an die Winkel von San Gines und Pinatar, und thäten großen Schaden. Die Moren nahmen viele Leute und eine große Anzahl von Heerden, und zogen sich zurück, stolz und trutzig auf ihre Beute. Und als sie gelangt waren, die Moren, wo das Gebirg von Aguaderas sich krümmete, pflogen sie Kriegsrath, ob sie gingen an der Seeseite, woher sie gekommen waren, oder ob sie zögen frank und frey durch die Ebene von Lorca. Darüber gab es große Berathschlagungen, Vorschläge und Annahmen. Viele von ihnen behaupteten, daß sie ziehen wollten an der Seeseite hin, sintemal der Weg sicherer wäre, andere sagten, es würde große Feigheit und Verlust der Ehre seyn, wenn sie nicht zögen durch die Ebene von Lorca, aus Scheu vor ihren Pannern. Und dieser Meinung war Malique Alabez, und mit ihm alle seine Vettern, die zugegen waren. Als nun die Moren gesehen, daß diese wackern Anführer entschlossen waren, durch die Ebene von Lorca zu ziehen, mochten sie nicht mehr widersprechen dieser Meinung; und alsobald nahmen sie zu den fliegenden Pannern die Beute in die Mitte des Zugs, und wandten sich gen Lorca, lehnend an das Gebirge von Aguaderas. Zur selben Zeit aber hatten die von Lorca schon Kunde von diesem Kriegsvolk, welches eingefallen war in ihre Lande, und D. Alonso Fazardo, Alkalde von Lorca, hatte schon geschrieben an

Digitized by Google

Hr. Sané.

der Festung Aledo, stößt mit seiner kleinen Truppe von neun Cavalleristen und vierzehn Infanteristen zu ihm, diese machen die ganze Besatzung des Castells aus. Schon marschiren die vor Streitbegierde ungeduldigen Mauren mit beflügelten Schritten; kaum haben sie Lorca erreicht, als sie einen christlichen Ritter, Namens Quinonero, zum Gefangenen machen, der herausgekommen war, um die feindlichen Vorposten zu recognosciren.

Der Rec.

Diego von Ribera, Pfleger von Murcia, was vorging, und daß er flugs käme mit so viel Volks, als er könnte. Und der Pfleger war nicht saumselig, sondern in großer Eile zog er aus von Murcia mit siebenzig Pferden und fünfhundert Fußgängern, sämmtliche Mannschaft großherzig und kühn, und vereinigte sich mit dem Heer von Lorca, wo zweyhundert Reisige und funfzehnhundert Fußgänger waren, alles wackere Leute. Auch fand sich noch zu ihnen Alonso de Leon, Ritter von St. Jacob, welcher jetzund Burgwart von dem Castell zu Aledo war. Dieser führte mit sich neun Pferde und funfzehn Fußgänger, denn mehr ließen sich aus dem Schlosse nicht nehmen. Zur selben Zeit zogen herauf mit großer Schnelle die Moren voll stolzen Muthes und Kühnheit, und alsobald sie ankamen vor Lorca, fingen sie einen Ritter aus ihr, geheißen Quiñonero, der ausgezogen war, die Gefilde zu untersuchen.

Ueber den Werth des Werks sowohl, als über den Verfasser ist in diesem ersten Theile nichts zu finden, wahrscheinlich wird sich Hr. S. hierüber, so wie über die Art und Weise diese Geschichten des bürgerlichen Krieges so und nicht anders zu übersetzen, in dem zweyten Theile erklären. Die Noten sind im Ganzen der Uebersetzung weit vorzuziehen. Wie kommts, daß Hr. v. Zimmermann auf den Titelblatte als Herausgeber nicht erwähnt ist, da er ja in dem Ostermeßcatalogue als solcher genannt wurde?

Reise nach Paris im Sommer 1808 von Galletti. Gotha bey Ettinger. 1809. 220 S. 8. (18 gr.)

Alles, was eine Reisebeschreibung von Galletti im voraus erwarten ließ, findet der Leser in reichlicher Befriedigung; einen

Digitized by Google

forschbegierigen Blick, eine Aufmerksamkeit, die nichts aus der Acht läßt, eine Genauigkeit und Sorgfalt, die keine Mühe spart, und sich nicht eher zufrieden stellt, bis sie alles auf das Gründlichste dargethan hat. Es wäre unbillig, vorauszusetzen, daß Galletti in Paris ganz neue Entdeckungen gemacht hätte. Die nämlichen Museen, Bibliotheken, Kirchen und Paläste, Brücken und Gebäude, Institute und Fabriken, die nämlichen Gegenstände, die so viele Reisenden nach Paris ziehen, und die von Einheimischen und Fremden so oft schon beschrieben worden sind, findet man hier wieder beschrieben. Das Eigenthümliche der gallettischen Beschreibung besteht einzig in der erwähnten Genauigkeit aller Angaben, besonders da, wo es auf Zahlen ankommt. Von diesen ist G. ein so außerordentlicher Freund, daß er nicht nur bey jeder vorkommenden Gelegenheit das Einzelne nach Nummern und Ziffern berechnet, sondern zuweilen auch die Summe noch zusammenzieht, die jeder Leser nach Belieben hätte ausrechnen können.

Gewiß hat G., wo er nur konnte, selbst gezählt, und dadurch erhalten seine Angaben, sofern nur die Zeit keine Veränderungen darin machen kann, historischen Werth; bey vielen aber mußte er sich auch auf andere verlassen. Dieß ist der Fall unter andern da, wo er uns geschichtliche Nachrichten liefert, die er übrigens mit großer Sorgfalt, wie man es von dem Geschichtsforscher erwarten konnte, aufgesucht, und zu einer wohlgefälligen Darstellung gebracht hat. Von dieser Seite hat seine Reisebeschreibung einen wesentlichen Vorzug vor vielen andern erhalten. Außerdem beschreibt G. auch noch die Gegenden und Oerter, die er auf seiner Rückreise bis Frankfurt berührte. Alle seine Aufstellungen haben etwas geistreiches, frisches (obwohl nichts blühendes), etwas kraftvolles und freymüthiges im Urtheile (welches bis auf die Gastwirthe sich erstreckt) viel gehaltreiches und wesentliches mit Uebergehung aller Eindrücke, die keine Spuren in einem Gemüthe zurück-

Digitized by Google

lassen können, welches unter der Welt zugleich die Nachwelt mit begreift.

A. L. Castellans Briefe über Morea und die Inseln Cerigo, Hydra und Zante. Aus dem Französischen übersetzt von Ch. Wey land, Herzogl. Sachsen-Weimarischem Legationsrath. Mit zwey Kupfern. Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1809. gr. 8. 222 S. (2 Rthlr. 6 gr.)

Die hier beschriebene Reise ist so wenig, als bisher irgend eine in den Peloponnes, wenigstens die publicirt worden wäre, nach großen Vorbereitungen und mit hinlänglicher Kunde des Alterthums und einiger der Landessprache unternommen, noch mit der nöthigen Weile und Gründlichkeit ausgeführt worden. Der Wunsch eines zureichenden Werkes über den Peloponnes bleibt immer noch übrig. Aber doch haben diese Briefe einstweilen vielfachen Werth und Reiz. Herr Castellan, vom Militärstand, ging 1796 als Zeichner mit der großen Gesellschaft von französischen Officieren, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern, die im Dienst der Pforte die Cultur in Griechenland befördern sollten, nach Constantinopel. Als plötzlich die Absicht ihrer Sendung vereitelt wurde, besuchte er einige Puncte von Morea, und theilt uns hier eine Art von Tagebuch mit. Seine Art zu erzählen ist angenehm, seine Auffassungen geistvoll, besonnen und vielseitig, seine kleinen Reiseplane zweckmäßig, und die Gegenstände, die er berührt, fast durchgängig interessant. Der Ton der Beschreibung sollte eher auf einen Engländer als Franzosen schließen lassen, was im Allgemeinen ein großes Lob bey Reisebeschreibungen seyn dürfte. Pouqueville's Werk macht in keiner Hinsicht dieses entbehrlich, das vielleicht zu seinem Vortheil von geringerem Umfang ist, als jenes.

Digitized by Google

Die Insel Kythera sah der Verf. auf der Hinreise nach Constantinopel, so wie Napoli di Malvesia und Hydra. Auf der Rückreise Koron, von wo er zu Land über Navarino bis nach Philatrea am Fuß der arcadischen Gebirge reiste. Einige große Spaziergänge von den Hauptpuncten aus kommen dazu. Mit Zanthe schließt er, und verschont uns mit der Beschreibung der weiteren Reise, so wie der bekannten nach Constantinopel.

Die Ueberbleibsel des Alterthums und die Topographie waren ein Hauptaugenmerk des Verfs., und er hat mit Recht die Tradition, besonders in den Namen der Orte, in dieser Hinsicht benutzt und empfohlen. Die Entdeckungen, die er machte, möchten auf folgende einzuschränken seyn. (Hier, wo man noch so wenig sorgfältig untersucht hat, und sich doch für das Kleinste selbst aus der Ferne interessirt, sind Spaziergänge Entdeckungsreisen.) S. 23—29. Nahe den Ruinen der Stadt Kytherea ist ein großer Felsen fast ganz durch Hypogäen ausgehöhlt. Die Grabmäler haben loculi, wie die Columbarien, und größere Räume für Sarkophage, und auf inneren, mit Mastix überzogenen Wänden finden sich Spuren von Malereyen, die denen auf alten Vasen gleichen. — S. 44 bis 49. Auf einer Bergfläche, in der innersten Vertiefung der, Napoli di Malvesia gegenüber liegenden Rhede, fand er dicht umwachsene Ruinen; eine doppelte Reihe von Mauern, deren unregelmäßige Winkel sich nach der Form des Bergs hinziehen, in kyklopischer, besonders fester und schöner Mauerart. Den Ursprung dieser gewaltigen Composition in pentagonischen und prismatischen Formen der Steine, möchte der Verf. aus der bemerkten natürlichen Neigung des Granits, sich in solche Formen zu zersplittern, ableiten. Aber könnte sie nicht ohne alle Nachahmung wegen der Unzerstörbarkeit solcher Einfügungen erfunden worden seyn? Herr Barbié du Bocage (von dem wir nächstens eine Charte vom Peloponnes erhalten werden) erklärt diese Ruinen für die Citadelle von Epidaurus Limera, und findet diese Stadt selbst da, wo man jetzt gegen NO., in dem oberen Theil des Thales verfallene Wohnungen

Digitized by Google

und Säulenſtücke antrifft, und in dem, gegen Oſten ins Meer ſpringenden Cap, worauf er einen Thurm und mehrere Ruinen fand, das Vorgebirg Minoa, bey Pauſanias, wofür man bis jetzt die Inſel hielt, worauf Malveſia liegt. — Koron iſt nach den Charten das alte Kolonides, nach dem Verf. aber Koronäa. — Die alte Stadt Pylus endlich ſetzt er dahin, wo jetzt die Stadt Navarino liegt, bey der man verſchiedene antike Reſte findet, beſonders aber wegen der Topographie, die Thucydides davon giebt, mehr mit dieſer Lage der Stadt, als mit der auf der andern Seite, auch Sphakteria gegenüber, zuſammenſtimmend. — Kleinere, hier zuerſt erwähnte Ruinen übergehen wir. Topographiſch wichtig ſind vorzüglich auch einige Zugaben des franzöſiſchen Generalconſuls von Bermont. S. 104, f. 146.

Nicht minder, als die Erinnerung der Vorzeit, beſchäftigte den Reiſenden die Beobachtung der Einwohner und der jetzigen Einrichtungen. Intereſſant ſind die Beſchreibungen von türkiſchen Landhäuſern und dem gemächlichen Leben, das darin geführt wird, von einem moraïtiſchen Nomadenlager (142 f.) von dem Innern der Höhlen, worin die Hirten in der Regenzeit wohnen (158). Der Charakter der Griechen iſt ſehr vortheilhaft in zerſtreuten Zügen geſchildert. Nach dem Vorbild von Guis (den der Verf. in Zanthe ſah) und andern ſucht er ſich die Schatten der alten Griechen durch die Natur der neuen zu beleben. Die griechiſche Poeſie, deren Hauptheil die Realität und die Charakter ſind, wird nur auf dieſem Wege vollſtändig empfunden werden. Wir kennen ſchon die antiken Tänze, die ausdrucksvollen, ganze Scenen aus der Mythologie darſtellenden Pantomimen, die Jünglinge und Mädchen noch jetzt üben, die Improviſatoren und Erzähler. Aber auch die einfachen rührenden Töne, die dieß Volk der Panagia vorſingen ſoll, *) und auf ſeine artiſtiſche Anlage

*) Wir zweifeln nicht, daß man in den neugriechiſchen, beſonders religiöſen, Volksgeſängen bey weitem mehr Nachklang

möchte zuerſt Hr. Caſtellan die gehörige Aufmerkſamkeit gewendet haben. Er findet auch darin Homogeneität mit dem Antiken, und glaubt ſich dadurch deutlicher zu machen, wie Muſik und Zeichnung bey den Alten entſtanden, und geartet geweſen ſeyen. In Anſehung der letzten bemerkte er die antike Einheit in Haltung und Faltenwurf, obgleich Ausdruck und Schule fehlte. Man gebraucht Waſſerfarben, die einen Firniß erhalten, und lebhaft und unverwüſtlich, wie die antiken, ſeyn ſollen. Ein genialer Pope in Zanthe, zugleich Maler, Dichter und Muſiker, behauptete, es ſey noch die antica maniera, die er aber nicht verrathen wollte; und Hr. C. glaubt an dieſe Tradition, und hat Verſuche der Nachbildung wiederholt in Paris öffentlich vorgelegt. Die alten griechiſchen Körperformen haben ſich in ihrer urſprünglichen Schönheit erhalten, und durch den Vortheil dieſer vollkommnen lebendigen Modelle iſt Stil in dieſen griechiſchen Malereyen. „In Griechenland befindet ſich in der That noch, wenn auch ſchlummernd, der Keim von allen Künſten.“ Mit Recht werden die Künſtler ſehr eingeladen, ſich dort einzufinden. Es liegt ein beſonderer Nachdruck darin, daß faſt nur Franzoſen, ſonſt nicht die vorurtheilsloſeſten Beurtheiler der Völker, die Apologeten der Neugriechen neuerlich geworden ſind. Die Bemerkung entging

---

der alten griechiſchen Muſik belauſchen könnte, als man aus allen Theoretikern, wenn man ſie auch mit tiefem Sinne ſtudirte, und aus einer nach den Angaben der Alten abgetheilten harmoniſchen Saite hervorzaubern würde, worauf der Abb. Requeno dringt in ſeinen Saggi di ristabilimento dell' arte armonica de' greci é romani cantori, 1798. Auf der Einfachheit, Reinheit und Eigenthümlichkeit des Naturgefühls beruhte die wunderbare Wirkung der griechiſchen Muſik. Die techniſche und theoretiſche Ausbildung derſelben möchte ſich zu ihrem Urſprung und Geiſt verhalten, wie griechiſche und römiſche Lehrbucher des Stils, wenn man zumal alle Beyſpiele wegnähme, zur homeriſchen Poeſie oder zum Thucydides.

Digitized by Google

natürlich auch unſerm Verf. nicht, daß man die, bey andern Völkern ſeltenen Tugenden der Griechen, ihre freymüthige Offenherzigkeit, Gutmüthigkeit, Gaſtfreundſchaft, in den Gebirgen ſuchen müſſe, wo ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind. Denn in den Seeſtädten und an den beſuchten Straßen haben ſie die Franken und der Handel ganz verändert.

Unter die Fictionen, womit die Franzoſen ihre Reiſebeſchreibungen zu verſchönern lieben, rechnen wir, wenigſtens den größten Theil der angeblich griechiſchen Elegie auf einen verſtorbenen Gatten S. 70, und die Lebensgeſchichte eines Moraiten, in welche die, ſchon durch Choiſeul Gouffier und andere bekannte Geſchichte des griechiſch-ruſſiſchen und türkiſchen Kriegs 1770 verflochten iſt. Hr. v. Bermont dürfte die einzige und nicht zu verachtende Quelle dieſer Erzählung ſeyn, und durch ihn erfahren wir über den Anlaß und die, dem Peloponnes ſchrecklichen, noch lange nicht verwundenen Folgen dieſes, edlen Freyheitsmuth von der einen Seite durch Täuſchung ſpottenden, von der andern zerknirſchenden Krieges neue und bedeutende Angaben. Demſelben werden wir die allgemeineren Anſichten von dem Lande, vieles in der Schilderung der Mainotten, u. ſ. w. verdanken. Niemand wird die Lectüre dieſes anſpruchsloſen und wohlgehaltenen Werkes bereuen, und von den entzückenden Ausſichten eines von der Natur ſo reich und reizend begabten Ländchens, die dadurch, wie Träume, hervorgelockt werden, gleichgültig ſcheiden.

Eine ſchöne Zugabe iſt auch S. 85 — 93 das Gemälde des Handels und Emporkommens der Hydrioten aus Koray's trefflichem Schriftchen: Memoire sur l'état actuel de la civilisation dans la Grèce. Notice sur les Grecs modernes, sur la langue et sur quelques ouvrages ecrits dans cet idiôme, à Paris 1801. Dem Original, das 1808 in Paris erſchien, ſind drey Plan- und drey und zwanzig andre Zeichnungen beygegeben, was der Ueberſetzer nicht erwähnt. Es iſt auch von A. Kuhn überſetzt worden in den Annalen

der Reisen ꝛc., und dem Journal der See- und Landreisen.

Della scoperta e subitanea perdita di una parte inedita del primo libro de' pastorali di Longo fatta in un codice dell' Abazia Fiorentina, ora esistente nella publica Imperiale Bibliotheca Medico-Laurenziana. Mit dem Motto: Quaesivit lucem ingemuitque reperta. Virgil. Fiorenze 1810. 8. 24 S. Mit dem wohlgetroffenen Portrait eines Dintenklekses.

Diese Schrift ist besonders abgedruckt aus den Opuscoli scientifici e litterarj, die in Florenz herauskommen. Ihr Verf., Franzisco Del Furia, Bibliothekar an der Laurentiana, hat sie Hr. Valeriani, Studiendirector am Lyceum zu Vimercate, zugeschrieben, und sie betrifft die Verunstaltung eines vollständigen Codex des Longus aus dem dreyzehnten Jahrhunderte, der aus einem Kloster der laurentinischen Bibliothek einverleibt wurde. Es ist dieß bekanntlich der einzige Codex, der die Schriften des Xenophon Ephesius und Chariton von Aphrodisium enthält, die Dorville und Cocchi herausgegeben haben. Auch Montfaucon hat ihn in seiner Bibliotheca bibliothecarum erwähnt, und es ist desto mehr zu verwundern, daß ihn Villoison bey seiner Ausgabe des Longus von 1778 nicht im geringsten berücksichtigt hat. — Wir kommen zu dem eigentlichen Inhalt des Werkchens, und geben ihn so vollständig, aber zugleich so kurz als möglich, da er nichts als die Geschichte einer gelehrten Freybeuterey betrifft. Im November vorigen Jahres kamen Hr. Courier, französischer Officier und Philolog, und Hr. Buchhändler Renouard aus Paris in Florenz an. Courier verglich mehrere Codices des Xenophon, und fragte beyläufig nach den des Longus. Das erwähnte Manuscript ward herbeygeholt, und man entdeckte mit Entzücken

die langentbehrte bekannte Stelle des ersten Buchs des Romans. Courier bat er vergleichen zu dürfen, und Del Furia gewährte gern einem Manne, der ihm vom Abbate Andres und Monsignore Marini empfohlen war, seinen Wunsch: ja er und sein Unterbibliothekar, Abbate Bencini, copirten ihm selbst die aufgefundene Stelle des, mit äußerst kleinen und zum Theil schon erloschnen Charakteren geschriebenen Manuscripts, und überhoben ihn so einer nachtheiligen Arbeit, welcher er damals sogar nicht gewachsen war. Im 90. Stück der Gazetta universale von Florenz verkündigte hierauf Hr. C. seinen Fund, ohne jedoch jener Hülfsleistung zu gedenken, ja in Ausdrücken, welche selbst ein zweydeutiges Licht auf die Gelehrsamkeit der Florentiner zu werfen schienen. Nachdem sich Hr. C. mittlerweile im Lesen des schwierigen Manuscripts geübt hatte, ging er selbst daran, den ganzen Longus zu vergleichen, um bey Renouard eine Ausgabe davon zu veranstalten. Da letzterer nach Paris zurückeilte, so mußte der erstere mit der Arbeit eilen, und die Bibliothekare waren so gefällig, ihm mit eigner Aufopferung die Gelegenheit zu verschaffen, jeden Tag, so lange, als das Licht verstattete, zu benutzen. Am 10. November empfängt Del Furia das Manuscript zurück. Er bemerkt ein Blatt, das über die andern heraus ragt, schlägt auf, und sieht — einen großen, großen Dintenklecks — gerade auf der lang entbehrten, endlich gefundenen Stelle. „Bey diesem schrecklichen Anblicke", lauten Furia's Worte, „gefror mir das Blut in den Adern, ich wollte ausrufen, ich wollte sprechen, aber die Sprache blieb an den Lippen hängen, und ein Eisschauer überlief meine erschrocknen Glieder." Da er endlich seine Sprache wiederbekommen hatte, fragte er, wie der Kleks ins Manuscript gekommen sey, und Hr. C. antwortete, daß er eines Tages mit der Fahne der Feder die Dinte umgerührt, sie auf das, auf dem Tische liegende Papier geworfen, und letzteres unachtsam als Buchzeichen gebraucht habe. Furia glaubt diese Entschuldigung, und verlangt nun eine authentische Copie von C. und einen Schein, daß er das Unheil angerichtet habe. C. schrieb ihm daher auf das befleckte Blatt: Ce morceau de papier posé par mégarde dans le manuscrit pour servir de marque, s'est trouvé taché d'encre; la faute en est toute à moi qui ai fait cette étourderie, en foi de quoi j'ai signé. Florence 10. Novembre 1809. Courier. Am 12. Nov. kam auch Hr. Buchhändler Renouard wieder mit auf die Bibliothek, man besichtigt abermals die Beschädigung, und C. reißt das dintenbefleckte Blatt ab, das noch am Manuscript klebt, und verspricht am folgenden Tage die

Digitized by Google

wiederholt erbetene Abschrift des Supplements. Allein er hält sein Wort nicht, und erklärt endlich sogar, daß sein Freund R. es ihm verboten, und gesagt habe, daß man diese Umstände zum Besten der neuen Ausgabe benutzen, und, einmal im Besitz des Supplements, es nicht herausgeben müsse, damit kein anderer Herausgeber zuvorkäme, ja er ließ merken, daß man selbst Furia wegen der Angelegenheit, womit er auf die Abschrift drang, solches zutraue. Furia's Protestationen gegen diese entehrende Vermuthung und die Bitte, eine von beyden Theilen vidimirte und untersiegelte Abschrift bey dem Maire, oder einer sonst beliebigen Person bis zur Erscheinung der pariser Ausgabe niederzulegen, halfen nichts. C. bleibt auf seinem Satze stehen, und F. wandte sich nun an den Director der Gallerie und Conservateur der Denkmäler der Künste und Wissenschaften, den Kammerherrn Puccini. „Auch er schauderte zusammen, und ward zornig, als er die grausamliche That vernahm.“ Und da auch seine Bitte um die Abschrift ohne Erfolg blieb, nahm man seine Zuflucht zur Chemie. Wir übergehen hier die genaue und ausführliche Beschreibung der Leibesbeschaffenheit und der übrigen Qualitäten des Klekses, welche der hinzugefügte Kupferstich noch deutlicher macht, und erwähnen nur, daß der Kleks gerade das Supplement bedeckt, so daß es scheint, als ob der Schade wenigstens zum Theil durch Kunst verursacht, und an einigen Orten radirt worden ist. Aber zwanzig angestellte chemische Versuche glückten nicht, der Schade blieb unersetzlich. Erwähnt muß noch werden, daß C. am Tage, wo die Geschichte bekannt wurde, auch die Copie des Supplements, die der Unterbibliothekar zu seinem Vergnügen gemacht, an sich gebracht hatte. Dem sey nun, wie ihm wolle, aus dem ganzen Wirrwarr scheint hervorzugehn, daß C. leichtsinnig und kindischeitel gewesen ist, den Vorzug, eine vollständige Ausgabe des Longus, die in der Folge als Manuscript citirt müßte, durch eine Wortbrüchigkeit zu erkaufen. Auf der andern Seite scheint aber auch aus den ungeheuern Exclamationen des Bibliothekars über den horrenden Kleks und seinem linden Auftreten bey den zu nehmenden Repressalien hervorzugehen, daß er sich selbst nicht ganz schuldenfrey fühle. Steckt man Menschen, die muthwillig irgend eine öffentliche Anlage beschimpfen, oder beschädigen, ins Zuchthaus, warum ging man denn dem martialischen Philologen mit bloßem Flehen und Bitten zu Leibe, und ließ ihn nicht durch die Regierung zwingen, ein dem Staate gehöriges öffentliches Denkmal auf die bestmöglichste und schnellste Weise zu ersetzen? — Da sich jedoch, weil Hr. C. noch nicht geantwortet hat, über Recht und Unrecht der beyden Theile nicht vollkommen entscheiden läßt, so wollen auch wir uns mit dem Gesagten begnügen,

Digitized by Google

und den Freunden der alten Literatur, und des Longus insbesondere, die aufgefundene Stelle mittheilen, von der Hr. C. vor kurzen in Rom funfzig Exemplar hat drucken, und unter seine Freunde vertheilen lassen. Es sind vier Blätter in Octav, mit einer lateinischen Uebersetzung von dem Professor der griechischen Literatur Amati. Sie führen den Titel: Λόγγου ποιμενικῶν ἀποσπασμάτων μέχρι νῦν ἀνέκδοτον. Da die wenigen Exemplare kaum nach Deutschland gelangen werden, und die vollständige Ausgabe sobald noch nicht erscheinen kann, so hoffen wir uns den Dank der Leser durch die Mittheilung der Stelle, worin sehr reizend die erwachende Liebe zwischen Daphnis und Chloe geschildert ist, zu verdienen. Die fehlende Stelle im 6. Capitel des 1. Buchs ist folgende:

. . . . . φυλάττειν, αὐτὸς δὲ τῇ πηγῇ προστὰς, τήν τε κόμην καὶ τὸ σῶμα πᾶν ἀπελούετο. ἦν δὲ ἡ μὲν κόμη μέλαινα καὶ πολλὴ, τὸ δὲ σῶμα ἐπίκαυστον ἡλίῳ· εἴκασεν ἄν τις αὐτὸ ἐπιχρώζεσθαι τῇ σκιᾷ τῆς κόμης. ἐδόκει δὲ τῇ Χλόῃ θεωμένῃ καλὸς ὁ Δάφνις, καὶ ὅτι μὴ πρότερον αὐτῇ καλὸς ἐδόκει, τὸ λουτρὸν ἐνόμιζε τοῦ κάλλους αἴτιον. καὶ τὰ νῶτα δὲ ἀπολουούσης, ἡ σὰρξ ὑπέπιπτε μαλθακή· ὥστε λαθοῦσα ἑαυτῆς ἥψατο πολλάκις, εἰ τρυφερώτερον εἴη πειρωμένη. καὶ, τότε μὲν γὰρ ἐπὶ δυσμαῖς ἦν ὁ ἥλιος, ἀπήλασαν τὰς ἀγέλας οἴκαδε, καὶ ἐπεπόνθει Χλόη περιττὸν οὐδὲν, ὅτι μὴ Δάφνιν ἐπεθύμει λουόμενον ἰδέσθαι πάλιν. τῆς δὲ ὑστεραίας, ὡς ἦκον εἰς τὴν νομὴν, ὁ μὲν Δάφνις ὑπὸ τῇ δρυῒ τῇ συνήθει καθεζόμενος ἐσύριττε, καὶ ἅμα τὰς αἶγας ἐπεσκόπει κατακειμένας καὶ ὥσπερ τῶν μελῶν ἀκροωμένας· ἡ δὲ Χλόη, πλησίον καθημένη, καὶ τὴν ἀγέλην μὲν τῶν προβάτων ἐπέβλεπε, τὸ δὲ πλέον εἰς Δάφνιν ἐώρα. καὶ ἐδόκει καλὸς αὐτῇ συρίττων πάλιν, καὶ αὖθις αἰτίαν ἐνόμιζε τὴν μουσικὴν τοῦ κάλλους, ὥστε μετ' ἐκεῖνον καὶ αὐτὴ τὴν σύριγγα ἔλαβεν, εἴ πως γένοιτο καὶ αὐτὴ καλή· ἔπεισε δὲ αὐτὸν καὶ λούσασθαι πάλιν, καὶ λουόμενον εἶδε καὶ ἰδοῦσα ἥψατο, καὶ ἀπῆλθε πάλιν ἐπαινέσασα, καὶ ὁ ἔπαινος ἦν ἔρωτος ἀρχή. ὅ,τι μὲν οὖν ἔπασχεν, οὐκ ἤδει νέα κόρη, καὶ ἐν ἀγροικίᾳ τεθραμμένη, καὶ οὐδὲ ἄλλου λέγοντος ἀκούσασα τὸ τοῦ ἔρωτος ὄνομα. ἄσηε δὲ αὐτῆς εἶχε τὴν ψυχὴν, καὶ τῶν ὀφθαλμῶν οὐκ ἐκράτει, καὶ πολλὰ ἐλάλει Δάφνιν, τροφῆς ἠμέλει, νύκτωρ

Digitized by Google

ἠγρύπνει, τῆς ἀγέλης κατεφρόνει· νῦν ἐγέλα, νῦν ἔκλαιεν· εἶτα ἐκάθευδεν, εἶτα ἀνεπήδα· ὠχρία τὸ πρόσωπον, ἐρυθήματι αὖθις ἐφλέγετο· οὐδὲ βοὸς οἴστρῳ πληγείσης τοσαῦτα ἔργα. ἐπῆλθον ποτὲ αὐτῇ τοιοίδε λόγοι μόνῃ γενομένῃ. νῦν ἐγὼ νοσῶ μὲν, τὶ δὲ ἡ νόσος, ἀγνοῶ. ἀλγῶ, καὶ ἕλκος οὐκ ἔστι μοι. καίομαι, καὶ ἐν σκιᾷ τοσαύτῃ κάθημαι. πόσοι βάτοι με πολλάκις ἥμυξαν, καὶ οὐκ ἔκλαυσα· πόσαι μέλιτται κέντρα ἐνῆκαν, ἀλλὰ ἔφαγον. τουτὶ δὴ τὸ νύττον μοῦ τὴν καρδίαν πάντων ἐκείνων πικρότερον. καλὸς ὁ Δάφνις, καὶ γὰρ τὰ ἄνθη· καλὸν ἡ σύριγξ αὐτοῦ φθέγγεται· καὶ γὰρ αἱ ἀηδόνες· ἀλλ' ἐκείνων οὐδείς μοι λόγος. εἴθε αὐτοῦ σύριγξ ἐγενόμην ἵν' ἐμπνέῃ μοι· εἴθε αἶξ, ἵν' ὑπ' ἐκείνου νέμωμαι. ὦ πονηρὸν ὕδωρ, μόνον Δάφνιν καλὸν ἐποίησας, ἐγὼ δὲ μάτην ἀπελουσάμην. οἴχομαι, Νύμφαι φίλαι, καὶ οὐδὲ ὑμεῖς σώζετε τὴν παρθένον τὴν ἐν ὑμῖν τραφεῖσαν. τίς ὑμᾶς στεφανώσει μετ' ἐμέ; τίς τοὺς ἀθλίους ἄρνας ἀναθρέψει; τὶς τὴν λάλον ἀκρίδα θεραπεύσει; ἣν πολλὰ καμοῦσα ἐθήρασα, ἵνα με κατακοιμίζῃ φθεγγόμενη παρὰ τὸ ἄντρον· νῦν δὲ ἐγὼ μὲν ἀγρυπνῶ διὰ Δάφνιν, ἡ δὲ μάτην λαλεῖ. τοιαῦτα ἔπασχε, τοιαῦτα ἔλεγεν, ἐπιζητοῦσα τὸ τοῦ ἔρωτος ὄνομα. Δόρκων δὲ ὁ βούκολος, ὁ τὸν Δάφνιν ἐκ τοῦ σιῤῥοῦ καὶ τὸν τράγον ἀνιμησάμενος, ἀρτιγένειος μειρακίσκος καὶ εἰδὼς ἔρωτος καὶ τὰ ἔργα καὶ τὰ ὀνόματα, εὐθὺς μὲν ἀπ' ἐκείνης τῆς ἡμέρας ἐρωτικῆς τῆς Χλόης διετέθη. πλειόνων δέ διαγενομένων, μᾶλλον τὴν ψυχὴν ἐξεπυρσεύθη, καὶ τοῦ Δάφνιδος ὡς παιδὸς καταφρονήσας, ἔγνω κατεργάσασθαι δώροις ἢ βίᾳ. τὰ μὲν δὴ πρῶτα δῶρα αὐτοῖς ἐκόμισε, τῷ μὲν σύριγγα βουκολικὴν καλάμους ἔχουσαν ἐννέα χαλκῷ δεδεμένους ἀντὶ κηροῦ, τῇ δὲ νεβρίδα βακχικήν· καὶ αὐτῇ τὸ χρῶμα ἦν ὥσπερ γεγραμμένον λευκώμασιν. ἐντεῦθεν δὲ φίλος νομιζόμενος, τοῦ μὲν Δάφνιδος ἠμέλει κατ' ὀλίγον, τῇ Χλόῃ δὲ ἀνὰ πάσας ἡμέρας ἐπέφερεν ἢ τυρὸν ἁπαλὸν, ἢ στέφανον ἀνθηρὸν, ἢ μῆλον ὡραῖον· ἐκόμισε δέ ποτε αὐτῇ καὶ μόσχον ὀρειγένητον καὶ κισσύβιον διάχρυσον καὶ ὀρνίθων ὀρείων νεοττούς. ἡ δὲ, ἄπειρος

Digitized by Google

οὖσα τέχνης ἐραστοῦ, λαμβάνουσα μὲν τὰ δῶρα ἔχαιρε, μᾶλλον δὲ ἔχαιρεν, ὅτι Δάφνιδι ἔμελεν αὐτὴ χαρίζεσθαι. καὶ, ἔδει γὰρ ἤδη καὶ Δάφνιν γνῶναι τὰ ἔρωτος ἔργα, γίνεταί ποτε τῷ Δόρκωνι πρὸς αὐτὸν ὑπὲρ κάλλους ἔρις· καὶ ἐδίκαζε μὲν Χλόη, ἔκειτο δὲ ἆθλον τῷ νικήσαντι φιλῆσαι Χλόην· Δόρκων δὲ πρότερος ὧδε ἔλεγεν· „ἐγὼ, παρθένε, μείζων εἰμὶ τοῦ Δάφνιδος, καὶ ὁ μὲν αἴπολος, ἐγὼ δε βούκολος, τοσοῦτον κρείττων, ὅσον αἰγῶν βόες. καὶ λευκός εἰμι ὡς γάλα, καὶ πυῤῥὸς ὡς θέρος μέλλον ἀμᾶσθαι, καί με ἔθρεψε μήτηρ, οὐ θηρίον. οὗτος δὲ ἐστὶ μικρὸς καὶ ἀγένειος ὡς γυνὴ, καὶ μελας ὥς λύκος. νέμει δὲ τράγους, ὄδωδε δὲ ἄρα δεινόν. καὶ ἔστι πένης ὡς μηδὲ κύνα τρέφειν. εἰ δ', ὥς λέγουσι, καὶ αἶξ αὐτῷ γάλα δέδωκεν, οὐδὲν ἐρίφων διαφέρει.“ ταῦτα καὶ τοιαῦτα ὁ Δόρκων, καὶ μετὰ ταῦτα ὁ Δάφνις“· ἐμὲ αἶξ ἀνέθρεψε, ὥσπερ τὸν Δία, νέμων δὲ τράγους τῶν τούτου βοῶν ἀμείνους ἀποδείξω· ὄζω δὲ οὐδὲν ἀπ' αὐτῶν, ὅτι μηδὲ ὁ Πὰν, καίτοιγε ὢν τὸ πλέον τράγος. ἀρκεῖ δέ μοι ὁ τυρὸς καὶ ἄρτος ὀβελίας, καὶ οἶνος λευκὸς, ὅσα ἀγροίκων, οὐ μὲν δὴ πλουσίων κτήματα. ἀγένειός εἰμι, καὶ γὰρ ὁ Διόνυσος· μέλας, καὶ γὰρ ὁ ὑάκινθος· ἀλλὰ κρείττων καὶ ὁ Διόνυσος Σατύρων, καὶ ὁ ὑάκινθος κρίνων. οὗτος δὲ καὶ πυῤῥὸς ὡς ἀλώπηξ, καὶ προγένειος ὡς τράγος, καὶ λευκὸς ὡς ἐξ ἄστεος γυνή. κἄν δέῃ σὲ φιλεῖν, ἐμοῦ μὲν φιλήσεις τὸ στόμα, τούτου δὲ τὰς ἐπὶ τοῦ γενείου τρίχας. μέμνησο δὲ, ὦ παρθένε, ὅτι σὲ ποίμνιον ἔθρεψεν, ἀλλὰ καὶ εἶ καλή.“ οὐκέθ' ἡ Χλόη περιέμεινεν, ἀλλὰ τὰ μὲν ἡσθεῖσα τῷ ἐγκωμίῳ, τὰ δὲ πάλαι ποθοῦσα φιλῆσαι Δάφνιν, ἀναπηδήσασα αὐτὸν ἐφίλησεν, ἀδίδακτον μὲν καὶ ἄτεχνον, πάνυ δὲ ψυχὴν θερμάναι δυνάμενον. Δόρκων μὲν οὖν ἀλγήσας, ἀπέδραμε ζητῶν ἄλλην ὁδὸν ἔρωτος· Δάφνις δὲ, ὥσπερ οὐ φιληθεὶς, ἀλλὰ δηχθεὶς, σκύθρωπός τις εὐθὺς ἦν, καὶ πολλάκις ἐψύχετο, καὶ τὴν καρδίαν παλλομένην οὐ κατεῖχε, καὶ βλέπειν μὲν ἤθελε τὴν Χλόην, βλέπων δὲ ἐρυθήματι εὐθὺς ἐπίμπλατο. τότε πρῶτον καὶ τὴν κόμην αὐτῆς ἐθαύμασε ὅτι ξανθὴ, καὶ τοὺς ὀφθαλμοὺς

Digitized by Google

ὅτι μεγάλοι τε καὶ διαυγεῖς, καὶ τὸ πρόσωπον ὅτι λευκότερον ἀληθῶς καὶ τοῦ τῶν αἰγῶν γάλακτος. ὥσπερ τότε πρῶτον ὀφθαλμοὺς κτησάμενος, τὸν δὲ πρότερον χρόνον πεπηρωμένος. οὔτε οὖν τροφὴν προσεφέρετο πλὴν ὅσον ἀπογεύσασθαι· καὶ πότον, εἴ ποτε ἐβιάσθη, μέχρι τοῦ ἂν διαβρέξαι τὸ στόμα προσεφέρετο. σιωπηλὸς ἦν ὁ πρότερον τῶν ἀκρίδων λαλίστερος, ἀργὸς ὁ περιττότερα τῶν αἰγῶν κινούμενος. ἠμελεῖτο καὶ ἡ ἀγέλη· ἔρριπτο καὶ ἡ σύριγξ· χλωρότερον τὸ πρόσωπον ἦν πόας θερινῆς. εἰς μόνην Χλόην ἐγίγνετο λάλος, καὶ εἴ ποτε μόνος ἀπ' αὐτῆς . . . . . .

Hr. Courier hat demjenigen, welcher die beste Uebersetzung dieses Fragments in italienischer Sprache liefern wird, ein Exemplar des ganzen Romans auf Pergament versprochen. Schade, daß er nicht auch dem deutschen Uebersetzerfleiße einen solchen Preiß ausgesetzt hat!

Tablettes généalogiques des illustres maisons de Ducs de Zaeringen, (des) Margraves et Grands-Ducs de Bade. etc.

(Beschluß der im 28. H. (Abth. V. H. 9) abgebrochenen Recension.)

Uebrigens ist die Genealogie der Herzoge von Teck auch noch aus folgenden Gründen sehr großen Schwierigkeiten unterworfen. Die Stammgüter des Hauses wurden durch unaufhörliche Theilungen zerstückelt, und dadurch die Kräfte und das Ansehn der nachfolgenden Generationen so sehr geschwächt, daß die spätern, weit entfernt, irgend neue Besitzungen erwerben zu können, vielmehr ihre kleinen Güter verkaufen mußten, zuletzt aber gar nicht mehr den herzoglichen Titel fortführen konnten, sondern sich nach ihren Gütern nannten, und endlich gar in Civildienste traten. Den größten Theil, wo nicht alle von den teckischen Allodien, wußte das Haus Wirtemberg auf mancherley Wegen an sich zu bringen, und da nun überdieß das ganze Geschlecht schon im funfzehnten Jahrhundert erloschen ist, so fühlten die Genealogen weniger Beruf und Lust, sich mit der Stammfolge dieses Hauses zu befassen. Indessen läßt uns der Verf. (S. 93) eine besondere Bearbeitung derselben von seiner geschickten Hand erwarten. In dem gegenwärtigen Abschnitte scheint er meistens Gebhardi (genealog. Gesch. der erbl.

Digitized by Google

Reichsstände in Deutschland 1. Bd. S. 171) gefolgt zu seyn, so wie dieser wieder seine besten Notizen aus den Werken des Crusius, Walz, besonders aber aus den Nachrichten des Archivars Tittel zu Stuttgard genommen hat. Nähere Prüfung verdiente wohl die Anekdote von einer vorgeblich durch den Kurfürsten von Mainz beabsichteten Erhebung des Herzogs Conrad II. von Teck auf den deutschen Kaiserthron. Merkwürdig ist wenigstens die aus Crusius angeführte Stelle des Missals zu Owen (S. 85). — In der Geschichte der Grafen von Freyburg ist der Verf. theils reichhaltiger, theils aber auch wieder magerer, als Schoepflin. Jenes gilt für die älteste, dieses für die Geschichte der letzten Grafen, Friedrich, Conrad III. und Johann. Unter andern erfahren wir durch den Verf. S. 100 den Zeitpunct der Erwerbung der Landgrafschaft Bar für das aufblühende fürstlich fürstenbergische Haus (1285), nachdem zwanzig Jahre vorher die Grafschaft Urach an Wirtemberg verkauft worden war. Beydes geschah unter Heinrich, Grafen von Urach, dem Stammvater des Hauses Fürstenberg. Unter dessen Enkel, Egeno III., einem übeln Haushalter, kam die nunmehr großherzoglich badische Stadt Oberkirch und das Schloß Fürsteneck durch Verkauf an das Bisthum Straßburg. Schoepflin übergeht diese Vorfälle. Dagegen ist, was der Verf. S. 102 von dem Verkaufe der Besitzungen des Grafen Heinrich von Freyburg an seinen Bruder Egeno nach Schoepflin sagt, nicht genau; man vergleiche letztern l. c. S. 238. Von Conrads III. Nachfolge in der Grafschaft Neuenburg heißt es S. 109: „Conrad III. succeda en 1397 dans le comté de Neufchatel à Isabelle sa tante maternelle, petite fille de Rolin, qui l'avoit refuté à l'Empereur Rodolphe, pour le reprendre en arrière-fief de Jean de Châlons, auquel l'Empereur l'avoit confié. Sch., der hier die nämliche Quelle vor sich hatte, sagt deutlicher (l. c. S. 257): Rolinus filius Amedei, Novi Castri comes, comitatum suum Rudolpho I. Caesari a. 1288 resignavit; Caesar Johanni de Cabilone, Domino de Arlaco, in feudum, Cabilonius Rolino, priori possessori, in subfeudum tradidit.

Die Echtheit der beyden Urkunden, deren eine die Schenkung der Bäder zu Baden an die Abtey Weisenburg durch Dagobert II. vom J. 676; die andre die Bestätigung durch Kaiser Ludwig v. J. 873 enthalten soll, wird von vielen sehr bezweifelt. Der, von Dagobert herrühren sollenden Urkunde wenigstens hat Rec. niemals die Kriterien echter Urkunden aus jenem Zeitalter ansehen können; aber eine Auseinandersetzung diplomatischer

Digitized by Google

Zweifelsgründe würde hier nicht an ihrem Orte seyn. Der Verf. scheint unbedingt mit Sch. solche für authentisch anzunehmen; letzterer hat sie seinem Cod. dipl. einverleibt. — Mit gleich ungewöhnlicher Sicherheit adoptirt der Verf. S. 121 die Vermuthung, daß Hermann IV. wirklich Herr von Verona gewesen sey, und zwar auch nach dem Frieden von Constanz 1182, der alle italienischen Städte für frey erklärte, und welchen eben Hermann IV. selbst mit unterzeichnet hatte. Rec. hat die mehr als geringe Glaubwürdigkeit dieses Vorgebens an einem andern Orte dargethan. (Vgl. Heidelb. Jahrb. Jahrg. 1809, 45. H. (Abth. V. H. 14) S. 263 f.) Dagegen übertrifft des Verf. Muthmaßung über die Art, wie die verpfändeten Städte Laufen, Sinsheim und Eppingen wieder an das Reich zurückgefallen waren, an Scharfsinn und historischer Consequenz beyweiten die Muthmaßungen eines Scheid und Schöpflin; man möchte sie wohl als entscheidend gelten lassen. Nur den gebrauchten Ausdruck: Hennesberg, Lorsch wünschte Rec. geändert zu sehen, da er, an sich selbst schon unrichtig, auch Unkundige leicht verwirren könnte. Den Spruch, durch welchen Hermann VII. seine Ansprüche an den Wildbann und die Silberminen im Breisgau gegen den Bischoff von Basel und den Grafen Egeno von Freyburg verlor, legt der Verf. (S. 125) Kaiser Friedrich in den Mund. Vermuthlich ein Schreibfehler, aber ein sehr bedeutender. Die Urkunde, auf welche er sich beruft, bezeugt, daß nicht Friedrich, der Kaiser, sondern dessen Sohn, König Heinrich, das Urtheil gefällt habe; gewiß ein wesentlicher Umstand, wenn man die kurz vorher erwähnten Verhältnisse zwischen Heinrich und Hermann dabey erwägt. S. 129 verwirft der Verf. die zweyte Heurath der Tochter Hermanns VI., Agnes, mit Graf Mainhard III. von Tyrol, und mit ihr die Abstammung Heinrichs, Herzogs von Kärnthen, und der Gemalin Alberts I., Herzogs von Oesterreich, aus dem habsburgischen Hause, von dieser Agnes. Allein die, vom Verf. dagegen beygebrachten Gründe sind noch nicht hinreichend, jene angenommene Abstammung, der auch Sch. beypflichtet, umzustoßen, so lange nicht auch erwiesen wird: 1) daß eine der zwey Gemalinnen jenes Meinhard III. von Tyrol (von welchem zugestanden ist, daß sie beyde den Namen Elisabeth führten) nicht aus badischem Stamme gewesen, und dann 2) aus welchem Stamme sonst? Dagegen ist um so eher anzunehmen, was der Verf. (S. 131 n. 3) gegen die Behauptung Schöpflins (l. c. S. 330 n. 6) erinnert. Das Ansehen sonst aufrichtiger Urkunden muß ohne die offenbarste Nothwendigkeit nicht ge-

Digitized by Google

schmälert, und Muthmaßungen wie diese schöpflinische, müssen in ihre Gränzen zurückgewiesen werden. Zur Gemalin Markgraf Heinrichs I. von Hachberg macht die angenommene Meinung eine Agnes von Habsburg; Pistorius und Schöpflin haben sie durch ihr Ansehen unterstützt. Der Verf. aber gibt ihm (S. 136) nach dem Zeugniß des berühmten Genealogen Suntheim, Capellans Kaiser Maximilians I., eine Burggräfin, Sophie von Nürnberg. Diesem Zeugnisse würde wohl auch Sch. seine Meinung aufgeopfert haben, wenn es ihm bekannt geworden wäre. Weniger glücklich dürfte eine ziemlich willkührliche Namensergänzung seyn, welche der Verf. bey der Vergleichsurkunde mit dem Stifte St. Blasien unternimmt, indem er aus den Worten: W. flore Canonico Turicensi (Cod. dipl. Bad. No. 101) geradezu einen Sohn des Markgrafen, Heinrich I. v. Hachberg, mit Namen Werner macht. Sch. wagt über die Person dieses W. flore nur Vermuthungen, einer Namenangebung enthält er sich gänzlich. Der Verf. scheint seines Werner sehr benöthigt gewesen zu seyn, daß er ihn auf solche Weise sich vindicirt. Von einer Tochter dieses Heinrichs, vermählt an Graf Burcard v. Hohenberg (S. 137), findet sich bey Sch. ebenfalls keine Nachricht; vielleicht schien ihm das vieldeutige Wort avunculus, worauf sich der Verf. in der Note stützt, ein zu schwacher Anlaß für eine besondere Schöpfung. Eine ähnliche Veranlassung läßt den Verf. S. 139 vermuthen, Heinrich III. von Hachberg, müsse außer seiner Gemalin, Agnes von Hohenberg noch eine zweyte aus dem Hause Fürstenberg gehabt haben; er sagt: du moins Egenon de Fürstenberg, dans le traité, qu'il conclut avec lui en 1312 contre les habitans de Fribourg et de Rothweil, l'apelle-t-il son allié. — Man denke, wenn solche Umstände zu solchen Vermuthungen berechtigten, der Heurathen und Verwandschaften würde kein Ende werden, und die Stammbäume noch zehnmal verschränkter als die Eichen des alten Germaniens! Es wäre zu wünschen, der Verf. hätte uns die Stelle aus der Urkunde selbst mit deren eigenen Worten gegeben, damit man sähe, welches Wort er mit allié übersetzt habe. Ist die Uebersetzung getreu (der Verf. übersetzt nicht immer glücklich, wie z. B. refuté für resignavit), so beweist es für eine Verwandschaft gar nichts, denn der Ausdruck wäre ja schon im Vortrage selbst gegründet, der im Bündniß gegen die genannten Städte ist. Aber auch die vielen Rittergesellschaften jener Zeit kämen noch in Betracht und endlich sogar gewöhnliche Courtoisie, besonders da beyde Häuser eine gemeinschaftliche Abstammung hatten;

Digitized by Google

weswegen es nicht einmal auffallen könnte, wenn er ihn etwa seinen Verwandten, Vetter u. s. w. genannt hätte. Bey der Erwähnung des Streites über die, von Oesterreich zu Lehen rührenden usenbergischen Besitzungen (S. 150 f.) hätte nicht übergangen werden sollen, daß Markgraf Heinrich IV. sich mit Herzog Rudolph von Oesterreich auf eine Reluitionssumme von 1000 Mark wegen dieser Lehen verglichen, aber das Geld nicht erlegt hatte. Freylich mußte nun Rudolph von Oesterreich seine anerkannten lehensherrlichen Rechte weiter verfolgen, und es kann nicht befremden, daß er sich an die Sache hielt, nachdem Heinrich die gegebene Zusage nicht halten konnte, oder nicht halten wollte. (Vergl. Sch. a. a. O. S. 464.) Was der Verf. (S. 142) von einer besondern Begünstigung Heso's, bey der Theilung mit Johann in die Verlassenschaft ihres Bruders Otto anführt, wird durch die Worte des Vertrages, wie ihn Schöpflin (a. a. O. S. 365 f.) gibt, nicht bestätigt, also auch nicht die, darauf gegründete Muthmaßung des Verf., daß Heso der ältere Sohn Heinrichs gewesen seyn möchte. — Unter Rudolph III. von Hachberg-Sausenberg (S. 148) sind mehrere bedeutende Umstände ausgelassen, z. B. die, diesem Fürsten von Kaiser Wenzel ertheilten wichtigen Privilegien, sein Bündniß mit Bern; besonders aber der, für jenes Zeitalter sehr charakteristische Defensiv-Allianztractat mit der Stadt Basel, nach welchem auf den Fall eines drohenden Angriffs in einem Umkreise von zwanzig Stunden die Stadt dem Markgrafen mit acht und dieser der Stadt mit vier Lanzenreitern zu Hülfe eilen wollte. Die öftere Wahl dieses Fürsten zum Schiedsrichter unter weit mächtigern Nachbarn macht dem Adel seiner Gesinnungen und seiner Gerechtigkeit lautere Lobsprüche, als Worte vermöchten. Endlich waren auch die, ihm von Kaiser Sigismund ertheilten Privilegien für jene Zeiten von großer Erheblichkeit. Ueber Otto, den Sohn Rudolphs, Bischoff von Constanz, ist der Verf. genauer, als Schöpflin, nach dessen Worten man glauben sollte, Otto habe sein Bisthum nach wenigen Jahren resignirt wegen unheilbarer Krankheit. (Epilepsie, damals St. Valentinskrankheit.) Allein er bekleidete diese Würde achtunddreyßig Jahre, und resignirte nur zwey Jahre vor seinem Tode. Daß er ein fleißiger Schriftsteller gewesen, und seine Werke sich erhalten haben, verschweigt Sch. ebenfalls. Dagegen wird wieder von dem Markgrafen Wilhelm ein wesentlicher Umstand ausgelassen, und ein anderer nicht richtig angezeigt. Jenes gilt dem Verschweigen der sehr edeln Ursache, warum dieser Fürst zuletzt die Regierung seinen Söhnen unter Vormündern überließ;

Digitized by Google

dieſes den Ausdrücken, mit welchen der Verf. deſſen Ernennung zum Beſchützer der baſeler Kirchenverſammlung berichtet: fut nommé l'année d'après (1440) à la place de Guillaume Duc de Bavière, defenseur du Concile de Bâle. Aus dieſen Worten ſollte man wohl ſchwerlich entnehmen, was eigentlich der Fall geweſen, daß nämlich Herzog Wilhelm von Baiern ſelbſt ihm an ſeine Stelle ernannt habe. Auf gleiche Weiſe wird von Rudolph IV., Markgr. v. Baden, und ſeiner Gemalin Luitgard (S. 159) geſagt: et fonda avec elle l'hopital de Pforzheim. Das Hoſpital zu Pforzheim aber war längſt geſtiftet, und Rudolph und Luitgard wurden nur ſeine Wohlthäter durch Uebertragung einer jährlichen Rente von 25 Pfund Häller. (Sch. l. c. II. S. 47.) Das Zwölffußmaß, welches einige alberne Schriftſteller dem Markgraf Rudolph VI. mit dem Beynamen des Langen andichten, findet der Verf. (S. 161) mit Recht unnatürlich übertrieben, macht aber gleichwohl dabey die ſehr unerwartete Bemerkung: à moins que la mesure de ces tems n'ait beaucoup differé (différée) de la notre (nôtre.) — ? — Der S. 161 erwähnte Erbvertrag mit Kurpfalz hätte für unſere Zeiten etwas mehr herausgehoben werden ſollen. Vielleicht iſt niemals einem Fürſtenhauſe ſo ſpäter, aber auch ſo gerechter und überreichlicher Erſatz für erlittene Kränkungen und mannigfaltigen Verluſt geworden, gegen welche ſich zu ſchützen das Haus Baden in frühern Zeiten zu ohnmächtig war. Durch eine nicht glücklich gewählte Conſtruction entſteht S. 166 zu Ende der Sinn, als wäre in der, von Jacob I. geſtifteten Collegiatkirche zu Baden im nämlichen Jahre ein Capitel von zwölf Canonikern begraben worden. In Anſehung der auffallenden Begünſtigung Philipps bey der Theilung Chriſtophs unter ſeine Söhne tritt der Verf. (S. 178) auch der Meinung Schöpflins bey, welche die Urſache derſelben in Philipps ausgezeichneten perſönlichen Eigenſchaften finden will. Beyde ſcheinen aber nicht bedacht zu haben, daß ihre Vermuthung dem perſönlichen Charakter des großen Vaters eben ſo viel nehme, als dem Sohne dadurch gegeben wird. Rec. erkennt mit voller Ueberzeugung die vorzüglichen Gaben des jungen Fürſten, er iſt aber auch eben ſo überzeugt, daß eine ſolche Auszeichnung deſſelben auf Koſten der übrigen Brüder mit den Grundſätzen der Gerechtigkeit, welche ſein Zeitalter und die Nachwelt an Chriſtoph in ſo hohem Grade verehren, durchaus nicht beſtehen könne. Ganz verſchiedene, in den Verhältniſſen ſelbſt gegründete Urſachen, die Vater und Sohn in gleichem Grade zur Ehre gereichen, und obige gewagte Vermuthung völlig unnöthig machen, hat Rec. an einem andern Orte mit hiſtoriſchen

Digitized by Google

Belegen nachgewiesen. (S. Heidelb. Jahrb. a. a. O. S. 270) Das Schloß, in welchem sich Markgraf Eduard Fortunat zu Tode fiel, und welches bey lateinischen Schriftstellern der neuern Zeit gewöhnlich Castella Hunnorum heißt, nennt der Verf. zweymal (S. 185. 187) château de Hundsschloss. Hr. Vitons Ausdruck: château d'Hundsruck ist, gegen diesen gehalten, doch fast noch besser. Es ist aber eigentlich das Schloß Castellaun auf dem Hundsrück. Nicht ganz richtig wird S. 199 dargestellt das Benehmen des Markgrafen Ernest von Baden-Pforzheim bey der unter seiner Regierung beginnenden und sich verbreitenden Reformation. Schöpflins Nachrichten, welche den Worten des Verf. zum Grunde liegen, sprechen nicht in demselben Sinne; man vergl. solche H. Z. B. T. IV. S. 26 f. Dagegen gibt der Verf. ebendas. in der Note eine sehr glücklich abstrahirte Muthmaßung über die Abstammung der ehemaligen Familie von Rosenfeld. Vortrefflich angebracht ist dabey besonders der Gegensatz der, bekanntlich von Baden-Durlach so sehr contestirten, Heurath Eduard Fortunats mit Maria van Ecken. Denn es ist in der That kaum zu bezweifeln, daß die Vertheidiger der eduard-fortunat'schen Ehe die Vorwürfe ihrer Gegner vor allen andern Gegengründen durch die Ehe des Markgrafen Ernst mit Ursula van Rosenfeld würden entkräftet haben, wenn der Adel derer von Rosenfeld irgend in Anspruch zu nehmen gewesen wäre. Mit diesem ausgezeichneten Beyspiele der Umsicht und Combinationsgabe des Verf. will Rec. eine Anzeige schließen, deren Umständlichkeit nur zum Beweise der Aufmerksamkeit und des Vergnügens dienen soll, mit welchem er dem Forschungen des gelehrten Verf. nicht ohne mannigfaltige Belehrung gefolgt ist. Von ästhetischer Form kann bey einem Werke, welches auf genealogische Untersuchungen sich beschränkt, nicht die Rede seyn. Die Gründe, warum der Verf. in französischer Sprache schrieb, bedürfen keiner Rechtfertigung. Kleine Härten der Construction oder des Ausdrucks, wie: honorée (von religiöser Verehrung) S. 16; sa resistance aux Hongrois S. 27; il conste aujourd'hui S. 31; ce monarque méfiant S. 40; monastère de la Toussaints S. 53; porta le lustre de sa maison a son plus haute periode S. 53; porta le lustre de sa maison a son plus haute periode S. 54; convola en secondes noces (nach einem Wittwerstand von zehn Jahren) S. 189; kommen bey einer solchen Arbeit gar nicht in Betracht, und beweisen höchstens, daß der Verf. kein geborner Franzose sey. Allein diese haben den alten Ruhm, ihre Muttersprache vortrefflich zu schreiben, mit nur sehr we-

Digitized by Google

nigen Ausländern noch getheilt, und besonders werden deutsche Schriftsteller hierin schwerlich jemals ganz glücklich seyn. Aber aus andern Gründen kann Rec. den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß ein Werk, welches den Kenner und den Liebhaber in gleich hohem Grade befriedigen wird, und eine wirkliche Bereicherung für die Literatur ist, zum Vortheile des noch immer zahlreichen, nicht französisch lesenden Publicums in die Sprache des Landes übertragen werde, dem es ursprünglich angehört.

Geist der Zeit in einer pragmatischen Darstellung der merkwürdigsten Ereignisse in der physischen, moralischen, litterärischen und politischen Welt. Von D. J. Wedekind, großherzoglich Badischem geheimem Hofrathe. Erster Jahrgang enthält das Jahr 1808. Freiburg und Konstanz, in der herderschen Buchhandlung. 1810. X u. 322 S. (2 fl. 45 kr.)

Bey dem allgewaltigen Drange der wichtigsten Zeitbegebenheiten finden wir öfters Ursachen darüber zu klagen, daß die jüngsten Vorfälle schon unserem Gedächtnisse entschlüpfen, und daß selbst der Historiker, welcher erst nach dem Verlaufe mehrerer Jahre die Geschichte in größeren Zeitabschnitten zu bearbeiten gewohnt ist, bey der Reichhaltigkeit des sich ihm darbietenden Stoffes, nicht mehr auf Vollständigkeit in der Darstellung einzelner Begebenheiten Anspruch zu machen vermag, und so den Leser in manchem gänzlich unbefriedigt läßt. In einem Zeitalter, in welchem die Geschichte Eines Jahres die Geschichte ganzer Jahrhunderte aus der Vorzeit aufwieget, in welchem der rasche Wechsel der Begebenheiten, wetteifernd mit der Wichtigkeit der einzelnen Momente, keinen Ruhepuncte gewährt, und sich eine neue Ordnung der Dinge unter dem Toben politischer Stürme aus den Ruinen zertrümmerter Staaten und Institute bildet, die Systeme mehrerer wissenschaftlichen Fächer mächtig erschüttert, manche derselben wohl einer heilsamen Krisis näher geführt werden: schien es dem Verf. der vorliegenden Schrift kein zweckwidriges Unternehmen zu seyn, die Hauptbegebenheiten eines jeden Jahres gleich auf frischer That aufzufassen, und so das Interessanteste und Wissenswürdigste unter jeder gedenkbarer Beziehung, mit Hinweisung auf die Quellen, aus welchen geschöpft wurde, und wo der Leser, der sich bey einem, oder dem andern Gegenstande mehr angezogen fühlet, nähere Belehrung finden kann, dem Publikum so geschwind

Digitized by Google

als möglich, unter allgemeinen Gesichtspuncten als ein vereinigtes Ganze in die Hände zu liefern.

Zwar haben wir Zeitschriften und politische Blätter aller Art, die sich geschäftig genug beweisen, gleich das Merkwürdigste aufzuzeichnen. Allein außerdem, daß die gesammelten Nachrichten und historischen Notizen nur zu oft aus einer unlautern Quelle geflossen sind, und ohne die erforderliche Sichtung und vorhergegangene kritische Prüfung aufgenommen werden, auch ohnehin in ihrer Einzelnheit und Abgerissenheit bey den verschiedenartigen und hie und da leidenschaftlichen Ansichten ihrer Referenten, keinen pragmatischen Ueberblick des Ganzen gewähren: so ist noch überdieß der Gebrauch solcher Zeitblätter für den Geschäftsmann, oder Geschichtsfreund, welcher gern darin Aufschluß über eine einzelne Begebenheit, oder Belege aus irgend einem Actenstücke zu haben wünscht, dadurch schon erschwert, daß solche gewöhnlich nicht leicht aufzutreiben, noch seltener vollständig zu erhalten, und am mühesamsten nachzuschlagen sind. (S. Vorerinnerung S. 1.)

Daß aber auch dieser neue Versuch von frühern ähnlichen der Art, namentlich von der bredowschen Chronik, dem Plane und der Ausführung nach sehr wesentlich verschieden ist, bedarf wohl für den Kenner keiner weitern Nachweisung, so wie die dazu gewählte Periode von dem Jahre 1808 an, mit welchem ein neuer heroischer Act des großen Weltschauspiels beginnt, kräftig genug bezeichnet wird.

Zur Uebersicht des Ganzen mag folgende Inhaltsanzeige dienen: 1) Naturbegebenheiten in dem Jahre 1808. a. Ueberschwemmungen; b. Stürme; c. Feuersbrünste; d. Erdbeben; e. Erscheinung eines Kometen; f. Ungewitter; g. Steinregen; h. Schneelawinen. II. Bemühung der Menschen zur Verbesserung des physischen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner. a. Durch Gründung verschiedener wichtiger Institute; b. Durch mehrere getroffene nützliche Staatsanstalten und Einrichtungen; c. Durch neue oder durch Bekanntmachung älterer zur Erweiterung der Natur- und Länderkunde lehrreichen Reiseunternehmungen; d. durch neue interessante Untersuchungen und Entdeckungen in dem Felde der Wissenschaften. III. Allgemeiner Ueberblick des Religionszustandes. IV. Würdigung dessen, was für die Erziehung des Menschen und Bürgers geleistet wurde. A. Im Allgemeinen, B. Insbesondere, a. von Seiten der Landesregierungen; 1. für niedere Volksschulen, Lyceen und Gymnasien; 2. für höhere Bildungsanstalten, Universitäten. b. Von Seiten der Pädagogik in dieser doppelten Beziehung. V. Staatskunst und Gesetzgebungen. A. Ihr Zustand im Allgemeinen. B. In Beziehung auf einzelne theils auswärtige,

Digitized by Google

theils deutsche Staaten. a. Solche, welche eine gänzliche Umwandlung in ihrer bisherigen Verfassung und Administration erlitten haben; b. solche, in welchem nur in einzelnen Zweigen derselben neue Bestimmungen und Einrichtungen gemacht wurden. VI. Justizpflege. A. Verbesserung derselben, vorzüglich in Deutschland durch Einführung des Code Napoleon. B. Noch bestehende Gebrechen aus Mangel eines obersten Bundestribunals. VII. Zustand der Künste und Wissenschaften. A. Bemühungen der Regenten. B. Bemühungen der Gelehrten für die Cultur derselben. a. Zustand der Theologie; b. der Rechtswissenschaft; c. der Arzneywissenschaft; d. der Philosophie; e. der Kunst; f. neue Erfindungen und Entdeckungen in den vorzüglichsten Wissenschaften; 1. in der Mathematik, und zwar a) in der reinen und höheren; b) in der angewandten; α) in der Mechanik; β) in der Optik; γ) in der Astronomie; δ) in der mathematischen Geographie. 2. In der Naturgeschichte. a) In der Zoologie; b) in der Botanik; c) in der Mineralogie. 3. In der Naturlehre. 4. In der Chemie. 5. In der Anatomie und Physiologie. 6. In der Chirurgie. 7. In der Forstwissenschaft. g. Neue Erfindungen und Entdeckungen in einzelnen schönen Künsten. 1. In der Zeichen- und Malerkunst; 2. in der Tonkunst; 3. in der Baukunst. VIII. Zustand des Handels. A. Günstige Aussichten für denselben durch die Einführung des französischen Handelscodex. B. Ungünstige Lage desselben durch die fortwährende Sperrung der Meere. IX. Politische Begebenheiten. A. Rückblick auf die wichtigsten politischen Ereignisse des Jahres 1807. B. Hauptresultate der wichtigsten Veränderungen in den bedeutendsten Staaten Europens vom Jahre 1808. 1. Rußland und Preußen; 2. Schweden; 3. Dänemark; 4. Holland; 5. der osmanische Staat; 6. der Kirchenstaat; 7. das Königreich Neapel; 8. Spanien; 9. Portugall; 10. Oesterreich; Frankreich und England.

Die Entlegenheit des Druckortes von dem Aufenthaltsorte des Verf., dient übrigens zur Entschuldigung, wegen mancher eingeschlichenen Druckfehlern. Unter mehreren verbessere man folgende: S. 7, in der Note, lese man vons st. vous; S. 47 Herzogthum Nassau st. Großherzogthum; S. 76 Anschauungen st. Anspannungen; S. 148, in der Note, Schöman st. Schönau; S. 158 Leerheit st. Lehrzeit; S. 161 seyn st. sehen; S. 162 Verfechter st. Vorfechter; S. 171 Antike st. Anblicke; S. 240 aus den Trümmern st an den; S. 280 Aussichten st. Ansichten; S. 296 das umgestaltete Frankreich st. ungestaltete.

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Eilftes Heft.

Mythengeschichte der asiatischen Welt, von J. Görres, Professor an der Sekondärschule in Koblenz. Erster Band: Hinterasiatische Mythen. Zweiter Band: Vorderasiatische Mythen. Heidelberg bei Mohr und Zimmer. 1810. Dedikation und Vorrede XXXVI S. Fortlaufender Text 660 S. gr. 8. (6 fl.)

I. Band. Der Verf. will hier die Kindheit der Geschichte beschreiben, die Wunder alter Mährchenwelt völlig mit dem Ernst des kindlichen Sinnes und rastlos, bis in den vielfach verwundenen Sagen der Faden sich findet, und überall mit Zuversicht hingewiesen werden kann auf die göttliche Führung des Menschengeschlechts. Wird diese kindliche Welt treu dargelegt, so kann nicht fehlen, daß sie sowohl rückwärts weist auf die Thaten der Erde vor der Menschengeschichte, „denn der frühe Mensch", heißt es (S. X) sehr richtig, „ist das articulirte Wort, welches die Erde ausgesprochen", als auch vorwärts auf dasjenige, was durch die That des Menschen selbst gekommen, und wie er sich ausbildend die Geschichte fortführt. Diese Rückweise und Vorzeichnungen, welche in dem Mythus als dem Uebergange von den Bestrebungen der Erde zu den Werken des Menschen sich auforingen, geben die-

Digitized by Google

sen alten Sagen eben den seltsamen zauberischen Anstrich, so daß bis jetzt niemand weiß, wohin er ihren Sinn bestimmt zu deuten habe, so mannichfach auch aus eben den Gründen die Deutung versucht worden. Nichts ist demnach unerläßlicher, und vor allem so nothwendig, als die Mythen selbst nach den fortgehenden Zeugnissen des Alterthums nicht bloß aufzuzählen, sondern mit echter Kritik, deren wesentliches Kennzeichen in diesem Falle ein unbefangener kindlicher Sinn ist, nach dem innerlichen Zusammenhange darzustellen, rein und ganz für sich, also ganz insbesondere ohne das, was spätere Zeiten daraus gemacht haben. Um dieß möglich zu machen, müssen uns vor allem die Denkmale der Völker, schriftliche und andere, nahe gebracht werden, um ein jedes, wie nach seinem eigenthümlichen Himmel und Wohnort, so auch nach seiner besondern Gesinnung und Gemüthsart zu erkennen. Hiezu gehört eine Treue, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann, und die eben um ihrer Seltenheit willen nur hie und da bey einigen Völkern uns schon gewisse wohlerworbene Einsichten überliefert hat, aber im Ganzen, ungeachtet des vielen hierüber Geschriebenen und Verbreiteten, noch niemals uns erschienen ist. Eben das viele, oft Wiederholte, aber selten aus den Quellen Geschöpfte hat uns hierin geschadet, und es kann nicht gut werden hiemit, bis die Quellen selbst vor uns fließen. Hiemit geht es langsam, und wir müssen dankbar seyn, wenn ein umfassender Geist uns nach allen Richtungen der Erde dahin führt, oder wenigstens näher zu den Orten bringt, wo wir die Quellen zu suchen haben. Nach diesem Gesichtspunct betrachten wir die vorliegende Arbeit, welche so genommen, mit keiner früheren sich vergleichen läßt; denn keine noch hat so reichhaltige Hinweisungen, Aussichten auf Verknüpfung und Zusammenhang in der frühesten Geistesentwickelung der Menschen gegeben, wie diese; auch war selten einem Schriftsteller über ähnliche Gegenstände die Erziehung des Menschengeschlechtes, wenigstens im Großen, Allgemeinen, so gegenwärtig bey der Arbeit, wie dem Verf. Dabey hat er

es auch an Mühe und Fleiß, an verständiger Unterscheidung und Vergleichung selten fehlen lassen, so daß man sagen darf, es ist nun fast genugsame Vorarbeit zur heiteren Erforschung der Quellen, selbst über die ganze Erde gethan, und das blinde Tappen im Labyrinth der Mythen könnte ein Ende nehmen. Aber die Nachgeburten des Erzeugnisses, wie es hier gegeben worden, werden gewiß nicht ausbleiben. Hierin unbekümmert, wollen wir den Werth des hier wirklich Vollbrachten billig erwägen, in der Ueberzeugung, daß hierdurch der Wissenschaft und dem Manne, der durch dieses Werk für sie gearbeitet, etwas Förderndes geschehe. Dieß würde nun nicht möglich seyn, wenn wir den Gesichtspunct der Vorarbeit und des Vorgeschmacks der Quellen aus den Augen ließen; dann in diesem Falle, wo nämlich mit gegenwärtiger Schrift die Foderung an uns erginge, wir sollten alles hier Gegebene als quellenmäßig ansehen, und als (wenn auch nur) Grundlinien des ganzen Mythenkreises auf Erden völlig nach Art und Gestalt der Völker, bey denen man seine Kunde aufgefaßt, müssen wir geradezu sagen, daß wir unsere Zustimmung nicht geben können. Wir fühlen uns verbunden, beydes zu erweisen, nämlich einmal die Materie der Arbeit selbst, als wirklich universelle Vorarbeit, dann das Unzureichende derselben als Quellenverständniß und reine Quellenmittheilung, so achtbar das Studium selbst ist. Um dergleichen nur sagen zu dürfen, dazu gehört ein vieljähriger, vertrauter Umgang mit den Denkmalen der alten Welt, und es ist wünschenswerth, daß kein Unberufener, oder Leichtsinniger über diese Arbeit komme, wie täglich bey andern, eben so mühseeligen zu geschehen pflegt; doch wird dergleichen Unrath einem so braven Werke nicht schaden, so wenig als Fliegengeschmeiß einem guten Oelgemälde. Wir hoffen, der Verf. wird unsere Bemerkungen, wie die eines Freundes, aufnehmen, welcher lange denselben Weg gewandelt ist, und sich nun freuet, mit ihm, heiter und ernst, hie und da berathend und bemerkend darüber zu sprechen.

Digitized by Google

In der Vorrede spricht der Verf. von einigen vorzüglichen Quellen und der Art, wie er sie benutzt. Hievon können wir am besten Rechenschaft geben, wenn die Objecte selbst uns begegnen. Von der mythischen Karte, worauf S. XXXIV hingewiesen wird, haben wir noch nichts gesehen, aber was hier beschreibend steht, gibt erfreuliche Aussichten für die, in Erdgesetzen gegründete Anordnung der mythischen Elemente. Zur Beurtheilung jedoch vermissen wir die Karte.

Zuerst dann von den Offenbarungen Gottes in der Natur und dem Menschen. Hier hätte vor allem der wichtige Satz: „darum ist die Welt geworden, damit die Gottheit, wie sie sich ganz und ungetheilt in ihrer eignen Idee erfaßt, so auch nach ihrer Unendlichkeit in allen ihren Theilen begriffen, sich erfassen möge“ — einer tief gegriffenen Erläuterung bedürfe. Er rauscht hier im Strom der Rede hin, und man achtet ihn kaum, da doch auf der richtigen Einsicht in denselben jedes fernere Wort über göttliche Dinge beruht. Die begeisterten Reden des Verfs. versichern uns, daß er dieß wohl vermocht hätte, wenn er nur gewollt; auch soll uns ein verfehlter Ausdruck, wie (S. 4) der: „in ihr (der Gottheit) ist kein Fortschritt und kein Wandel, aber was sich wandelt und weiter schreitet, ist was herausgegangen aus dem Wesen, in Formen wiederglänzt u. s. w.“, nicht irre machen; denn die ganze Arbeit überzeugt uns, daß der Verf. auch das Werden und die Entwickelung als innerhalb des Göttlichen begriffen erkennet, und nicht an jenem ins endlose abspiegelnden Emanationssysteme hängt, in dem nirgends Trost und Muth zu finden ist, weil alles sich spaltet, und nichts mehr zusammen kann. — S. 5. Wie die frühe Natur des Menschen beschaffen war: einfach, enge (unendliche Weite aber in der Enge), unentwickelt, „der ganze sinnliche Glanz der göttlichen Herrlichkeit würde sie wie Semele in Staub vernichtet haben“ — doch alles voll Triebs der Entwickelung. Dann wie diese Entwickelung geschieht, wie der Mensch umfassender wird, doch jedesmal nach Art der Stufe, worauf er steht; wie diese Stu-

Digitized by Google

sen die eigene Weisen des Mythischen mit sich bringen, u. s. w. dieß hätte als sehr wichtig mehr durchgeführt als angedeutet werden müssen, eben so wie die Feyer der Sterne, und die Erregung des Menschen hiedurch zum ältesten Gestirncultus auf Erden (ja der Erde) eine nähere Erörterung (S. 6) verdient hätte. Solche Sätze als (S. 7): „Wie der Mensch aus der Kugelform des Embryo sich heraus gegliedert, so die Gattung aus dem Kreise der Erde und des Himmels; das Wesen, das sie getragen und geboren hatte, müßte als ein Wesen höherer Art erscheinen — sie konnte in ihm nichts anders, als die sichtbare Gottheit selbst verehren" — dürfen nicht bloß bildweise dastehen, sondern müssen eingehen in die Physiologie des Mythus, wozu doch gegenwärtige Arbeit ein Versuch seyn soll. Es folgt nun (S. 9) die Hindeutung auf die großen Formen der Bewegung in der Natur als Grundlinien auch für den ältesten Mythus, jenes Große, in sich Wiederkehrende; jenes Princip der Nothwendigkeit, des Verhängnisses in demselben, welches dann in der Geschichte eingeht in eine gleichsam spiralfortschreitende Erkenntniß seiner selbst. (So sehen wir wenigstens die Meinung des Verfs. an, denn wir möchten nicht etwa gar das gewöhnlich Mechanismus genannte Nothwendige auch im Sinn des Mechanismus als Grundlage des Organischen betrachtet, sondern als die dauerhaften Grundlinien und Umrisse, innerhalb deren das Leben sich bewegt. So erklären wir auch das Verhältniß der Geschichte zum alten Mythus, und den wesentlichen Unterschied der orientalischen und occidentalischen Völker, welche letztere weit mehr der Geschichte, die erstere mehr dem Mythus ihre ganze Bildung verdanken). — Wer freuet sich nicht, als Grundlage der Mythologie solche Sätze hier zu finden, wie diesen (S. 11): „Das Centrum der lebendigen Erde lag in den früheren Geschlechtern. Wie die Wurzeln aller großen Gebirgszüge nach innen gegen den Schwerpunct hin zusammenlaufen, so die Gattungszüge in jenen ersten Generationen. Nach aussen hin, in späterer Geschichte, breitete die Wurzel sich in Rami-

Digitized by Google

fications aus einander, wie der Bergkeim in die Gebirge, nach demselben schon in der Natur vorgebildeten Typus, und die abgesenkten Gattungen verbreiteten sich nun räumlich über die vorgebildete Kugel; jede ergriff Besitz von ihrem Erbtheil, von jenem Gebirgstheil, der sympathetisch mit ihr selbst zusammen hing, und in der allgemeinen Erdbildung denselben Moment darstellte, wie sie selbst in der Menschenentwickelung." — Wer wird einst diese Wahrheit zur klaren Anschauung bringen? Geschehen muß es, denn hierauf beruhet vor allem die mythische Bildung, und über diese große Urstratification der Menschheit wandelt erst die Geschichte. Vortrefflich ist, was hierüber (S. 12 ffg.) gesagt wird, wenn gleich vorerst noch mit einer spielenden Analogie. Es ist aber nothwendig, solche Dinge zuerst im Farbenglanz zu behandeln, mancher sonst vorbeystreichende Sinn wird dadurch angehalten, und veranlaßt, die Sache tiefer zu betrachten, wo er dann zuletzt weit mächtiger, als von Farben angezogen wird. Sehr wacker wird (S. 15 ff.) das alte Naturleben dargestellt, die Organisation des Staats nach der Organisation des Menschenleibes, die damals tief wurzelnde Betrachtung Himmels und der Erde, der vertraute Umgang mit den göttlichen Elementen — kurz der uralte ehrwürdige Pantheismus nach allem, durch jedes Leben und jede Gestalt, durch Ton und Farbe, durch Stern und Metall, Pflanzen und Thiere und Menschen Durchgreifenden, was er an sich hatte, nach dem tiefen Lebensgefühl, in welchem selbst lebendig, und ganz vertraulich einige Wesen sich dem Menschen freundlich nähern, andere kühn und trotzig ihm entgegenwirkend, von ihm geflohen, verabscheut werden. Groß, ernst und begeistert war dieses Naturleben, eben so voll unendlicher Lust, wie gewaltig ergreifenden Schreckens die Empfindung der früheſten Menschen; Geringfügiges können uns also auf keinen Fall die Sagen aus diesen Zeiten berichten. Wir freuen uns, hierin mit dem tiefen und lebensvollen Herzen des Verfs. zusammen zu treffen. Mußte ja doch ein solches Leben auch ausgehen von einem kräftigen Herzen, und ist niemals

Digitized by Google

zu fassen, ohne ein kräftig und rein fühlendes Herz. Wie im Allgemeinen dieses erste Lebensgefühl sich an Tag legt in der sinnlich combinirenden Betrachtung des Umlaufs des Himmels, der Fall der Erde, und wieder ihres Schwindens, und des Verhältnisses von allem dem zum innerlichen Leben des Menschen; dieß wird nun weiter (S. 24 ff.) gezeichnet. Hätte der Verf. nur mehr davon gegeben, hätte er die Bilder nur nicht so schnell aufeinander folgen lassen, daß wir sie ruhiger betrachten könnten. Nicht minder gut ist (S. 27) das erste Erwachen innerer Spannkraft des Menschen dargestellt, das erste Element der großen, bedeutenden Gesinnungsart des Menschen nach Gut und Böse. Die erste Gewalt des Gewahrwerdens solcher Spaltung und des hieraus hervorbrechenden Kampfs kann nicht mächtig genug geschildert werden. Wie hieraus der höhere geistige Sinn des Menschen entwickelt worden, wird (S. 29) wohl erwogen. Erfreulich kam uns dabey die wohlverdiente Rüge gegen die grundfalsche Ansicht Fr. Schlegels, insbesondere vom Pantheismus, entgegen, über welche wir uns anderwärts schon erklärt haben, und zur Genüge auch noch mit ausgeführten Gründen erklären werden. — S. 33 noch einige treffende Charakterzüge der menschlichen Lebensalter in Bezug auf die äußere Darstellung des Mythus, nach Gestalt und Form; dann bis S. 58 eine inhaltvolle, auch wohlgehaltene Darstellung dessen, was weiter oben schon angedeutet wurde, und wozu die Charte schönen Beleg geben wird, der Verbreitung nämlich und Fortbildung des Mythus mit dem Zug der Gebirge und des Wassers, durchaus erwogen nach der Beziehung, welche die Erdbildung mit den drey großen Formen der Menschenbildung hat, mit Sinnlichkeit, Kraft und Geist. Und nun zur Bewährung und speciellen Ausführung der Verfolg der Mythen selbst, nach ihren Hauptmomenten und innersten Principien. „Werden die mythischen Systeme so in ihren großen Zügen ergriffen, und das wilde Gerank fallen gelassen, in das sie nach und nach durch die Einbildungskraft ausgewuchert, so haben wir damit zugleich

Digitized by Google

die ersten Anfänge der Philosophie ausgemittelt, und es wird sich zeigen, daß wir alle ihre Formen in diesen Mythen schon vorbildlich durchlaufen sind." Wir billigen als Vorarbeit, und da der Verf. den reinen Sinn dafür hat, eine solche Zusammendrängung des Mythischen gleichsam in seine Brennpuncte, wo es zwar mit der ersten Philosophie sich einet, jedoch niemals seinen eigenthümlichen Charakter ablegen darf, da auch die erste Philosophie in dieser kindlichen Weise sich bewegen muß. Jeder, der mit der alten Zeit einigen Umgang gepflogen, wird einsehen, wie schwer, wie ausnehmend verwickelt die Arbeit der Zusammendrängung des Mythischen ist, mit welcher Aufopferung, Zartheit und Ernst sie behandelt seyn wolle. In der größten Zusammendrängung muß das Mythische noch immer es selbst bleiben, darf kein späteres metaphysisches Element sich hervorthun. Wir zweifeln darum, ob irgend eine Arbeit, welche eigends mit den großen, und eigentlich philosophischen Zügen des Mythischen sich beschäftigt zu haben verkündet, mehr leisten könne, als eben die Hauptgesichtspuncte anzugeben, von welchen ein jeder Mythus betrachtet werden muß, um in seinem Innersten aufgefaßt zu werden. Mehr kann auch das vorliegende Werk nach seiner ganzen Anlage nicht leisten wollen, und genug und übergenug für jetzt, wenn es das leistet, wenn wir damit einen Schlüssel gewonnen hätten, womit wir die Thore zu den verschlossenen Heiligthümern der alten Welt öffnen könnten. Die Anschauung der Mythen selbst als großer feyerlicher Züge wundersam lebendiger Gestalten müßte dann unmittelbar folgen. Aber vor allem gehört dazu, daß im Schlüssel das Grundeigenthümliche des Abschlusses der Völker in sich selbst bestimmt, und unverkennbar angedeutet sey. Um zu wissen, wie dieß hier gelungen, müssen wir vor allem bemerken, wie der Verf. überall die Quellen behandelt hat. Von selbst ergibt sich hiernach, wie die Darstellung der Hauptzüge geworden.

Von Sina wissen wir bey dem Vielen, das wir zu wissen glauben, noch gar wenig, da es nur selten einen gibt, der die

Digitized by Google

vorhandenen Denkmale verstände, oder nur den rechten, unbefangenen, und natürlichen Sinn dafür mitbrächte. Die meisten, eben z. B. die Jesuiten, haben mit schon zugeschnittener Sinnesart an jene Denkmale gehend, alles hierin fügen wollen, und so die Sache entstellt. Es hätte an diesem Orte sollen Rücksicht genommen werden auf das, was schon Deguignes z. B. vom P. Couplet sagt, daß nämlich seine Uebersetzung der ethischen Schriften des Con:fu:tse in einer Paraphrase fortgehe. S. 60 u. ff. wird also zu unbedingt auf diese Vermittlung gebauet, und ihr gemäß dargestellt. Fragen wir uns also selbst, ob wir, so unbedeutend auch die Grundzüge angegeben sind, den Inhalt selbst nach der eigenthümlichen sinesischen Form hindurch besitzen. Zudem findet sich bey tieferem Studium der sinesischen schriftlichen Denkmale, daß sie bey ihrer Wiedersammlung nach dem Bücherbrande nicht mehr ganz, dem früheren Sinne gemäß, vielmehr in späterer, damals herrschender Manier restituirt, auch sogleich von Commentatoren auf solche Weise behandelt worden sind, wodurch fremde Lesearten wohl auch in den Text gekommen seyn mögen. Kurz, wir haben außer der Uebersetzung des Chu:king von Deguignes und einigen Kleinigkeiten gar wenig, was sich den Quellen nur nähert, und sind in Bezug auf Sina, wie auf das übrige Hinterasien erst im Anbeginn der Aufschlüsse. Die Charakterzüge des Volks von treuen Männern gezeichnet, müssen uns vorerst die Gesinnung desselben in der Gegenwart eröffnen, dieß hilft dann zu jenen Denkmalen gleichsam als eine Summe von Elementen, daraus wir die früher durchlaufene Bahn annähernd berechnen mögen. Da sich nun der Verf. einem solchen Studium weniger unterzogen, sondern weit mehr an die Aussagen der Philosophen angehalten hat, so vermissen wir in diesem Abschnitte fast ganz, wie das alte mythische Leben etwa beschaffen gewesen seyn mochte, und wie dasselbe bis zu jener philosophischen Stufe gekommen, wo es sich zuletzt mit steigender Reflexion und Abstraction in Aengstlichkeit gefangen hat. In den Resultaten des Verfs. zeigt sich aller-

Digitized by Google

dings der Grund, die alte, annoch großsinnige Nothwendigkeit, worin sich in den Urzeiten der Staat und die Familie bewegte, zu behaupten, aber nirgends hinlängliche Veranlassung die Fülle der Dinge, welche dem alten Sinesen als göttlich erschien, und eben darum als das dringendste Postulat nach Maß und Ziel, wodurch die ethische Richtung vorzüglich veranlaßt wurde, nach solchen Gesichtspuncten zu betrachten, unter welchen man in den Geschichten der Philosophie die sogenannte Materie ansieht, ohne daß man doch irgendwo hier im Buch erführe, was der Verf. selbst von der Materie denkt, wenn sie nicht etwa gar der körperliche, träge Stoff seyn soll, von dem zuweilen ein Wort fällt. Wenige erkennen so richtig wie der Verf., daß in den Urzeiten alles Leben eine derbe, feste Leibesgrundlage hat; so müssen auch die Geister desto kräftiger seyn, und in dem alten Sina wird man, da nach allen Denkmalen ein fester, und doch so zarter Geist sich regte, nicht den erstorbenen Mechanismus neuerer Physik suchen wollen. Wenn die Massen des Urgebirgs groß, derb, ja schroff erstarrt, und nach dem Anschein leblos sind, war deswegen nicht ein mächtiger Geist in ihnen lebendig, und ist jetzt noch eingefangen darin, so daß in jedem Augenblick des Loswindens sich neues Leben regt. Eben so war es mit den großen Völkerstämmen der Vorwelt. Von der Art der Darstellung sinesischer Sinnesweise wollen wir nur bemerken, was zunächst aus der Natur dieses Werkes folgt, daß nämlich jene Sinnesweise in einigen Zügen wohl angedeutet ist, aber auch nicht mehr, denn zur näherrn Bekanntschaft hiemit ist wörtliche, ja buchstäbliche Darlegung der alten Schriften selbst nothwendig, an Fügung und Stellung des Außeren erkennt man Richtung und Neigung des Geistes. Aehnliches müssen wir von der S. 71 — 142 gegebenen Zeichnung des indischen Mythus, seinem Wesen und seiner Grundgestalt nach behaupten. Viele, ja die meisten sind dem Verf. nämlich den größten Dank schuldig, daß er ihnen einen wirklich inhaltreichen Auszug aus dem Upnekhat, einer der ältesten Quellen indischer Lehre gegeben; sie haben

damit so ziemlich alles, was sie bedürfen, zum Ueberblick. Wie große Mühe mit einer solchen Arbeit verbunden war, kann keinem verborgen bleiben, der diese Quelle kennt. Seit der Herausgabe der anquetil'schen Bearbeitung derselben haben wir uns oft mehrere Zeit unausgesetzt mit derselben beschäftigt, und mit Geduld und Ergebenheit geforscht, wir dürfen daher wohl ein Wort sagen, sowohl zur Anerkennung des Verdienstes, welches der Verf. sich um die mit der Sache Unbekannten erworben, als zur Würdigung der Art, wie er die Darstellung betrieben in Bezug auf die Eigenthümlichkeit der Sache selbst. Es ist kein Zweifel, daß der Verfasser durch sein tiefes Studium zum wirklichen Verständniß dieser alten Schriften gelangt ist; dieß leuchtet überall durch; auch ist es ihm oft gelungen, in der Darstellung dieses fein Verständniß wieder auszudrücken. Aber es haben jene ehrwürdigen Denkmale des ernsten Kindergeistes der Menschheit etwas gar Besonderes an sich, was sie eben unterscheidet von allen späteren Erzeugnissen, und was unser Verf. auch sehr wohl erkennt. Dieses Besondere, um welches vorzüglich in der kindlichen, tiefernsten Anstrengung besteht, für die sinnigsten Speculationen den rechten Ausdruck zu finden, welcher dann aber der annoch geringen Gewandheit wegen ins Unbestimmte ausläuft, immer aufs neue ansetzt, und in heiterer Beharrlichkeit sich wiederholt, ganz unersättlich, und gleichsam die eigene Armuth fühlend, erzeugt von Gemüthern, in denen unendlicher Drang war, alle die göttlichen Eigenschaften des Seyns aufzufassen, und unaufhörlich zu preisen; dieses Besondere läßt sich durchaus nur in der Form, worin es wirklich erschienen, wiedergeben. Kein Auszug reicht hin, um etwas mehr als den Vorgeschmack zu haben: wer den indischen Sinn in seiner vollen Eigenthümlichkeit, in allem Ernst und aller Kindlichkeit erkennen will, muß schlechthin selbst daran gehen. Rec. glaubte vor sieben bis acht Jahren schon in der ersten Freude über dieses gefundene Kleinod und im Wunsch, auch andere hieran Theil nehmen zu lassen, es reiche hin, durch

eine Auswahl wesentlicher Stellen das alte Heiligthum hinlänglich zu bezeichnen; er theilte auch dergleichen öffentlich mit, aber er fand späterhin, daß wenigstens ganze Stücke streng dem Worte nach gegeben werden müssen, um nur in etwas der eigenen Sinnesart, die hier die herrschende ist, nahe zu kommen. Dieß ist der Grund, warum wir auch bey diesem Abschnitt nur Vorarbeit erkennen; aber sie ist schön, diese Vorarbeit, sie zeugt von dem tiefen Verständniß des Verfs.; aber auch von der Unmöglichkeit, welche nicht in ihm, sondern in der Sache selbst liegt, dieses Verständniß durch sein Wort auszudrücken. — Was nun endlich noch die Brauchbarkeit des Auszugs zum Ueberblick für den Liebhaber der Sache betrifft, so hätten wir gewünscht, der Verf. hätte jedesmal die Seite des Werks genau angegeben; wir haben manchesmal bey der Vergleichung mehrere Seiten durchsuchen müssen, bis wir die angezogene Stelle gefunden. Auch ist zuweilen, doch selten, zusammengedrängt, und in allgemeiner Form verschlungen, was dort weit auseinander liegt. Gut wäre es gewesen, wenn der Verf., wie es in später hinzugefügten Anmerkungen hie und da geschehen, auch bey der Bearbeitung schon die inhaltreichen Vorträge des Indiers Ramtschund, welche dieser dem Obersten Polier über die Entwickelung der Mythen in den Puranas gehalten, hätte benutzen können. Wir haben niemals noch ein Werk zu Handen genommen, worin eine zartere, und zugleich unterrichtendere Behandlung der indischen Mythen enthalten wäre. Hier ist ganz eigentlich die kindliche Mährchenwelt, voll tiefen Sinnes und zarten, liebevollen Heroismus des Gemüthes, heiter, mild, ernst, und wo es seyn muß, auch streng und schneidend scharf. — Was der Verf. aus den Schriften der Hellenen, insbesondre über die Indier, hinzugefügt, zur Bekräftigung des inländischen, auch durch das ausländische Zeugniß für solche, welche dieß bedürfen, ist fleißig gesammelt und wohl geordnet.

Die Darstellung schreitet nun fort zu den Mythen und Lehren des Fo, des Taotse, der Lamaiten, natürlich

am Faden dessen, was uns durch Europäer in dieser Hinsicht überliefert worden. Nicht einmal Uebersetzungen, sondern bloße Auszüge, Inhaltangaben, sind uns hier zum Unterricht gestattet, eben so, wie von den hinterindischen Lehren, insbesondere dem Samanäismus. Was aber nur aufgetrieben werden konnte, ist vom Verf. (S. 171 ff.) wohlgeordnet, gegeneinander verglichen, und insbesondere das Verhältniß zu der, uns gründlicher bekannten indischen Lehre gezeigt worden. Von den Mythen am nördlichen Bergabhang der asiatischen Höhe konnte (S. 194 ff.) nur gegeben werden, was treue Reisende und verständig Sammelnde, alte und neue, berichten.

Zum westlichen Abhang wandelt jetzt die Mythengeschichte (S. 203) weiter fort nach einem neuen Sammelpunct des Gebirgs und der Menschen, von da sich auch vieles, und für uns Europäer sehr Bedeutendes ausgebreitet. Eine neue Welt schließt sich auf, eine höhere Stufe des Lebens tritt hervor, mit ihr größere Kraft und menschliche Wirksamkeit, da tiefer unten die Götter alles gethan. Hier ist nun (S. 219—236) die persische Lehre mit vieler Treue nach den, bis jetzt schon im Gebrauche gewesenen Quellen gebildet, und wir haben nichts zu erinnern, loben vielmehr bey dem (S. 236 ff.) geschehenen Rückblick die natürlichen und treffenden Aeußerungen über die Feruers, die ernsten Erklärungen gegen alle in die reine Naivität der alten Perser eingemischte spätere Metaphysik, in welcher Hinsicht wir dem unsterblichen Herder schon vieles schuldig sind, den wir hier und bey andern Gelegenheiten, wo wir ihm so Vieles verdanken, vom Verf. nicht angeführt finden, was in der That nicht zu billigen ist in einem Werk, das sonst an Citaten reich ist, wie es ihm nach seiner Absicht gebührt. — Zuletzt vermuthende Hindeutung (S. 250 u. 262 ff.) auf den Zusammenhang der Parsenlehre mit uralten Ueberlieferungen vom Reiche der Mahabadier nach dem Dabistan, und durch das angedeutete Verhältniß dieser Ueberlieferungen zum uralten Sabäismus, Uebergang zur chaldäischen

Mythe, und meist astrologischen Lehre (bis zu Ende des I. Bandes). Fleißeigenes und Gründlicheres, auch wohl für die Absicht des Werkes Vollständigeres ist uns noch niemals vorgekommen.

II. Band. Gleich anfangs erfreuet uns der Blick auf die Verbreitung des semitischen Völkerstammes, dessen Gränzung mit andern, und das Treiben dieser andern. Ein solcher Blick sagt uns mit einemmale viel, weil er sicher trifft, und er trifft sicher, weil er mit tiefer Besonnenheit auf Erdgeschichte und Bildung gethan wird. Festgehalten wird nun das arabische Volk, seine alte Sitte und Lehre, insbesondere aber deren Zusammenhang mit den alten Sabäern und der ganzen Völkerverbreitung in diesen Gegenden mit dem ältesten Indien, wenigstens dem nordwestlichen, nach dem persischen Meerbusen hin sich erstreckenden. Der Verf. folgt den Völkerströmungen nach den Höhen von Africa, von denen noch lange unausgemacht bleiben wird, in welchem Verhältnisse sie in den ältesten Zeiten mit den asiatischen gestanden, und ob nicht die indischen und africanischen Aethioper eben so gewaltsam von einander abgerissen seyen, wie zwey gegenüberliegende Küsten von gleichem Baue, die ehemals zusammen gehörten. Der ganze Erdstrich vom Aequator hinauf bis zum nördlichen Wendekreis, scheint von Asien herüber nach Africa laufend, wesentlich von einerley Natur, und ehemals in den bedeutendsten Beziehungen gestanden zu seyn, denen nun von der See eine andere Gestalt gegeben worden. Eben so wieder derjenige Erdstrich, welcher von Arabien bis nach Mauritanien herüber geht. Ganz vortrefflich ist (S. 332 — 37) die Zusammenstellung des Quellenmäßigen über Aethiopien und Meroe; es kann zum Theile auch als Nachlese zu Heeren gelten. Und nun Aegypten. Hier ist es, wo wir nicht verheelen können, daß wir Vieles anders wünschen. Dessen, was wir über Aegypten haben, ist dem Materiale nach so viel, und der natürlichen Anordnung nach so wenig, daß wir bey allen Arbeiten über Aegypten, neuen und alten, immer noch auf den Hermes

warten, welcher die räthselhaften Sagen vereinige, die wunderlichen Töne in ein Ganzes, Wohllautendes verbinde, und die alten Steine und ihre Schriften deute. Die Denkmale selbst haben wir so nahe gebracht als andere; aber von den Zeiten, in denen sie entstanden, von der uralten Sinnesart, welche in ihnen sich ausdrückte, wissen wir nichts, als was eben die Denkmale selbst sagen, dieses aber ist durchaus abgebrochen, ähnlich den Tönen des Stummen. Was ist da nicht alles möglich unter den gebrochenen Ausdrücken zu verstehen, und wie vielerley ist bis auf diesen Tag hierunter verstanden worden, und mit wie großem Glück und Beyfalle, so daß jeder sich mit einem Scheine von Recht an dem Gedanken ergötzte, das rechte getroffen zu haben. Herder dürfte wohlverstanden und mit Sorgfalt benutzt hierin mehr seinem divinatorischen Sinne, als kritischer Erforschung der Sache gemäß immer als Führer dienen; aber selbst ihm zu folgen, und tiefer zu graben ist äußerst schwer, da gewöhnlich die, welche zu mühsamer Untersuchung geboren sind, der Geistesgegenwart in ganzen Perioden und Epochen der Geschichte ermangeln, die aber, welchen ein freyer, umsehender Geist geworden, sich selten den Schweiß der Arbeit wollen gefallen lassen; die, welche beydes verbänden, sind die seltensten. Aus diesen Gründen können wir durchaus nicht billigen, was der Verf. in der Vorrede vertheidigt, und wonach er hier handelt, das große Vertrauen nämlich auf die so späten Hermetiker und Neuplatoniker. Männer, welche die gesammte philosophische Bildung der Hellenen in sich trugen, in denen

„ein Schlag tausend Verbindungen schlägt,“

die eben hierin höchlich zu schätzen sind, als die herrlichsten Muster der reichsten Beweglichkeit sowohl, wie grundloser Tiefe und Ruhe des Geistes, haben als Erzähler, als Ausleger eigenthümlichen Sinnes gar geringen Werth, denn gerade die enge Befangenheit, welche jene räthselvollen Denkmale hervorgebracht hat, wird von denen, die darüber hinaus sind, an sich schon minder gefühlt; dann auch ist eben an diesen späten

Digitized by Google

Auslegern alter Heiligthümer fast keine Spur zu bemerken, daß sie sich nur Mühe gegeben, sich in andere Zeiten und Lagen zu versetzen, alles vielmehr, was sie darbringen, das Früheste wie das Späteste, hat einerley Stil, es ist überall der hochtrabende eines vornehmen Geistes, dem alles schon durchsichtig geworden, der also unmöglich mehr an einem hängt, sich abschafft, durch solches den rechten Ausdruck zu finden, was doch das Charakteristische der alten Denkmale Aegyptens ist. Daher kommt, daß Verbindungen, Beziehungen, Geheimnisse verkündet werden, nach denen der ganze Cultus innerliche und äußerliche Bildung von Anfange behandelt sey, daher jenes Gewahrwerden der höchsten Abstraction in den einfachsten und begreiflichsten Zügen, statt daß die Tiefe sinnlicher Speculation, die allerdings darin ist, hätte hervorgehoben werden sollen. Kein dringenderes Bestreben hatte der Geist, als in der, aus einander gehenden alten Zeit die Einheit zu suchen, und überall ihr nachzuspüren; man hatte Ursache stolz zu seyn hierauf, denn es geschah hiermit etwas zum Behuf des künftigen höheren Lebens, ja es war selbst dieser mystische Begriff des Alterthums eine Stufe, die man nicht vermeiden konnte. Dieß war also in der Ordnung, nur mußte man nicht die kindliche Zeit so begreifen wollen, und im alten Nilschlamm das Absolute finden. Und daher eben hat die Zusammenstellung, oder gar Vermischung dessen, was alte Zeugnisse und Denkmale aussagen mit dem, was die Mystiker daraus machten, überall etwas Fratzenhaftes, das der Empfindung widerlich ist. Wie kann doch ein Geist, der gern los seyn möchte von der Erde, das fühlen mit dem ersten frischen Gefühl, was eben nur dieses kindliche Gefühl, um eben recht zu wirken auf Erden, dahin gestellt hat? — Nach diesem Gesichtspuncte betrachten wir die Sache, und werden sie anderswo noch mehr ausführen. Aber hiernach müssen wir auch sagen, daß die vom Verf. eben auch ganz unbedenklich geschehene Vermischung des Alten mit dem Neuen, sogar in der Art, daß beydes nicht einmal im Allgemeinen kritisch aus-

Digitized by Google

einander gehalten wird, uns höchst unbefriedigt läßt. Wir sind gegenwärtig weit außer dem Streben, das die Neuplatoniker belebte, in dem sie ganz befangen waren; denn obgleich es nöthig war, daß der Drang zur Einheit sich wieder mächtig regte, so sind wir durch den Umgang mit der Natur auf allen Puncten der Erde auch wieder zu ihr hingezogen, und indeß die Einheit von Zeit zu Zeit aufs Neue mächtig hervortritt, haben wir nicht gleich jenen späteren Alten ein ängstliches Streben darum; wir erkennen sie schon an als etwas, das sich von selbst versteht, und auch im religiösen Unterricht ist sie von Kindheit an die Grundlage; wir gehen daher täglich mit heiterer Neigung wieder zu der kindlichen Natur; und werden, wenn erst diese Neigung den rechten Verstand gewinnt, sie immer besser begreifen. Dazu aber ist das Erste und Nothwendigste, daß wir die Zeiten des Keimes und Wachsens, der Blüthe und Frucht überall unterscheiden, und nicht alles untereinander mischen, wodurch, wie bey den Farben, nur ein Nebelgrau zum Vorschein kommt. Schade um die herrlichen Notizen, um den unermüdeten Fleiß, wie er sich in dieser Ausführung über Aegypten zu erkennen gibt. Mit etwas mehr Kritik, die doch anderwärts nicht fehlt, hätte weit Tüchtigeres gethan werden können. Man muß die Quellen der alten Lehren und Sinnesweisen nicht allein in den gebrochenen Denkmalen und in dem Vielerley der Auslegung suchen; sie fließen auch in der treuen Beobachtung des sich entwickelnden Menschen, wo nur immer die Entwickelung nicht von Anbeginn her gehemmt und auseinandergeworfen wird. Das Wohlgerathenste ist in diesem Absatz die gründliche Hinweisung auf Indien, und die großen Aehnlichkeiten in wesentlichen Puncten der esoterischen Lehren. Aber auch hier mußte ausgemacht seyn, was esoterische Lehre der Aegypter ist; denn eben das Wesentliche sieht sich überall am meisten ähnlich, so daß zwischen den indischen Vedantaschriften und manchen neuplatonischen Stücken die unverkennbarste Aehnlichkeit ist. Man mißverstehe uns nicht, sollte sich mystische Behandlung bey den Aegyptern

finden, wie sehr natürlich ist, so vermenge man sie nur nicht mit allen Formen, in denen das indische Leben im Nilthal sich zu erkennen gibt. Und dann möchten wir auch jene Aehnlichkeit mit Indien nicht so weit getrieben sehen, daß man die von den Alexandrinern sogenannten 36525 Bücher des Hermes geradezu (wie S. 540) Sloken nennte, es scheint dieß unwesentlich, aber es ist es nicht: das Vergleichen muß das Unterscheiden nicht verdrängen, und des Letzteren haben wir vor allem nöthig, wenn etwas werden soll. Es dürfte sich freylich finden, daß hiemit das rechte nahe getroffen sey; dennoch müssen wir uns hüten, einem solchen divinatorischen Sinne unbedingt zu folgen, weil gemeiniglich bey einem Treffer auch viele Nieten sind. Man glaubt nicht, wie in zweifelhaften Dingen ein einziges, allzubestimmt ausgesprochenes Wort schmeichelhaft beruhigt, und jede weitere Untersuchung lähmt. Nichts hat uns in dieser ganzen beträchtlichen Arbeit über Aegypten (von 337 bis 462) so sehr befriedigt, als was eingestreuet und gleichsam wie edles Gold eingesprengt über Himmels- und Jahreslauf, Beziehung der Pflanzen und Thiere auf den Menschen, und aller insgesammt wieder auf die Charaktere der Gestirne vorkommt. Nicht minder treffend ist der letzte Blick auf das Ganze (S. 463 ff.), wenn es sich dann entdeckt, wie doch derselbige Verf. der (S. 445 ff.) die Momente der ägyptischen Bildung so wohl aufzufassen weiß, genöthigt zu seyn glaubt, zu sagen: „sollten uns aber nun aufgegeben werden, in der aufgestellten Lehre alle jene einzelne Momente zu sondern, und aus einander zu legen, was jeder Zeit und jedem Ort und jeder Form eigenthümlich angehört; kann würden wir diese Zumuthung gerechtfertigt durch den völligen Untergang aller nationellen historischen Denkmäler gänzlich abweisen müssen." — Besser wäre doch immer gewesen, den nachher wohl unterschiedenen Momenten schon vom Anfange her alles Mitgetheile eben so wohl unterscheiden, wenigstens zu suchen anzufügen, als alles zu vermi-

schen, und am Ende doch zu zeigen, daß man die Magnetnadel einigermaßen kennt.

Von S. 448 — 467 wohlgeordnete Betrachtung des phönicischen Mythus, fleißig nach den Quellen, doch noch mit vielem Dunkel vermischt, ohne Schuld des Verfs. Es scheint auf den ersten Blick sonderlich, daß wir von denjenigen, die in der weiten Welt umhergekommen, im Ganzen wenig wissen; aber gerade das Herumkommen, allerwärts anknüpfen und anfügen schwächt die Eigenthümlichkeit, der Cultus ohnehin vielfach, wie das Streben, wird wenigstens Ausländern bald verwirrt, und zuletzt wußten die Phönicier selbst nicht mehr, was auf syrischem Boden eigenthümlich gewachsen, was anderswo hergebracht worden, und wie. Gerade darum verlohnt sichs der Mühe, die der Verf. hier durch Zusammenstellung des Bekannten, aber Zerstreueten angewandt, wenn sich gleich noch eine bedeutende Nachlese, besonders aus hellenischen und römischen Dichtern und Sagen des Morgenlandes machen ließe. — Die völlig historische Auffassung der hebräischen Vorzeit (S. 467 ff.) hat uns in einer Mythengeschichte verwundert. Die alten Patriarchen, haben genauer untersucht, so vielen bedeutsamen Zusammenhang mit anerkannten Mythen, und Kanne insbesondere hat hier so entscheidende Coincidenzpuncte gezeigt, daß wir die Unterscheidung eben hier weit genug gediehen glauben, um auch der Vergleichung einen Platz einzuräumen. Wir bedauern daher, daß der Verf. die kanne'sche Schrift sich bis nach seiner Arbeit aufgespart, und die hebräische Sage ganz so genommen hat, wie sie die späteren Sammler alter Sagen und Gesetze aus der freyen Bewegung des Mythus in den engeren Gang der Historie zusammengezogen. Denn späterhin (S. 528 ff.) zeigt sich wohl die Achtsamkeit auf die alten Coincidenzen, besonders S. 556; aber es hätte dieß hier nach mancher Vorarbeit weiterer Ausführung verdient. Indische und hebräische Sagen haben erstaunliche Uebereinstimmung. Desto vortrefflicher ist dagegen die Darstellung dessen, was eigentlich bey den Hebräern in die historischen Zeiten fällt, insbe-

Digitized by Google

ſondere die Charakteriſtik der verſchiedenen Bücher des alten Teſtaments, vor allen der Propheten, eine Darſtellung, welche vertraute Bekanntſchaft mit dieſen ehrwürdigen Schriften vorausſetzt, was am triftigſten erwieſen wird durch die kraftvolle Zuſammenſtellung vieler der auserwählteſten Stellen (S. 481 bis 506), wohlgefügt, erhebend und troſtreich; voll der Wahrheit, daß nirgends im bisher aufgeſtellten Mythus das Gemüth ſo mächtig ergriffen wird, ſo viele Gewalt über das Leben erhält, wie hier. Nur dieß haben wir vermißt, wie im Geſetzgeber wohl der große Gedanke einer von der, aller damaligen Völker ſo abſtechenden Geſetzgebung ſich entfaltet, und das bezielte Volk, ſelbſt der Neigung nach, meiſt zum entſchiedenen Gegner gehabt hat, und wie hieraus der beſondere, nie auf Erden mehr ſo geſtaltete Charakter deſſelben ſich entwickelt, oder vielmehr erzwungen hat, was wir anderwärts näher darlegen wollen. S. 528 ff. iſt hierüber Einiges nur angedeutet. — Von S. 562 — 572 wieder herrliche, tief aus dem Erdbildungsgeſetze geſchöpfte Darſtellung der mythiſchen Fragmente aus Kleinaſien. Eben ſo S. 572 — 594 bey weitem die beſte Arbeit über die nordiſche Mythe und ihre Abſtammung vom Caukaſus, nachdem zuerſt gezeigt worden, wie dunkle Sagen vom Nordland durch die ganze alte Geſchichte des Morgen- und Abendlandes gehen. Wir kannten den Verf. ſchon aus früheren Arbeiten über einzelne Puncte des nordiſchen Mythus, aber hier hat er ſich ſelbſt übertroffen.

Der letzte Abſatz iſt nun noch übrig. Ein Rückblick, wobey der Verf. in einem Strom begeiſterter Rede, unter tauſend Bildern und Anſpielungen, die alten Heiligthümer der Erde betrachtet, dieſelbe dann in ihrer innerlichen Verknüpfung zeigt bis zu dem höheren Puncte, wo der Menſch geboren iſt, von da aus er ſich verbreitet hat (wenigſtens ſo weit wir es jetzt begreifen). Unübertrefflich zeigt der Verf., wie die älteſte Menſchengeſchichte Weltgeſchichte iſt; aber auch faſt zu ſehr werden wir durch den Vortrag des Verfs. von der Ueberſtimmung hingeriſſen, und ein Schwindel droht uns,

hie und da von solchen Höhen zu stürzen, gleichsam mit Gewalt uns wieder in die Abgründe des Einzelnen hinabziehen, die wir übersprungen haben. Es ist ein mächtiger, riesenhafter Geist, der dieses Werk ersonnen, er mag auch mit Recht sich fest und sicher fühlen auf den Gipfeln, von denen man die Erde übersieht; uns reißt er wie ein Traum mit hinauf, nach dem Erwachen müssen wir mühsam wieder herunter, um zu leben, und alles das an Ort und Stelle zu untersuchen, was wir im Traum überflogen haben. Der Verf. hat Großes gethan, den Menschen aufzuregen, ihm seine eigene Gewalt zu zeigen, und auf dem Meere der Mythen ihm den Compaß in die Hand zu geben. Seine Mühe wird nicht mit Undank vergolten werden. Wer durch so große Vorarbeit sich blenden ließe, das Ganze sey nun schon ausgeführt, der hätte es sich selbst zuzuschreiben, wenn er niemals etwas erblickt. Daß der Verf. einen großen Theil des mühseligen Wegs gemacht, auch für seine Empfindung, seine Erkenntniß oft tief genug aus den Quellen geschöpft, erweist sich fast allerwärts; wir begreifen darum, wie er nicht selten hingerissen wird, an solchen Stellen höchst zuversichtlich zu sprechen, wo viele, viele andere noch unvereinbare Dinge sehen. Aber sehr natürlich ist es auch, daß die allermeisten noch gar weit von des Verfs. lebens- und lichtreichen Ansichten entfernt sind. Diesen wird nun seine zuversichtliche Rede, welche das Resultat seiner mühsamen Untersuchung ist, geradezu mitgetheilt; sie mögen sich hüten vor dem Nachsprechen; kein Stoff würde sie mehr verwirren. Bey andern aber und Verständigern wird die Frucht des Werkes seyn, was auch dessen Absicht seyn mußte — mächtige Aufregung zu tieferer Ergründung der wichtigen Unterlage, worauf die Erziehung des Menschengeschlechtes beruht. In diese hat der Verf. manchen treffenden Blick gethan, oft divinatorisch, denn er ist ganz eigentlich, und in den wesentlichsten Zügen ein prophetischer Mann. Und so spricht er auch meistens da, wo er selbst spricht; man glaubt dann die Stimme Ezechiels zu

Digitized by Google

hören, wie sie große Geschichte der Vergangenheit und Zukunft verkündet, und in die Gegenwart mächtig hereinschallt. Darum ist auch die Rede und ihre Wendung am wenigsten sein eigen; sie strömt an unzähligen Bildern vorüber, verwechselt sie wohl auch zuweilen, eilt aber, dieß nicht achtend, nur vom innern Drange getrieben, dahin. Sie fügt sich nicht dem Gegenstande, sie versteht nicht die innerlichen verwickelten Angelegenheiten des menschlichen Gemüthes zart zu entfalten, und in milder Klarheit darzulegen, so tief und kräftig auch das Gefühl des Redenden ist; am allerwenigsten kennt sie ihre eigenste magische Gewalt, auch das Stille und Verborgene in leisen Tönen anzudeuten; ihr besonderer Vorzug besteht in der Kraft, welche alles mächtig durchdringt, und das Einzelne aus aller Welt zusammentragen möchte, um mit einem Flammenwort es zu entzünden, daß es empor zum Himmel lodere. So wird dann natürlich mancher Punct in der Erziehung des Menschengeschlechts ins hellste Licht gehoben, aber der geheime Zusammenhang wird nur im Blitz erleuchtet, das Ganze einer dunkeln Ahndung überlassen. — Eben nur um die Kraft besorgt, hat auch der Verf. hier, wie in andern Schriften, den Vortrag nicht durch Abschnitte merklich abgetheilt, und eine schon durch sich selbst erläuternde und erleichternde Uebersicht beygefügt, was bey einer solchen Arbeit für den, mit dem Stoffe weniger bekannten und geübten Leser doch einigermaßen nothwendig ist.

Und so dürfen wir sagen, wir freuen uns dieser Arbeit, als einer für die Vorbereitung zu jetzt noch unerwarteten Aufschlüssen, zu besonnener Ergründung der verborgensten Tiefen des Menschen mehr als vor ihr jede andere ihrer Art gelungenen. Was wir zu tadeln fanden, haben wir freymüthig herausgesagt aus Achtung für die Sache. Jedes Verständigen Anerkennung bleibt dem Verf. im wesentlichen gewiß.

Digitized by Google

Die Hebräerin am Putztische und als Braut. Vorbereitet durch eine Uebersicht der wichtigsten Erfindungen in dem Reiche der Moden bey den Hebräerinnen von den rohesten Anfängen bis zur üppigsten Pracht. Von A. Th. Hartmann. Mit Kupfern. Erster Theil. Amsterdam in Verlag des Industrie-Comptoirs. 1809. kl. 8. XXXVI u. 446 S. Zweyter Theil 1809. 538 S. Dritter Theil oder Anhang, enthaltend die Erklärung der Kupfertafeln, ein Verzeichniss der Quellen, ausführliche Erläuterungen, und ein dreyfaches Register. 1810. 444 S.

Nie hat der Verf. (laut der Vorrede) den Freunden des asiatischen Alterthums und den Verehrern der hochwichtigen biblischen Literatur eine Arbeit überreicht, die eine Frucht größerer Anstrengungen und härterer Aufopferungen gewesen, als die gegenwärtige. Denn nur aus dem Gebiete der grauen Vorwelt, wo den Forscher häufig entweder drückende Dunkelheit umfängt, oder ein schwachdämmerndes Licht seine Augen erquickt, konnten die Materialien zu dem Werke, das er zum Gegenstande seiner Bemühungen sich gemacht hatte, geschöpft, die Haupttheile zu dem neuen Gebäude entlehnt werden. Und so fährt der Verf. in der Vorrede fort, die Mühseligkeit seiner Untersuchungen zu schildern. Wir wollen ihm gern glauben, daß er mühsame und vielseitige Untersuchungen angestellt hat; aber welcher Gelehrte, der Lust und Liebe zu seiner Arbeit hat, wird das so hoch anrechnen, und für herbe Aufopferungen verkaufen? Wenn, wie es wohl nicht zu leugnen ist, die Quellen für diese Untersuchungen in gar keinem Verhältnisse stehen mit dem, was sich der Verf. vorsetzte zu leisten; wenn sie nur einzelne abgerissene Data liefern, der Verf. aber eine anschauliche Uebersicht und sogar böttigerische Putzscenen aufstellen wollte, so hatte er es sich allein zuzuschreiben,

wenn er manchmal nicht Rath zu schaffen wußte. Die gelehrte Welt würde es dem Verf. gewiß mehr Dank wissen, wenn er die vorhandenen Data von neuem untersucht, geprüft, so viel als möglich erläutert, und in Ordnung gebracht, aber in ihrer Abgerissenheit gelassen hätte, statt daß er nun mit Hülfe unzähliger Hypothesen etwas Zusammenhängendes geliefert hat, das der Gelehrte immer nur mit kritischer Vorsicht zu gebrauchen hat. So wenig wir daher auch dem Verf. den ihm gebührenden Dank versagen wollen, so werden wir ihn doch an die elegante Lesewelt und an das schöne Geschlecht verweisen müssen, um sich da den vollen Lohn für seine Bemühungen zu holen.

In der Einleitung schickt der Verf. die richtige Bemerkung voraus, daß, bey dem Hang der Orientalen zur Ruhe, bey dem ruhigen Fortbestehen derselben Sitten und Lebensart, besonders in Ansehung des weiblichen Geschlechtes, bey der Unbekanntschaft des Orients mit dem, was wir Mode nennen, man in den meisten Fällen mit Wahrscheinlichkeit die, uns von alten Kleidungen und Putzsachen übrig gebliebenen Spuren aus den neueren Nachrichten der Reisebeschreiber vom Orient erläutern und aufklären könne. Daß aber bey dieser Vergleichung große Vorsicht angewendet werden müsse, sieht jeder ein, und es läßt sich zweifeln, ob sie der Verf. immer im gehörigen Maße angewendet hat. Im ersten Abschnitt wird eine Uebersicht der wichtigsten Erfindungen im Reiche der Moden bey den Hebräerinnen von den rohesten Anfängen bis zur üppigsten Pracht gegeben, als Vorbereitung zu den eigentlichen Gemälden des weiblichen Luxus. Hier mußten nun natürlich Perioden gemacht werden. Von den ersten, von den frühesten Zeiten bis zur Einwanderung der Hebräer in Aegypten, muß der Verf., aus Mangel gleichzeitiger Nachrichten, seine Leser mit Vermuthungen abspeisen, die sich auf die Beobachtungen der Reisebeschreiber über ähnliche Völker im Kindheitszustande, verglichen mit manchen Andeutungen im 1. B. Moses, stützen. Dem Feigenblätter-

schurz der ersten Menschen läßt der Verf. den „spielenden Kindersinn des weiblichen Geschlechts zur Ergötzung der Augen durch Mannichfaltigkeit, buntgestreifte Pflanzen und hellfarbige Blumen, als ein gefälliges Gaukelspiel für die Sinne, beygesellen.“ Auch leiht er dem Menschen dieser Periode die ganze Toilette der Wilden, das Tatowiren, Federschmuck u. dgl. Dann erst läßt er sie von Thierhäuten Gebrauch machen, und die Stufenfolge der sich vervollkommenden Behandlungsart derselben durchgehen. Er läßt sie aus den Haaren derselben Filz bereiten, und sie färben lernen, und erklärt Josephs bunten Rock als ein aus solchen buntgefärbten Fellen zusammengefügtes Kleid. Auch läßt er sie aus Schilf und Binsen Matten bereiten; steht aber noch an, ihnen auch die Kunst des Webens in dieser Periode zuzuschreiben. In der zweyten Periode, vom Einzuge der Hebräer in Aegypten bis zu ihrer Besitznahme von Palästina, führt er uns hingegen in Aegypten einen so vollkommenen Zustand der Künste und des Handels vor, daß dadurch ein großer Contrast mit der vorigen Periode entsteht. Wenn, was wir nicht bestreiten wollen, die Erfindung der Spinn- und Webekunst in Aegypten Jahrhunderte lang vor der Einwanderung der Hebräer gemacht war, und wenn aus Gilead nach Aegypten Caravanen zogen, warum sollen die anwohnenden Palästinenser nicht wenigstens an den Producten, wenn auch nicht an der Ausübung dieser Kunst Theil genommen haben? Der Verf. liefert hier zum Theil sehr ausführliche Darstellungen der Erfindungen der Aegypter im Gebiet der Webekunst, der Parfümerie und der Metall- und Edelsteinbearbeitung, und läßt die Hebräerinnen von diesen Künsten für ihre Toiletten Gebrauch machen. Nur Schade, daß wir von dem Zustand der Hebräer in Aegypten und von ihrem Verhältniß zu den Aegyptern so wenig wissen, und daß, was wir davon wissen, einer dadurch bewirkten Vervollkommnung der Hebräer in den Künsten des Luxus so wenig günstig ist. Im dritten Zeitraum, von der Wanderung der Hebräer durch die arabische Wüste bis zu ihrer Ansiedelung in Palästina, üben die Hebräerinnen nun die Webekunst

Digitized by Google

in Kameelhaaren, Ziegenhaaren und Wolle; den Gebrauch der Baumwolle nimmt der Verf. vor dem salomonischen Zeitalter nicht an. Hier vergleicht er passend den Zustand der heutigen Beduinenaraber, der aber schon früher hätte verglichen werden sollen, zumal wenn gewisse freyere Ansichten von der Einwanderung der Hebräer in Aegypten und ihrem fortgesetzten Zusammenhang mit dem Mutterlande sich bewähren sollten. Im vierten Zeitraum, von der Besitznahme Palästinas durch Josua bis zu Davids Tode, läßt uns der Verf. Blicke thun in das Arbeitszimmer einer Hebräerin. Hier benutzt er aber schon spätere Schriftsteller, selbst den Thalmud, in der Voraussetzung, daß die spätern Vorrichtungen und Werkzeuge schon vor, oder zu Davids Zeit herrschend gewesen seyn. Was er hierüber aufstellt, ist folgendes. Die Hebräerinnen bedienten sich wahrscheinlich ähnlicher Spinnkörbchen, wie die Griechinnen hatten, von denen auf der vierten Kupfertafel eins abgebildet ist; von welcher Gestalt aber und Material, läßt sich nicht bestimmen. Ueberhaupt kommt im ganzen alten Testament keine Spur davon war. Hierauf führt uns der Verf. meist nach Stellen von Profanscribenten, die webende Hebräerin mit ihren Töchtern und Mägden im Gespräch und Gesang begriffen, vor. Dann beschreibt er uns den Spinnrocken, die Spindel, die Haspel und Hechel nach den unvollkommenen Bezeichnungen, die davon vorkommen. Hierbey lernen wir den Verf. als einen großen Liebhaber der Etymologie kennen, der sich nicht begnügt, das Derivatum aus Einer Wurzel abzuleiten, sondern zwey zu Hülfe nimmt. Das Wort כִּישׁוֹר soll theils einen geraden Stock, theils ein reich umgelegtes Wockenholz bezeichnen. Wahrscheinlich vergleicht der Verf. mit Simonis die aramäische Wurzel כשר recht seyn, und das arabische كشر, das nach Schultens necti in orbem, circumnecti heißen soll; allein jenes Wort kann nur von Einer dieser Wurzeln abstammen, wahrscheinlich von der aramäischen; auch kommt nur die Bedeutung der letztern im A. T. vor;

wir sehen daher nicht, wie der Verf. schreiben kann: „daß dieses Wort die doppelte Bedeutung zulasse, zeigen die Stellen des A. T., wo das Stammwort mit seinen abgeleiteten Wörtern vorkommt, unwidersprechlich.“ Sodann lehrt uns der Verf. den Webestuhl und die Weberey der Hebräerinnen kennen, meist nach griechischen Zeugnissen. Der Webestuhl war hochschaftig, wie überhaupt im Alterthum, und man webte stehend. Um der Beschreibung prüfend zu folgen, muß man genaue Kenntniß des Webens haben, deren sich der Rec. nicht rühmen kann. Was das Reinigen und Walken des Gewebten betrifft, so ist es wahrscheinlich, daß man sich der Seifenpflanzen und des Nitrum bedient habe; doch glaubt Rec. nicht, daß בֹּרִית geradezu eine solche Pflanze bezeichne (obschon es Hieronymus bezeugt), sondern vegetabilisches Laugensalz überhaupt. Ueber das Färben der Wolle und des Linnen weiß der Verf. nichts als Vermuthungen aufzustellen, da sich im A. T. gar keine, und im Thalmud nur schwache Spuren davon finden. In einem eigenen Capitel handelt der Verf. von dem vortheilhaften Einfluß der Verbindung Palästinas mit den Midianitern und andern benachbarten Völkern auf den Putz der Hebräerin. Hier scheint uns ein Fehler darin begangen zu seyn, daß den nachbarlichen Völkern größere und frühere Cultur beygelegt wird, als den Hebräern, und die der letztern erst von jenen abgeleitet wird. Daß die Edomiter und Philister durch ihren Handel und ihre Verbindung mit den Phöniciern vor den Hebräern einen Vorsprung gewonnen haben mögen, wollen wir nicht leugnen, wiewohl auch die Hebräer, nach der eigenen Annahme des Verfs., früh daran Theil genommen haben; allein was hatten die Midianiter, Amalekiter, Moabiter und Ammoniter vor den Hebräern voraus? Gewiß waren diesen die Hebräer durch ihre nähere Theilnahme an der ägyptischen Cultur überlegen. Daß zur Zeit Sauls in Israel kein Waffenschmidt gefunden ward, scheint der Verf. falsch zu verstehen; es war dies nicht Mangel an Kunstfertigkeit, sondern eine politische Veranstaltung der Philister. Denn die Relation

Digitized by Google

1 B. Sam. 13, 19 gibt als Grund an: „die Philister sprachen: daß nicht die Hebräer sich Schwert oder Spieß machen!“ — Mehr läßt sich für die Bereicherung der Hebräer an Putzsachen und Reichthum von der Handelsverbindung mit Phönicien erwarten, die wir zwar erst unter David und Salomo beurkundet finden, aber eben so, wie die mit Aegypten, mit großer Wahrscheinlichkeit früher annehmen können. Wirklich finden sich auch in der vordavidischen Geschichte Spuren von feinen Kleidungen, Specereyen und Schmucke unter den Hebräern. — Mehr noch läßt sich im fünften Zeitraum, von Salomos Regierungsantritt bis zum babylonischen Exil, der Einfluß des phönicischen Handels und phönicischen Kunstfleißes auf den Putz der Hebräerin in Anschlag bringen. Doch befriedigt sich der Verf. nicht mit dem Gewissen und Beglaubigten, sondern benutzt noch andere problematische Data, als die Vermählung eines israelitischen Königs mit einer syrischen Princessin, worauf er Ps. 45 deutet, in welchem andere die Vermählung mit einer ägyptischen Princessin, andere gar keine Vermählung erblicken. In solchen Forschungen sollte man eher zu ungläubig, als zu leichtgläubig seyn! Ueber den Handel der Phönicier hat bekanntlich der Verf. seine eigenen Ansichten, denen wir hier kein besonderes Interesse schenken können. Dabey wundert uns aber, daß er übertriebene, mährchenhafte Schilderungen von Salomos Reichthum für baare Wahrheit zu nehmen scheint. Das Gold soll zu Salomos Zeit für nichts geachtet gewesen seyn, und das Silber gleich den Steinen; wer wird aber das nicht mit Einschränkung verstehen? Zur Zeit der Propheten ist kein Zweifel mehr, daß die Hebräer in Gold- und Silberarbeiten sehr geübt waren, da sie theils in Vergleichungen, theils in wirklichen Schilderungen so viele Andeutungen davon geben, die der Verf. gewiß nicht zu vortheilhaft auslegt, und durch Combinationen vervollständigt. Es folgt ein eigenes Capitel über Perlen und Edelstein. Hier möchten wir mit dem Verf. über manche exegetische Bemerkungen z. B. über Klagl. 4, 7, und Hiob 28,

Digitized by Google

28, und über die Edelsteinarten rechten; wir finden ihn hier nicht ganz unbefangen, er schlägt die Spuren von den interessirenden Dingen bisweilen etwas zu hoch an, und deutet sie zu bestimmt und zuversichtlich. Hierauf widmet der Verf. den Specereyen und Wohlgerüchen ein Capitel, und gibt darüber, so wie auch über die vorigen Gegenstände manche schätzbare Erläuterungen und Nachweisungen, die wir besonders dem philologischen Leser empfehlen. Außer den, in der Bibel vorkommenden bekannten Specereyarten läßt der Verf. den Hebräern noch viele andere bekannt seyn, welche ihnen der arabischindische Handel zugeführt haben werde; indessen können wir gewiß annehmen, daß jene allein im häufigen Gebrauch gewesen, da sonst die andern wohl auch genannt seyn würden. Ueber die Zubereitungsart der Rauchwerke und Salben erhalten wir sehr detaillirte Erläuterungen, die sich aber natürlich nur auf Vermuthungen und Combinationen gründen, und daher nur den Charakter der Wahrscheinlichkeit haben. Ueber die Purpur- und andern Prachtfarben hat der Verf. zum Theil eigene Meinungen. Die Farbe תְּכֵלֶת hält er nicht für dunkelblau, wie nach Michaelis fast allgemein angenommen worden, sondern für purpurblau oder violett, und seine Beweisgründe verdienen alle Aufmerksamkeit. Auch möchte wohl die Beweisführung des Verfs., daß den Hebräern, und überhaupt dem Alterthum in dieser frühen Periode, die Stickerey abzusprechen, und bloß die Buntwirkerey, von welcher er das Wort רִקְמָה erklärt, zuzuschreiben sey, kein triftiger Zweifel entgegengesetzt werden können. Weniger unbedingte Beystimmung möchte hingegen die Vermuthung des Verfs. finden, daß man in der Periode zwischen Salomo und dem Exil schon die ostindischen bemalten Cattune gekannt, und daß auch von solchen Zeugen das hebräische Wort רִקְמָה zu verstehen sey. Noch macht der Verf. wahrscheinlich, daß die Hebräerinnen auch die durchflichtigen koischen Gewänder gekannt haben können, und daß man sie unter dem Wort מִשִּׁי Ezech. 16, 10, 13

Digitized by Google

zu verstehen habe, dagegen er die eigentliche Seide dieser Periode abspricht. Man sieht aus diesen Andeutungen, daß der Verf. ganz andere Ansichten von der Geschichte des Luxus und der Künste unter den Hebräern hat, als die Erzählungen der Bibel, für buchstäbliche Wahrheit genommen, zulassen. Nach diesen war der Reichthum und die Kunstfertigkeit der vorigen Periode schon in der arabischen Wüste unter Moses da. Der Verf. vertheidigt sich dagegen zu Anfange des zweyten Theiles, und erklärt die Erzählungen des Pentateuchs von der mosaischen Stiftshütte für eine spätere Dichtung; und wer die Bibel mit kritischem Auge betrachtet, wird dem Verf. nothwendig beystimmen, zumal da sich diese Wahrheit auch andern Forschern, Vater und de Wette, aufgedrungen hat. Passend benutzt er die Schilderungen und Voraussetzungen dieser Erzählungen als Data des Luxuszustandes des fünften Zeitraums. Im sechsten Zeitraum, von der Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil bis zur Zerstörung der Stadt Jerusalem unter Titus, vermag der Verf. keine einzige wesentliche Entdeckung in dem Gebiete der Moden nachzuweisen, die nichts bereits in dem vorigen Zeitraum bekannt gewesen wäre; vielmehr findet er weniger Veranlassung, neugierige Blicke in das Arbeitszimmer und auf den Putztisch der Hebräerinnen zu werfen. Buntgestickte Gewänder und echtseidene und Silberstoffe sind das einzige Eigenthümliche dieser Periode, sonst finden wir das Bekannte nur mehr vervollkommnet, verfeinert und gesteigert wieder. Hier macht der Verf. wieder Abtheilungen für die einzelnen Artikel des Luxus, die er Gallerien nennt. Hier finden wir nichts auszuzeichnen. Die apokryphischen Schriften des A. T., aus Josephus und Philo sind in der Darstellung dieses Zeitraums fleißig benutzt, und die hiehergehörigen Data aus griechischen und römischen Schriftstellern, wie möchten beynahe sagen, zu reichlich beygebracht. Doch wir eilen zu dem Haupttheil des Werks, dem zweyten Abschnitt: die Hebräerin am Putztisch.

Erste Scene. Hier führt uns der Verf. folgende Gegenstände vor. I) Das erste Untergewand כְּתֹנֶת der Hebräerinnen, ursprünglich aus der einfachen Schamverhüllung entstanden, unserm Hemde ähnlich, mit einem Gürtel zusammengehalten von verschiedenen gröbern oder feinern Stoff, und wahrscheinlich das einzige Hauskleid. II) Die, im Orient so beliebte Augenschminke, deren Erfindung der Verf. ins hohe Alterthum, und zwar nach Aegypten setzt, wo man theils die dazu gehörigen medicinischen Kenntnisse, theils das körperliche Bedürfniß dazu hatte; denn das, dazu gebrauchte adstringirende Spiesglaserz ist gegen Augenentzündungen, die in Aegypten herrschend sind, wohlthätig. III) Ohrringe, welche die Hebräerinnen zu allen Zeiten trugen, im Nomadenzustande anfänglich aus Horn, oder wenig kostbaren Materien (?), späterhin aus Gold und Silber, und zwar nicht bloß im untern Theile des Ohres, sondern auch im obern, so daß bey der geringsten Bewegung ein Geklingel entstand. Letzteres ist zwar nicht in der Bibel beurkundet, aber als heutige asiatische Sitte mit Wahrscheinlichkeit auch den Hebräerinnen geliehen. IV) Die Nasenringe sind dagegen in der Bibel erwähnt; ob aber diese sonderbare Sitte der Nachahmung der Nasenringe, womit man Ochsen, Kameele und andere Thiere leitet, ihren Ursprung verdankt, wie der Verf. annimmt, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. V) Perlenschnüre schmückten die Hebräerinnen nur in den blühendsten Zeiten des Staates; sie trugen sie aber mit goldenen und andern Kügelchen vermischt, dergleichen die תְּרוּזִים Hohesl. 1, 10. und כּוּמָז 2 Mos. 35, 22 seyn sollen; (wir hätten gewünscht, daß sich der Verf. näher auf die Stelle im Hohenliede eingelassen hatte, um seine Meinung zu begründen); auch trugen die Vornehmeren Schnüre von Edelsteinen. VI) Goldene, silberne, elfenbeinerne Armringe, die um beyde Arme, oberhalb der Handwurzel, oft bis an die Ellenbogen hinauf, angelegt wurden. VII) Fußschmuck, bestehend theils in Bändern und Ringen, theils in klirrenden

Kettchen und Schellen; ein Putz, der ebenfalls von den Thieren der Nomaden entlehnt seyn soll. Daß durch das Gerön dieses Fußschmucks die Gattin Jerobeams dem Propheten Ahia ihre Ankunft verrathen habe (1 Kön. 14, 6), wird kein vorsichtiger Exeget dem Verf. zugeben. Hierbey erklärt der Verf. das Wort שפף Jes. 3, 16., vergl. mit dem arab. شفّ exaequavit und dem arabischen طـوف circumire, (?) von einer regelmäßig abwechselnden watschelnden Bewegung, welche allerdings der Haltung der Orientalinnen angemessener ist, als das gewöhnlich angenommene Trippeln. Daß die eifersüchtige Bewachung der Keuschheit der Weiber diese Sitte sehr begünstigt habe, wird gut bemerkt. VIII) Die Fußbekleidung bestand in Schnürsohlen, oder Bänderschuhen von der mannigfaltigsten Abwechselung der Farben und des Stoffes. Der Verf. gibt hier wieder, in einer ausführlichen Note, seiner Vorliebe für die Etymologie nach, indem er aus den Worten, welche im Hebräischen den Schuh und das Schuhausziehen bezeichnen, Beweise für seine Beschreibungen hernimmt. Vielleicht trugen die Hebräerinnen im sechsten Zeitraum auch pantoffelartige Schuhe, dergleichen auf den persepolitanischen Denkmälern erblickt werden. IX) Schleyer.

Die zweyte Scene führt uns den Haarschmuck nach seinen verschiedenen Arten, nebst Rauchfäßchen, Salbenfläschchen und Spiegeln vor. Hier trennt der Verf., außer wenigen biblischen Andeutungen, deren Erklärung beynahe immer nur etymologisch seyn kann, und außer ungenügenden Winken der apokryphischen Bücher und des Thalmuds nur ausländische und neuere Zeugnisse benutzen, mit deren Hülfe er etwas ziemlich Vollständiges geliefert hat, das aber meistens nur hypothetischen Werth hat, daher wir es füglich übergehen.

Dritte Scene. I) Eine netzförmige Haube, nach dem Thalmud. II) Ein halbkugelförmiger Turbend. Hierzu eine philologische Erörterung der hiehergehörigen hebräischen Wörter, die zwar zum Theil zu etymologisirend ist, doch auf-

Digitized by Google

merksame Prüfung verdient. Auch möchte der Hr. Verf. bisweilen zu zuversichtlich Bestimmungen und Unterschiede finden. So versteht er פְּאֵר von der prachtvollen Mütze, oder dem metallenen Hauptschmuck, um welchen die Binden gewunden wurden, ohne hinreichende Gründe; denn warum in Stellen, wie Ezech. 24, 17., nicht der Tulband selbst gemeint seyn könne, können wir nicht einsehen. III) Eine helmartige Umschlingung, oder ein Kopfschmuck in Gestalt eines aufgeblühten Blumenkelchs. IV) Stirnband nach dem Thalmud.

Vierte Scene: Mehrere Gattungen des Halsschmucks. I) Geringelte und gewundene goldene Halsketten, für welche die hebräische Sprache mehrere Bezeichnungen hat. II) Goldene Sonnen und Monde, wahrscheinlich religiösen Ursprungs, was der Hr. Verf. gut entwickelt. III) Goldene Schlangen, ebenfalls abergläubigen Ursprungs und Zweckes, nämlich als Amulete. Die Bemerkungen des Hrn. Verfs. über den Schlangendienst der Hebräer sind schätzbar, haben aber nicht unsere volle Beystimmung. IV) Riechbüchschen auf dem Busen getragen, בֵּית הַנֶּפֶשׁ, nach Schröder, angefüllt mit Narde, Myrrhe, Balsam und Rosenwasser, welches letztere die Bibel zwar nicht nennt, aber nach dem Hrn. Verf. zuverlässig zu den vorzüglichsten Wohlgerüchen der Hebräerinnen gehörte. V) Ohrringe mit Edelsteinen, Korallen, Goldkügelchen und Perlen behangen. VI) Dieselben Verzierungen an Nasenringen.

Fünfte Scene. I) Zweytes prachtvolles Untergewand von reinweißer Farbe, bisweilen vielleicht von Seide, mit buntfarbiger Oeffnung am Halse, mit ziemlichen purpurfarbenen Falbeln besetzt, in weiter Fülle bis zu den Füßen herabfließend. (Dieß alles preßt der Hr. Verf. mit etymologischer Kunst aus den Wörtern כְּתֹנֶת פַּסִּים, und mit einer Zuversicht, die kaum zu begreifen ist.) II) Ein prachtvoller Gürtel. „Die köstlichsten Blumen Palästinas blühten hier in frischem Farbenschmelz, und waren mit unzähligen Zierrathen, wie sie der

Digitized by Google

edelste Geschmack nur angab, in einem gefällig gewundenen Geäder, und durch künstliche Verschlingungen, wie sie nur die höchste Vollkommenheit in der Webekunst, oder vielleicht auch späterhin die geübte Nadel liefern konnte, in blühendem Purpur und glühendem Carmoisin, in zierlichen Läufen durchschlängelt. Dieser prunkende Schmuck strahlte nicht nur von dem klaren Grunde der kostbarsten Zeuge von feiner Wolle, dem zartesten Gespinnst, und der auserlesensten Seide blendend zurück, sondern bildete auch mit der reinen Farbe des hellen Untergewandes, auf dessen bauschigten Falten derselbe glänzend sich enthüllte, ein entzückendes Farbenspiel." Woher hat aber Hr. Hartmann diese reizenden Details? Wir bewundern seine Kunst, mit dem Mikroskop zu betrachten. III) Ein metallener, s dem weichsten Leder, oder aus den feinsten Stoffen verfertigter Beutel zur Aufbewahrung der Schweißtücher (nicht Schnupftücher, welche die Alten nicht kannten). IV) Fingerringe von Edelsteinen. V) Ein florartiger Schleyer, der so zurückgeschlagen war, daß beyde mit flatternder Bewegung herabhängende getrennte Zipfel vermittelst Spangen in der Gegend der Augen auf eine Weise verbunden waren, daß sie diesen einen freyen Durchblick gewährten.

Sechste Scene. Das Obergewand, שִׂמְלָה, von weitem Umfang, von der mannichfaltigsten Art, gewöhnlich von weißer Farbe, später aber sehr variirt. Die Schilderung dieser faltenreichen Gewänder und der Art ihres Ueberwurfs, die der Verf. nach seinem eigenen Geständniß nicht ohne Schüchternheit vorlegt, übergehen wir.

Siebente Scene. I) Feyerkleid מַחְלָצָה (nach Schröder) Kaftan, Wechselkleid, d. h. ein Prunkgewand, das über der Unter- und Oberkleidung majestätisch niederschwebte, und in welchem man bey feyerlichen Gelegenheiten erschien. Ein wesentlicher Theil dieses Prunkgewandes war II) die Schleppe, welcher der Verf. eine malerische Pracht der buntesten Zierrathen von der kostbarsten Gattung leiht. III) Watschelnde

Digitized by Google

Bewegung, oder Pfauengangder hebräischen Schönen, begünstigt durch die Schleppen. Zum Beschluß von den durchsichtigen Gewändern, Jes. 3, 22. (nach Schröder), die entweder über das erste Untergewand, oder über das zweyte geworfen wurden. In einer Beylage von Schminken und Färbungen des Körpers kann uns der Hr. Verf., wie leicht zu erachten, beynahe nichts als Vermuthungen vortragen, wiewohl Spuren dieser Verschönerungskünste da sind. Die Sitte, die Fingerspitzen und Zehen orangegelb, oder goldgelb zu färben, „die sich in den Nebel der Vorwelt verliert," schreibt er den Hebräerinnen mit Zuversicht zu. Nach bekannten alttestamentlichen Stellen (die aber nicht beweisend genug sind) nimmt er auch das Einritzen von Figuren in die Haut an. Die Haarfärberey spricht er hingegen den Hebräerinnen ab, trotz der Stelle bey Josephus Alterth. VIII, 7, 3, den er hier der „Windbeuteley" beschuldigt, und läßt sie bloß die Schwärze der Haare erhöhen.

Dritter Abschnitt führt uns die Hebräerin als Braut vor. Da wir nunmehr das Verfahren des Hrn. Verfs. kennen, so können wir hier kurz seyn. In der ersten Uebersicht stellt er uns die Lage des weiblichen Geschlechts in Palästina dar in den verschiedenen Perioden, zuerst unter den Beduinen. Auch hier weiß der Verf. zu erweitern und zu verschönern. „Durch eine naive Munterkeit, kindliche Unbefangenheit und offne Freymüthigkeit zeichneten sich die Mädchen unter den hebräischen Zeltbewohnerinnen größtentheils aus. Die anmuthige, liebenswürdige Rebekka ergab sich den feurigen Ergüssen des wonnetrunkenen Isaak mit so anschmiegender Zärtlichkeit, daß in ihren Armen der Schmerz über den zu frühen Verlust einer theuren Mutter dem süßen Gefühl beglückter Liebe wich, und das überselige Paar sich sogar bey diesem kosenden Spiel einer schuldlosen Minne einst überraschen ließ." (??!!) Empfindsamen Lesern empfehlen wir noch S. 385. Sodann die Lage des weiblichen Geschlechts in den Städten, ihre Bewachung in den Harems; Vielweiberey, Eunuchen.

Digitized by Google

Hier schöpft der Verf. meistens aus dem Buch Esther, in welchem er eine treue Abspiegelung von den Harems der palästinischen Könige findet, da doch dieses Buch offenbar nur den persischen Hof schildert. Ueberhaupt möchte Rec. noch zweifeln, ob das Wort סָרִיס immer einen wirklichen Verschnittenen bezeichnet, und ob die israelitischen Könige solche Keuschheitswächter gehabt haben. Es scheint uns nicht genug, bloß 1 Mos. 39, 1. eine Ausnahme zu machen. Eben so unsicher ist es, wenn der Verf den Cuschiten Ebedmelech (Jer. 38, 8) für einen Mohren-Eunuchen hält. — Häusliche Beschäftigungen und Freuden der Hebräerinnen; vieles bloß nach der heutigen Sitte. Ihre Beschränkungen und Freyheiten außerhalb des Harems, über Musik, Tanz und andere Vergnügungen; das Bekannte, aus dem A. T. hauptsächlich. Erstes Extrablatt, von den Buhlerinnen in Palästina, oder den hebräischen Hetären. Sie waren meistens Ausländerinnen; ihre Reize und Verführungskünste weiß der Verf. gut zu schildern. Zweytes Extrablatt, von den Schmeichelnamen in der Liebe bey den Hebräern. Zweyte Uebersicht. Brautwerbung, fremde, nicht eigene Wahl der Braut, Kauf derselben u. s. w., alles bekannt. Vorbereitung zur Hochzeit, Putz der Braut. Abschied vom väterlichen Hause, Heimführung mit den sie begleitenden Feyerlichkeiten, eine lebhafte, nur etwas gezierte, und zum Theil schlüpfrige Schilderung.

Vielseitige Gelehrsamkeit und Belesenheit, Scharfsinn und Combinationsgabe, treffende Blicke, liberale Ansichten sind dem Hrn. Verf. in dieser, so wie in seinen zahlreichen andern Schriften, nicht abzusprechen. Wir müssen aber an ihm tadeln, daß er nicht die gehörige Mäßigung, Haltung und Geschmack hat, besonders daß er gewisse Vorbilder eleganter antiquarischer Forschung mit nicht genug Selbstständigkeit nachahmt. Auch müssen wir seine Schreibart tadeln, die aus allzugroßer Sucht nach Eleganz bunt, überladen und geziert ist. Auffallend ist es, daß der Hr. Verf. beynahe kein einziges Substantiv ohne ein glänzendes Beywort niederschreiben kann. An Bünd-

Digitized by Google

niß hat er nicht genug, es muß eng verschlungen seyn, die Palästinerinnen müssen immer schön, reizend, prachtliebend u. dgl. seyn, das Alterthum ist ihm immer grau u. s. w.; jede Farbe, Stoff, Schmuck ꝛc. prangt mit einem beschreibenden Beywort; für unsern Geschmack ist dieß eben so, als wenn schlechte Schauspieler den Accent auf die Beywörter legen.

Das Werk ist mit Kupfern geziert, welche die Beschreibungen des Textes anschaulich machen. Der ganze dritte Theil enthält Erläuterungen, Beweisführungen und literarische Nachweisungen. Hier findet der Orientalist Vieles der Beachtung werthe; wir müssen aber nochmals im Ganzen tadeln, was wir schon im Einzelnen bemerkt haben, daß der Verf. die Etymologisirung und die damit zusammenhängende Dialectsvergleichung zu sehr liebt, und zu zuversichtlich benutzt. Zur bequemeren Benutzung einzelner Untersuchungen ist ein sorgfältig gearbeitetes Register angefügt.

Diatribe in politices Platonicae principia, quam Praeside Phil. Guilielmo van Heusde ad publicam disceptationem proponit Auctor Johannes Ludovicus Guilielmus de Geer. MDCCCX. Traiecti ad Rhenum. XVI u. 191 S. 8.

Dieser jugendliche Versuch macht dem Talent, dem Geschmack und dem Verstande des Hrn. Verfs. eben so viele Ehre, als dem Einsichten und der Lehrweisheit des gelehrten van Heusde, in dessen Schule Hr. de Geer, obgleich ein Jurist, sich philologisch bildete, auf dessen Rath er dieses Thema wählte, um an demselben von der Anwendung seiner akademischen Jahre und seinen Fortschritten in wissenschaftlicher Cultur Rechenschaft abzulegen. Möchten doch alle die Jünglinge, welche auf deutschen Universitäten die Rechtswissenschaft studiren, ebenso denken,

Digitized by Google

wie ihrer Brüder in Holland so viele, und das gründliche Studium des classischen Alterthums als die beste Weise zu ihrem künftigen Berufe betrachten lernen. Wir können uns nicht enthalten, das Geständniß des Verf. auch zugleich als Probe der Schreibart mit seinen eignen Worten anzuführen. Ex quo tempore iurisprudentiam mihi elegi, cui operam aliquando navarem, cum huius disciplinae studiis humaniorum literarum studia mihi conjungenda duxi. Existimabam enim, antiquitatis scientiam usumque ad ingenium excolendum et pulchri bonique sensum acuendum, tum vero ad ipsa rite percipienda publica privataque iura utilissimum esse ac necessarium. Itaque veteres legere Graecos Latinosque scriptores institui, et fructus inde percepi cum ad suavitatem, tum ad utilitatem uberrimos. Vor allem fesselte ihn Plato durch die Erhabenheit seines Geistes und die Schönheit seiner Darstellung um so mehr, je weniger reellen Gewinn er sich aus der Lectüre desselben versprochen hatte, indem er nach den gewöhnlichen Vorurtheilen seine politischen Grundsätze für Träume und Grillen eines verschrobenen Kopfes gehalten hatte. Die wirkliche Lectüre zerstreute diesen Wahn, und machte ihn auch mit der Quelle der falschen Urtheile bekannt. Man hatte sich den Plato als einen neueren Philosophen und Staatsweisen vorgestellt, seine Philosophie und Staatslehre nach unsern Ansichten und Grundsätzen beurtheilet. Daher mußte vieles nicht allein sonderbar, sondern auch ungereimt vorkommen. Je mehr er diesen Weg verließ, und sich ganz in das Alterthum, auf jenes Weisen eignen Standpunct und in die Lage jener Zeit versetzte, in einem desto schönern Lichte und in eignem Zusammenhange stellte sich ihm Alles dar, selbst die Paradoxien verloren ihr Anstößiges. Durch gegenwärtige akademische Probeschrift sucht er nun das Vorurtheil, was ihm selbst ehedem im Wege stand, und auch vielen ein Hinderniß des wichtigen Gewinns und Genusses ist, aus dem Wege zu räumen, indem er nicht sowohl seinen politischen Behauptungen aus seinen Grundsätzen, was

Digitized by Google

schon von Morgenstern und Tennemann geschehen sey, sondern diese Grundsätze selbst aus dem, zu seiner Zeit herrschenden Zeitgeiste zu erklären suchte. Diesen Gegenstand hat er mit beyfallswürdigen Fleiße und Gründlichkeit ausgeführt. Durch ein fleißiges Studium der Schriften des Plato hatte er sorgfältig die, zu seiner Zeit herrschenden Urtheile und Maximen über Wahrheit, Sittlichkeit und die gewöhnliche Handlungsweise in dem öffentlichen und Privatverhältnissen, den Einfluß der Coexistenz auf Platos Geist, und wie er durch alles dieses auf sein Staatssystem gekommen sey, erforscht, und auf diese Weise sich einen reichen Stoff gesammelt, welchen er nun mit Einsicht und Gründlichkeit bearbeitet. Die Schrift zerfällt in drey Capitel. In dem ersten wird die verkehrte Art zu philosophiren und die verkehrte Handelsweise in Staatssachen, welche zu Platos Zeiten, vorzüglich zu Athen herrschend war, beleuchtet, und zwar immer aus Platos Standpuncte. Der Sophisten Weise zu philosophiren und zu lehren, ihre Meinungen über Wahrheit und Falschheit von den Göttern, von der Tugend und Gerechtigkeit, und von der Glückseligkeit, den Verfall des athenienſischen Staates nach den perſischen Kriegen, welcher aus dem Streben nach Seemacht und Reichthum aus dem Handel erfolgte, die Fehler der Demokratie, der schädliche Einfluß der Sophisten und Redner auf das athenienſische Volk, die schlechte Erziehungsweise, die Unwirksamkeit der Rathschläge und des Einflusses weiser Männer, das sind die Hauptzeiten des Gemäldes, welches der Verf. aus dem Plato entwirft. Denn es war nicht sowohl um eine vollständige Darstellung jener Zeiten zu thun, als um die Ansicht und das Urtheil des Plato über den Zeitgeist und den Einfluß derselben auf sein philosophisches System; es kommt hierbey weniger in Betracht, ob jene Denkart der Sophisten und dieser verderbte Zustand der Politik wirklich so beschaffen war, wie sie von dem Plato beurtheilt wurden, weil sein geistiges Wirken durch diese Ansichten bestimmt wurde, sie mochten nun treffend, oder einseitig seyn. In dem zweyten Capitel untersucht der Verf. das

Digitized by Google

Princip und das Fundament der platonischen Sitten- und Staatslehre. Es wird in zwey Abschnitten gezeigt, welchen Weg Plato wählte, um die Zügellosigkeit der Meinung und des Zweifels wirksam zu bestreiten, und feste, unwandelbare Wahrheit zu gewinnen, und die Staaten aus ihrem schwankenden und zweifelhaften Zustande in den Besitz einer sichern Festigkeit und Glückseligkeit zu versetzen. Das Fundament seiner Philosophie ist die Ideenlehre. Wie der geistreiche Athenienser durch das Studium vorhergegangener und gleichzeitiger Philosophien auf diese geführt worden sey, und durch dieselbe die gute Sache der Wahrheit und der Tugend gegen die Sophisten vertheidiget habe, dieses wird hier mit grosser Klarheit dargestellt, und wenn man gleich zuweilen eine tiefe eindringende und erschöpfende Forschung vermißt (wie den Einfluß des Studiums der Mathematik, und mehr Berücksichtigung der inneren Individualität des Plato, welche im Gegensatze des harmonirenden sowohl, als disharmonirenden Verhältnisses der Außenwelt, erst vollständig den Weg nachweisen kann, welchen sein philosophischer Geist nahm), so wird man sich doch freuen, daß ein junger Gelehrter, durch die erste Wirkung des angeregten Interesses, gleich anfangs sich der rechten Ansicht so gut bemächtigte, und von den Hauptfäden der platonischen Philosophie eine so schöne Uebersicht zu geben vermochte. Mit gleicher Einsicht gehet er auch in der Staatslehre des Plato zu Werke. Die Basis derselben ist die Moral. Denn der Staat ist im Großen dasselbe, was der einzelne Mensch im Kleinen ist. Die Gesetze, von deren Befolgung die Glückseligkeit des Letzten abhängt, sind auch die Grundpfeiler der Glückseligkeit des Staats, welcher selbst seinen Erfahrungsgrund in der menschlichen Natur hat. Hierin liegt der Unterschied der griechischen und der neueren Politik. Graeci philosophi, inprimis Plato, tam longe aberant, ut civitatem existimarent tanquam modernam quandam, quae extrinsecus acciperet motus causam, ut homini eam compararent se ipsum moventi, libere agenti viventi. Et pro incredibili illa,

Digitized by Google

qua valebant, sensuum efficacia, quicquam civitate reperirent vel ordinis vel conturbationis, vel felicitatis et miseriae, hoc omne in se ipsi, in suo ipsi animo, ut praesens sentiebant. Aus der häuslichen Gesellschaft leitet Plato den Ursprung der Staaten her, und darum findet man bey ihm nichts von einem Naturstande und dem, daraus hergeleiteten Unterschiede zwischen dem vollkommnen und unvollkommnen Rechte. Daher untersucht er nicht, ob Sclaverey dem natürlichen Rechte gemäß, oder entgegen sey, sondern schränkt nur den, für nothwendig erachteten Besitz und Gebrauch von Sclaven durch Gesetze ein. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Gesichtspunctes, daß die Staatslehre den Principien der Sitten, nicht der Rechtslehre untergeordnet wird, leitet der Hr. Verf. nicht allein die Grundsätze Plato's von dem vollkommenen Staate ab, daß der Staat eine ungetrennte Einheit besitzen müsse, daß durch Patriotismus alle Bürger gegen den Staat in demselben Verhältnisse stehen, wie die Glieder zum ganzen Körper; daß die Staatskunst in dem Staate, wie die Vernunft in dem Menschen allein herrschen, und den Zweck haben müsse, die Bürger zur Tugend zu leiten, daß es drey Stände gibt, wie in dem Menschen Vernunft, Zorn, Begierde, daß die Vollkommenheit des Staats, wie des einzelnen Menschen, in den vier Cardinaltugenden bestehe, und daß es für beyde keine Glückseligkeit gebe, als die mit Tugend vereinigt ist; sondern er erklärt auch aus diesen einige Paradoxien seines vollkommenen Staats, die sich auf die Regierung desselben (nur Philosophen sollen regieren, und die Regenten dürfen durch keine Gesetze gebunden seyn) und auf die Gemeinschaft der Güter und der Weiber beziehen, wobey zugleich befriedigend gezeigt wird, warum Plato in dem andern Ideale eines Staats, das er in den Büchern der Gesetze entwirft, davon abgegangen sey. Die zahlreichen, aus dem Plato citirten Stellen sind mit einer, von dem Verf. gemachten Uebersetzung begleitet, die sich durch echte Latinität, Verständlichkeit, Leichtigkeit und Wahrheit von allen bisherigen lateinischen Versuchen der Art zu ihrem

Digitized by Google

Vortheil auszeichnet. Ueberdieß sind noch hie und da kritische Bemerkungen zur Verbesserung des Textes, theils von dem Hrn. Verf. selbst, theils von dem berühmten Lehrer desselben, van Heusde, in den Noten eingewebt, welche mit der größten Anspruchlosigkeit Fehler des Textes durch leichte und evidente Aenderungen verbessert. So wird S. 144 und 154 in einer Reihe von Stellen die wahre Lesart aus Ficins Uebersetzung hergestellt, und S. 165 gezeigt, daß am Schlusse der Erastae in den Worten πολλοῦ ἄρα δεῖ ἡμῖν — τὸ φιλοσοφεῖν φιλομάθειά τε εἶναι, nicht φιλομάθεια, sondern πολυμάθεια gelesen werden müsse, worauf die Entwicklung des Sinnes und die Vergleichung mit 133 C. unmittelbar führt. Möge die Mühe des Hrn. Verfs. uns in der Folge recht viele schöne Früchte tragen, welche eine so wohlgelungene Probeschrift erwarten läßt.

Car. Aug. Boettigeri explicatio antiquaria anaglyphi in Museo Napoleoneo. Lipsiae ap. J. A. G. Weigel. MDCCCIX. 8. (6 gr.)

Dieses kleine reichhaltige Schriftchen ist auch an der Spitze der neuen, von Weiske besorgten Ausgabe des Longin gedruckt, und durch Veranlassung des Verlegers entstanden, der dafür von Herrn B. eine Vignette nebst Erklärung begehrte. Er wählte dazu eins der vier sehr merkwürdigen, fast ganz übereintreffenden albanischen, jetzt in Paris befindlichen Reliefs in nachgeahmtem altgriechischem Stil, die im Mus. Nap. t. 4. pl. 7—10, eins auch in der französischen und in Feas Uebersetzung von der Winckelmannschen Kunstgeschichte (Th. 2, S. 162 vgl. not. 100, 104) gestochen sind.

Eine geflügelte Figur gießt einem Kitharöden mit herabwallendem Gewand, großer Laute u. s. w. eine Libation in die, von ihm hingehaltene Schale. Hinter ihm stehn zwey majestätische, geschmückte Frauen, eine mit Fackel, die andere mit

Scepter. Auf den analogen Stücken sieht man die Cella eines korinthischen Tempels, in dessen Vorhalle die Scene vorzugehen scheint. Auf unserm Exemplar ist diese nur durch eine Säule an beyden Enden angedeutet; auf der einen steht ein Götterbild, auf der andern ein Dreyfuß.

Visconti erklärte diese Reliefs durch Petit Radels Mund für choragische Monumente, von dem Sieger eines musikalischen Wettkampfs geweiht, und diese Meinung befolgt und führt Hr. B. aus. Außer der Siegsgöttin (der geflügelten Figur) deute der, schon als Preis aufgestellte Dreyfuß auf den Sieg. Der Sieger habe sich aber als Apollon Kitharödos, oder Musagetes darstellen lassen, wie man aus den zwey ihm folgenden Priesterinnen, vielleicht der Diana δαδουχος und Latona selbst, erkenne. Es wird bemerkt, daß längst vor Nero die Kitharöden sich aus Prätension dem Apollon gleich gekleidet hätten, wobey S. XV über das Kitharödencostum sehr gelehrte Bemerkungen vorkommen (wenn nicht vielmehr Apollon den modisch gewordenen Puz der Kitharöden in kunstmäßiger Vollendung angenommen hat), so daß die Unterscheidung bey kleinen und isolirten Abbildungen schwer sey. Diana und Latona, die in Gruppen mit dem Sänger Apollo vorkamen, hätten dem Sieger für seine stolze Maske nahe gelegen, dessen uns übertrieben scheinenden Hochmuth die Gewohnheit mancher Priester, bey Festen die Rolle von Göttern zu spielen, oder spielen zu lassen, erläutere; man müsse die Sache symbolisch nehmen.

Rec. kann dem gelehrten Hrn. Verf. keineswegs beytreten, wenn er von der viscontischen Erklärung sagt: Cui sententiae si quis calculum suum adiicere tamquam longius arcessitae dubitet, vix tamen aliter rem expediet; sudabit, aestuabit multum, nec veri similiorem reperiet. Nam qui et hac et superiori aetate obiter illud attigerunt antiquarii laudatissimi, parum profecerunt et exemplo suo, nodum hic esse vindice dignum, comprobarunt; sondern bekennt sich aus folgenden Gründen nicht zu ihr.

Digitized by Google

1) Wir kennen unter so vielen Monumenten des alten Stils kein Beyspiel, daß in diesem heiligen Costum auch Sterbliche wären abgebildet worden. Ganz alte Zeichnung und Arbeit, wie z. B. an der sogenannten Leukothea, die Zoega bloß für eine Mutter mit ihrem Kinde hält, oder an dem Relief, das in dem dießjährigen römischen Kunstalmanach bekannt geworden ist, und das wir unter die Stücke von heroischem Inhalt rechnen, ist nicht zu verwechseln mit jenem ältesten Götterstil, der durch Haltung, Würde, Zierlichkeit, Gewänder und einen ganz eigenthümlichen Ausdruck der Figuren sich allgemein deutlich genug ankündigt. So wenig mochte man darauf verfallen, diese in einer Zeit, wo Menschen noch nicht abgebildet wurden, erfundene, erst späterhin fein ausgebildete Gestaltung auf sie überzutragen, als man in Zeiten der christlichen Kunst darauf fiel, Porträts in der Form der alten Madonnen- und Christusbilder zu machen, indessen die Propheten und Heiligen im Costum mit den Söhnen der Kirche übereintrafen, so wie Bilder von Heroen und Menschen mit Götterbildungen der spätern Zeit, wo sich die Kunst in Bildungen erweitert hatte, und die Mannigfaltigkeit und Lebenswahrheit vorgeschritten war. 2) So aufgeblasen auch immer viele Kitharöden gewesen seyn mögen, so vermochten sie ihre Eitelkeit doch unmöglich bey geachteten Künstlern (das Relief ist oft wiederholt worden) und dem großen und einsichtsvollen Publicum, das diese im Auge haben, statt einer vorüberrauschenden abergläubigen Menge, die sich von Priestern täuschen, oder unterhalten läßt, so geltend zu machen, daß diese es ertragen hätten, Latona und Diana selbst in unzweydeutigster, feyerlicher Erscheinung in der Halle des stolzesten Tempels zum Gefolg eines solchen Eitlen herabzusetzen. Diana hält sogar ehrfürchtig das Gewand des, durch Kunst siegenden Gottes, wie wir glauben, nicht eines sich als Apollon brüstenden Kitharöden. Kaum würden die Selbstapotheosen nachalexandrinischer und römischer Herrscher ein Beyspiel ähnliches Dünkels aufweisen, als diese Platte mit Götterbildern nach Visconti's

Erklärung, der dieselbe in der Folge auszuführen versprochen hat. — S. XX bringt Hr. B. Beyspiele davon bey, daß zuweilen Priester Personen aus der Götterwelt theatermäßig hätten auftreten lassen. Aber sie beweisen nicht für diesen Ort; denn sie zeigen uns Verkleidungen in wirkliche Götter bey einer Procession (wiewohl nur aus Xenophon Ephesius und Apulejus), um sie für das Volk besser, als durch ein bloßes Bild, vorzustellen. Hier sollen wir in dem Gott einen Menschen, dort unter der Maske Götter erkennen. Das sodann angeführte Monument aber zeigt nun, daß der Staat der Götter von den Künstlern in die Sphäre des menschlichen Lebens so weit hereingezogen werden konnte, daß man opfernde Götter antrifft. Der Geist der Dienstbarkeit war an Jupiters Hof nicht gering, und unter den Fürsten desselben wechseln nach Zeiten, Orten und Aemtern die Huldigungen, die sie empfangen, oder darbringen. So stehn dort Diana und Merkur an einem Altar, angeblich des Bacchus, so sehen hier Latona und Diana der Ehre, die Apollo erhält, still zu, so waren gewöhnlich in den Tempeln geringere Götter zur Ehre der vornehmeren, worüber D'Arnaud de diis παρ. Cap. 5 einiges gesagt. Endlich die Erklärung Millins von einer hieher bezogenen Vase, wo er in den Göttern versteckte Menschen ahndet, scheint uns gänzlich willkührlich und unnöthig. 3) Hat nach Zoega de usu et or. Obel. S. 212 wenigstens eins der vier bedeutenden Reliefs einen Dreyfuß mit der Cortina, so daß also nicht an einen Kampfpreiß, sondern an den delphischen Tempel zu denken ist. Indessen, auch ohne diese ausdrückliche Bemerkung hätten wir auf unserm Exemplar die beyden Säulen bloß als Andeutung des Tempels genommen; denn es spräche sich nicht genug aus, so wie man es bey den antiken Werken gewohnt ist, daß dieser Dreyfuß hinten den Sänger zur andern Seite angehe.

Zoega nahm am a. O. an (wir wundern uns, warum ihn Hr. B. nicht erwähnt hat, z. B. S. XII, wo er andere Erklärungen widerlegt), das Ganze bedeute die Einweihung

Digitized by Google

des delphischen Tempels, die Einsetzung des Apollo mit seiner Mutter und Schwester in den Besitz von Delphi, und dem zufolge ließ er die geflügelte Figur nicht Victoria seyn, sondern Iris, so wie die ähnliche in Winckelmanns Mon. ined. S. 33 (auch in der neuesten französischen Ausgabe der Kunstgeschichte III, 94). In diesem letzten Punct folgte ihm auch Hr. B. Andeutungen S. 60 und Zoega wiederholte bassiril. t. 2, S. 124, daß er alle geflügelte Jungfrauen, die durch kein anderes Attribut charakterisirt seyen, für Iris halte, indem er den Beweis an einen andern Ort verschob. Wollte man aber Zoegas Erklärung nicht beytreten, und bey der Victoria stehen bleiben, ohne daß ein eigenthümliches Attribut von ihr zu sehen ist (man darf nicht übersehen, daß dem Nero Citharödus auf einer Münze Victoria einen Palmzweig reicht s. S. XVII), so würden wir vorschlagen, das Relief als eine Verherrlichung des Apollon zu betrachten, nicht als Orakel-Gottes noch sonst, sondern als Sänger, in welcher Beziehung der Mythus ihn ja eben wohl auf seine Weise verherrlicht hat. Im Innern des Tempels wohnt gleichsam die Sehermajestät; aber in den Hallen am Tempel begrüßt den Eintretenden, der mit Gesang die Erde erfreut, die Siegsgöttin, und Diana und Latona sind von ihm unzertrennliche Begleiterinnen im delphischen Tempel. Dem Zeus schwebt Nike auf den Händen, der stilleren Majestät des Sängers ists angemessener, daß sie in gleicher Größe und in geselligerem Dienst ihm gegenüber steht. Den Sieg des Apollon als Sänger hervorzuheben, konnte man vielleicht durch die Erfahrung veranlaßt werden, die sich überall darbietet, daß das Göttliche des Genies nicht immer von gemeinen Verstandeskräften gehörig unterschieden wird. Apollon aber, als die göttliche Kraft der Poesie, siegt am Ende über den, nur durch eigenen Vorsatz und Trotz, aber nicht durch innern Beruf gestützten Versuch, und wird freudig anerkannt. Auf andere Weise würde sich schwerlich die Idee des Künstlers, dem das Sinnvolle kein aufmerksamerer Kenner absprechen wird, bestimmen lassen.

Digitized by Google

Aber wir zweifeln noch sehr, ob überhaupt Victoria, wie S. XVII behauptet wird, den Göttern Libation ausgieſſe, und in dem niedlich dienſtbaren Anſtand erſcheine, wie die hier vorkommenden Figürchen. Wer libirt, dem fehlt, ſie gibt; der iſt unterwürfig, ſie kann überall ſtolz ſeyn, ſelbſt auf der Rechten Jupiters ſtehend. Wir möchten daher lieber mit Zoega annehmen, daß Iris, im Namen der Götter, den Apollon ehre, nur nicht ihn als delphiſchen Gott überhaupt, ſondern in der beſondern Bedeutung als Gott der Laute.

Noch haben wir zu bemerken, daß wir der Erklärung (S. XVIII) des Reliefs bey Winckelmann mon. ined. f. 50, daß es Apollo Kitharödus ſey, dem zwey Frauen libiren, nicht beytreten können. Ein Apollon bey Admet, auf dem Felſen ſitzend, die Laute zur Hand, iſt in Villa Ludoviſi; (ſ. Hirts Bilderbuch C. IV, 6.); von dieſem unterſcheidet ſich jene Figur merklich durch das Unedlere und Rauhere des Anzugs, des Sitzes, der ganzen Bildung; vorzüglich aber läßt die Schmuckloſigkeit des Haars ſie nicht für Apollon nehmen; alles paßt mehr auf Orpheus, beſonders aber der unten ſtillſtehende und lauſchende Tiger, der nicht von weitem einem Hund, oder dem Cerberus gleicht, den Winckelmann wollte. Danaïden ſind die beyden Frauen vor dem Orpheus freilich wohl nicht, ſie würden bezeichneter ſeyn. Libation könnte die eine zu bringen ſcheinen, doch die andere nicht wohl; denn ſie hält nicht den guttus, und nicht, wie dieſer gehalten wird, ſondern ein Henkelgefäß. Ob Frauen gemeint ſeyen, die von ihrem Geſchäft abliessen, etwa dem Waſſertragen, einem in Griechenland, und beſonders in Zeiten, die Brunnenleitungen nicht verſtanden, ſehr gewöhnlichen Geſchäft, das die Frauen in die Einſamkeit des Waldes, wo Orpheus ſingt, dem Tiger nah, gelockt hatte, um ihm zu lauſchen, welches in beyden, beſonders in den Köpfen allerdings ausgedrückt zu ſeyn ſcheint, oder ob der Zuſammenhang des Ganzen vielleicht nicht mit Gewißheit herauszubringen ſey, darüber wollen wir keinen Ausſpruch thun. Hätten wir es errathen, ſo wäre die große Einfachheit

Digitized by Google

in der Darstellung zu bemerken. Der Künstler hätte, um auf die Hauptfigur alle Aufmerksamkeit zu lenken, aus der ganzen lebenden Natur nur die zwey Extreme, in Bezug auf Empfindung der Tonkunst, Frauen und den tückischen Tiger zum Aufhorchen gewählt, und nicht, wie man oft bemerkt, über dem Bestreben, Geschichte darzustellen, vergessen, sich an das Günstigste für die Plastik zu halten, menschliche Figuren, Frauen und Männer verbunden. Wenn man sich denkt, wie angenehm in Italien und Griechenland die Wasserträgerinnen unter den Bergen, oder an Waldbrunnen oft den Wanderer überraschen, so wird man mit dem Künstler nicht unzufrieden seyn wegen dieser Andeutung. Das Gefäß der einen von beyden Frauen kann, wem es beliebt, mit den in Bartholdys Reise nach Griechenland, Taf. 4, d. e. f. abgebildeten Gefäßen, worin die Thessalischen Frauen gewöhnlich das Wasser holen, vergleichen.

Biographie Napoleons des Grofsen. Entworfen von J. Chr. Freyherrn von Aretin. Wien 1810. In der Geistingerschen Buchhandlung in Commission. 95 S. (1 fl. 24 kr.)

Wer, ohne höhere Forderungen an einen Biographen zu machen, in der Kürze sich eine Uebersicht des allgemein Bekannten aus dem Leben Napoleons verschaffen will, dem mag diese Schrift (des Verfs. der Plane Napoleons und seiner Gegner) genügen. Der Drucker hat indeß diesem Werke eine Eigenthümlichkeit dadurch gegeben, daß er die Eigennamen mit deutschen Lettern in der lateinischen Schrift des Uebrigen ausgezeichnet hat.

In H. 33 (Abth. V, H. 10) S. 106 Z. 4 v. u. l. ein Bündniß st. im Bündniß.

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Zwölftes Heft.

M. Tullius Cicero's sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von C. M. Wieland. Erster Band XXIV u. 515 S. mit Cicero's Bildnisse, gestochen von H. Lips. Zürich bey Heinrich Geßner. 1808. 8. Zweiter Band. 521 S. mit Pompejus Bildnisse, gestochen von H. Lips. 1808. Dritter Band. 526 S. mit Jul. Cäsars Bildnisse, gestochen von H. Lips. (10 fl. 40 kr.)

Die Briefe Ciceros sind in so vielfacher Hinsicht schätzbar und ehrwürdig, daß eine deutsche geschmackvolle Uebersetzung, woran es uns bisher ganz gefehlt hat, unstreitig ein höchst angenehmes Geschenk für jeden Deutschen seyn wird, und muß, dem die Bildung des Geistes etwas werth ist. Denn diese kostbare Briefsammlung ist dem Geschichtsforscher und Staatsmanne so wichtig als dem Psychologen und Menschenkenner, dem Sprachkenner so interessant als dem Kritiker; da alle aus derselben den Vorrath ihrer Kenntnisse und Ansichten berichtigen und bereichern können, und da sie die wichtigsten Briefe des denkwürdigen Mannes vom Jahre 685 an, bis kurz vor seinem Tode, oder bis zum Jahr 710 nach Erbauung Roms in sich faßt. Schon das Alterthum schätzte diese Briefsammlung, die wir, der Sage nach, seinem Freygelassenen, dem

Tiro verdanken, unter andern in hiſtoriſcher Hinſicht außerordentlich, wie aus dem Urtheile des Cornelius Nepos in vita Attici c. 16 hinlänglich hervorgeht. Die neueren Zeiten, beſonders ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, ſind dem Alterthume hierin um ſo lieber und getreuer nachgefolgt, da ſie auch in derſelben Hinſicht die Schätzenswürdigkeit dieſer Sammlung einſehen. Die denkendſten und einſichtsvollſten Köpfe der letzten dreyhundert Jahre haben daher faſt ohne Ausnahme den hohen Werth dieſes Werks anerkannt, und nach Würden geprieſen; denn die Ciceromaſtiges, deren es hin und wieder im Alterthume, wie in neuern Zeiten gab, die Dio Caſſius und die William Melmoth haben wenig Nachfolger in ihrer leidenſchaftlichen Herabwürdigung Ciceros gefunden. Unter dieſen Umſtänden konnte uns in der That nichts Erfreulicheres begegnen, als daß ein Mann ſeine Verdienſte mit einem neuen vermehrt, und uns mit einer Ueberſetzung aller Briefe Ciceros beſchenkt. Der geiſtreiche Ueberſetzer urtheilt in der ſchönen Vorrede, der man die fünf und ſiebenzig Jahre des Verf. noch nicht anſieht, von ſeiner Unternehmung ſo beſcheiden — quo doctior eo modestior — daß der Kritiker, falls er auch mit Schneide- und Brennwerkszeuge wohlgerüſtet, und feſt entſchloſſen, tüchtig zu obeliſiren, herzukäme, ſich ganz ungeſtimmt fühlen mußte. Von dem Werke ſelbſt urtheilt er: „Unter allen Schriftſtellern der Griechen und Römer iſt keiner mehr bearbeitet und benutzt worden, als Cicero; unter Myriaden, welche ſeit mehr als dreyhundert Jahren einige gelehrte Erziehung genoſſen haben, ſind wohl nur Wenige, die nicht die Grundlage ihrer Bildung ihm zu danken hätten, und es gibt vielleicht kein untrüglicheres Zeichen einer glücklichen und liberalen Natur, eines geſunden, und zu zarterem Gefühl des echten Schönen und Guten geſtimmten innern Sinnes, als der Grad des Geſchmackes, welchen ein Jüngling an den Werken dieſes großen Römers findet, der an üppiger Fülle ſo vieler von Mutter Natur an ihm verſchwendeten Gaben, und an höchſter Aus-

bildung derselben, bis jetzt noch keinen seines Gleichen, geschweige einen über sich gesehen hat. Wenn unter dem ganzen Nachlaß des gelehrten römischen Alterthums den Schriften Ciceros, im Ganzen genommen, unstreitig die erste Stelle gebührt, so wird es dem Uebersetzer der Sammlung seiner sämmtlichen auf uns gekommenen Briefe wenigstens zu verzeihen seyn, wenn er sich zu behaupten getrauet, daß diese Briefe für Leser aller Classen, zumal in der Zeit, worin wir leben, nicht nur der anziehendste und unterhaltendste, sondern in mehreren Rücksichten sogar der gemeinnützlichste Theil seiner Schriften sind." Wir empfehlen diese Vorrede Jedem, der sich einen echten Geistesgenuß verschaffen will. Vom Druck der Zeit beengt, zog sich der Vers. in die Idee zurück, in eine andere Welt, unter Menschen, die längst nicht mehr waren, und wählte sich eine schwere und mühselige Arbeit, die bey allem dem doch angenehm war, und seinen bisherigen Studien zusagte. Hiezu ward die Beschäftigung mit dieser Briefsammlung vorgezogen, deren Uebersetzung am 1. Nov. 1806 begann, und so anhaltend fortgesetzt wurde, daß am 26. März 1808 die ersten zwey Bände an das Licht treten konnten. Sie umfaßt alle Briefe Ciceros an seine Freunde. Eine bedeutende Schwierigkeit der Uebersetzung bestand in der höchst widersinnigen Anordnung, in welcher diese Briefe auf uns gekommen sind, die fast derjenigen gleicht, in welcher die Briefe in Friedrichs des Großen nachgelassenen Werken gestellt sind. Gleichwohl mußte die chronologische Ordnung vorgezogen werden. Zum Glück war Carl Sigonius im sechszehnten Jahrhundert schon auf den Gedanken gekommen, sich eine Tabelle zu entwerfen, welche die chronologische Folge der Briefe enthält, und unter dem Namen des Ragazzoni im guten Rufe steht. Man hat auch bekanntlich schon Ausgaben, die nach dieser Tabelle eingerichtet sind. Daß indeß bisweilen Willkührlichkeiten in diese Anordnung sich eingeschlichen haben, und daß es nicht selten schwer sey, zur apodiktischen Gewißheit hierunter zu gelangen, versteht sich von

Digitized by Google

selbst. Wir werden weiterhin ein Beyspiel davon zu betrachten haben. Uebrigens benutzte der ehrwürdige Uebersetzer alle die besten Hülfsmittel, welche vorhanden sind, einerseits die Commentare von Manutius an bis auf unsere Zeiten herab, und andernseits die Uebersetzungen von Mongault, Melmoth, Damm. Hier haben wir des seel. Professors und Rectors zu Magdeburg, Elias Caspar Reichards Uebersetzung der Briefe an den Atticus nicht erwähnt gefunden, welche dieser würdige Greis vom Jahr 1783 an in der hallischen Waisenhausbuchhandlung heraus gab. Sie hat vielleicht mehr Werth als die Uebersetzungen von Mongault und Melmoth, wenn sie gleich nicht geschmackvoll ist. Uebrigens ist Hrn. W. Art, die Alten zu übersetzen, schon bekannt. Wenn sich auch bisweilen mehr als im Texte findet, so kommt dieß nur von der wohlmeinenden Absicht her, Undeutlichkeit zu vermeiden, und kleine Lücken, welche die Freunde, an die der Brief gerichtet war, leicht zu ergänzen wußten, mit einigen Worten auszufüllen. Vielleicht rührt eben daher hier und da eine gewisse Breite des Ausdrucks, die aber nur dann auffällt, wenn man den Text selbst zur Hand nimmt. Daß alles übrigens in einem klassischen Stile vorgetragen sey, daß wir uns auf die Correctheit, welche fast durchgehends in der Uebersetzung herrscht, nicht wenig zu gute thun können, kurz, daß wir in Hinsicht der Eleganz der Diction diese wieland'sche Uebersetzung jeder fremden vorziehen dürfen, werden die Leser schon ohne unsere Erinnerung glauben. Bey einem Werke dieser Art mäckeln zu wollen, halten wir für unanständig; womit wir indeß nicht leugnen wollen, daß nicht Fehler und Verstöße statt finden, solche, von denen Horaz sagt: quas aut incuria fudit, Aut humana parum cavit natura. Da in Hinsicht der Uebersetzung ein anderes Literaturblatt hievon schon Beyspiele gegeben hat, so halten wir uns dabey um so weniger auf. Wollten wir dergleichen kleine Flecken aufsuchen, so würden wir im Deutschen z. B. die Ausdrücke mißbilligen: I, S. 708 mein ganzes Benehmen ist so getempert, — biete allen

Digitized by Google

Kräften auf, — ich kann dir nicht verhalten, — Sorge zu, statt für, — wir würden je eher, je lieber für wohlklingender halten, als je bälder, je lieber, — und die Alliteration (I, S. 150), da er so kürzlich zuvor vor der ganzen Bürgergemeinde — etwas hart finden. Selbst fremde Wendungen würden wir dann obelisiren, als I, S. 413 und es ist mehr aus Furcht — daß —, welches das französische c'est plus de crainte qu'il — ist, oder, II, 208 die ihr andern Griechen συλλάβους nennt, que vous autres Grecs. — Daß Epikuräer statt Epikureer vorkommt, ist wohl nur Schuld des Setzers.

Außer der Treue und Richtigkeit der Uebersetzung, welche wir mit Recht rühmen dürfen, hat das Werk noch einige Eigenschaften, welche nicht weniger lobenswürdig sind, und der Gelehrsamkeit des liebenswürdigsten Greises Ehre machen. Dahin gehört zuerst der chronologische Auszug aus Ciceros Lebensgeschichte, welcher durch alle drey Bände als Einleitung zum Verständniß der darin enthaltenen Briefe fortgeht. In den ersten zwey Bänden, welche die Briefe vom Jahr 585 bis 699 incl. enthalten, geht dieser Auszug auch nur so weit; im dritten Bande erstreckt er sich bis zum Jahr 703. Alle diese Briefe sind in acht Bücher eingetheilt. Alsdann folgen kleine Anmerkungen unter dem Texte und weitläuftige Noten, die jedem Buche angehängt sind, und von denen man im Allgemeinen weiß, was man zu erwarten hat, wenn sie Wieland geschrieben.

Wir wollen jedoch über dieselben einige Bemerkungen hinzufügen. Im zweyten Briefe folgt Hr. W. in Bestimmung der Münzen, wie im ganzen Werke, den Angaben Barthelemys. Er nimmt also die attische Drachme und den römischen Denarius für gleichgeltend an, 1 Denarius, oder 4 Sestertii = 5 Ggr. 4 Pf. Nach der bieſter'schen Tafel ist 1 Drachme = 18 Sous, oder 5 Ggr. 4 ⅘ Pf., 1000 Sestertii also, oder 1 Sestertium = 83 fl. 20 Kr. nach dem Zwanzig-Guldenfuße, oder = 100 fl. nach dem Vierundzwanzig-Guldenfuße; weil

dieſe letzte Berechnung runde Summen gibt, ſo nimmt er ſie durchweg an. Demnach ſind 10,000 Sestertii = 1000 fl., 100,000 Sestertii = 10,000 fl., 1,000,000 fl. = 100,000 fl. Dieſe letzte Annahme iſt ſehr gut, und ſtimmt mit Romé de l'Isle ziemlich genau überein. (S. Groſſe's metrolog. Tafeln S. 315). Denn in den Jahren 560 — 717 u. c. betrug ein Sestertius 1 Ggr. 3 5/7 Pf., der Livre zu 6 Ggr., und der Laubthaler zu 1 Thlr. 12 Ggr. gerechnet. Rechnet man nun mit Romé de l'Isle im Durchſchnitte 10 Sestertios zu 12 Ggr., ſo würden 1000 Sestertii oder 1 Sestertium = 50 Thlr. in Gold betragen, welche 100 fl. rh. ungefähr gleich ſind. Im neunten Briefe I, S. 136 (ad Att. 1, 4) iſt die Stelle: Libros tuos conserva, et noli desperare eos me meos facere posse. Quodsi assequor, supero Crassum divitiis, atque omnium vicos et prata contemno, ſo überſetzt worden: „Erhalte mir deine Bücher, und verliere die Hoffnung nicht, daß ich ſie zu den meinigen werde machen können. Bringe ich es erſt ſo weit, ſo bin ich reicher als Craſſus, und ſehe auf alle die großen Dörfer und Ländereyen anderer Leute mit Verachtung herab.“ Hier würde vicos, wie ſchon Manutius richtig bemerkt hat, beſſer durch ganze Stadtquartiere zu überſetzen ſeyn; bekanntlich hatte Craſſus zur Zeit der ſullaniſchen Proſcription ganze Quartiere Roms angekauft, und mit Gebäuden verſehen, die er wieder verkaufte, oder vermiethete. S. Meiners Geſchichte des Verfalls der Sitten und Staatsverfaſſung der Römer S. 133. Allein die ganze Stelle iſt ſchwerlich richtig; beſonders iſt omnium vicos et pr. verdächtig. Wahrſcheinlich ſteckt hier ein Vers aus einem uns unbekannten Dichter, vermuthlich aus einem Tragiker; dergleichen hie und da noch ſtecken, ohne daß ſie dafür anerkannt, und als ſolche abgeſetzt ſind. Dieß fühlte Waſſenbergh, und ſchlug vor: supero Croesum d. a. Alcinoi lucos et p. c. Aber die Veränderung iſt viel zu gewagt, und verbeſſert mehr den Cicero, als den alten Abſchreiber. Die ſchwierige Stelle B. I, S. 197 Br. 22 (ad Att. 1, 18) vergl. die Anm.

Digitized by Google

S. 311 ff. Metellus non homo, sed littus atque aër et solitudo mera hat auch hier kein Licht erhalten. Metellus paßt freilich nicht hieher. „Du, mein Atticus, sagt er, bist nicht hier, und mein Bruder ist auch abwesend: nun bin ich ganz einsam.“ Dann folgen die angezogenen Worte, welche nach der gemeinen Lesart so wenig Sinn geben, daß Hr. W. sie ganz ausgelassen hat. In der Anm. erklärt er sie sogar für ganz unheilbar. Wie, wenn Cicero auch hier einen Vers aus einer Tragödie, etwa dem Philoktet des Attius, der von Sophokles Tragödie desselben Namens eine freye Bearbeitung geliefert hatte, eingerückt hätte? Nach seiner Gewohnheit begnügt er sich nur in solchen Fällen einen Theil des Verses, oder der Stelle des Dichters, die er im Sinne hat, anzuführen, überzeugt, daß sein Freund das Uebrige leicht hinzusetzen werde. Diese Erinnerung an Ciceros Gewohnheit gibt der Stelle das gehörige Licht. Nun schreiben wir: Me tellus! non homo sed littus atque aër et solitudo mera — wo cingunt oder dgl. zu ergänzen ist. Bey Me tellus ist entweder habet oder dgl. zu suppliren, oder es kann auch zu sed littus — welches dann weitere Erklärung von Me tellus ist, gezogen werden. Dieß letztere scheint besser. Diese Bemerkung, die Rec. seinem Exemplare vor langer Zeit beygeschrieben hatte, fand er nachher auch in den Memor. de l'Acad. des Inscr. Vol. IX, S. 32 f. ed. Par. 1736. 4., wo sie Guil. de la Boissiere de Chambord bekannt gemacht, mit der metrischen Verbesserung solitas mera. Sehr schlecht beweist man aus Cic. Ep. ad. Att. VII, 13 non hominem sed scopas solutas, daß non homo stets im verächtlichen Sinne stehe. Unsers Wissens hat keiner der Commentatoren dieser Verbesserung gedacht, am wenigsten Ernesti, dem überhaupt die Bemühungen seiner Zeitgenossen um die Textesberichtigung des Cicero fast ganz fremd geblieben sind. Die Stelle aus Sophokles (I, S. 385. ad Att. 2, 7) κἂν ὑπὸ στέγῃ Ὑκνᾶς ἀκούειν ψεκάδος εὐδούσῃ φρενὶ wird von Hrn. W. so übersetzt: „Bey heiterem Sinn den Regen platzen zu

hören;“ wo ὑπὸ στέγῃ ausgelaſſen iſt. Vollſtändiger ſtehen dieſe Verſe bey Brunck Fragm. Soph. S. 657. Vergl. Valcken. ad Eurip. Phoeniss. S. 176. Tibull. I, 1, 45, und dort Heyne. Wer eine recht ſteife ſchulgerechte Ueberſetzung dieſer Verſe zu leſen begehrt, dem wird Duſch in ſeiner Ueberſ. von Middletons Life of Cicero B. I, S. 480 genügen. — Die Stelle ad Quint. Fratr. I, 2. 1. Band dieſer Ueber. S. 450 mit der Anm. S. 509 ff., hat ihre Schwierigkeiten. Cicero beantwortet einen Brief ſeines hitzigen eigenliebigen Bruders, indem er ohne Zuſammenhang die einzelnen Puncte heraushebt, welche eine Antwort zu verdienen ſcheinen. Auf die Vorwürfe, welche Cicero ſeinem Bruder gemacht hatte, und welche dieſem ſehr unangenehm geweſen waren, bezieht ſich folgende Stelle: Cetera fuerunt in eadem epistola graviora quam vellem, ὀρθὰν τὰν ναῦν et ἅπαξ θανεῖν. Maiora ista erunt. Dieß wird deutlicher, wenn man nur das ὀρθὰν τὰν ναῦν richtig faſſet. Ein Schiffscapitän aus Rhodus, von einem Sturm überfallen, ſagte: Ἀλλ' ὦ Ποτειδὰν, ἴσθι ὀρθὰν τὰν ναῦν καταδύσων. Sed tu, Neptune, scito non hanc navem te nisi rectam demersurum: nach der Verbeſſerung Valckenaers ad Eurip. Hippol. 304, S. 196. A. Aristid. Orat. I. Rhod. T. II, S. 346. c. In der Vulgata ſteht ἴσθι ὅτι und καταδύσω. Denn καταδώσω iſt ein Druckfehler, der ſich, wie es ſcheint, von Victorius herſchreibt. Mit dieſem Ausſpruche läßt ſich dann die folgende im Alterthum berühmte Stelle des Aeſchylus Prom. vinct. 757 nach Schütz. Ausg., wovon hier nur zwey Worte ἅπαξ θανεῖν angeführt werden (Beſſer iſts, einmal ſterben, als ſein ganzes Leben übel zu dulden), ſehr gut in Verbindung ſetzen. Der Sinn iſt: „das Uebrige in demſelben Brief iſt heftiger abgefaßt, als ich wünſche: Was du vom richtig ſegelnden Schiffe und vom einmaligen Sterben ſagſt, das iſt viel zu groß für die Sache, und kann hier keine Anwendung finden; denn mein Tadel war höchſt liebevoll u. ſ. w.“ Nimmt man dieſe Stelle ſo, wie ſie denn, wenn man nicht gerade hier Räthſel ſucht, nicht wohl

Digitized by Google

anders gefaßt werden kann; so sieht man, der aufbrausende Quintus hatte seinem Bruder Marcus die Vorwürfe, die ihm derselbe wegen nachlässiger Verwaltung seiner Provinz Asien nicht mit Unrecht gemacht, äußerst übel genommen, und dabey jene Verse gebraucht, indem er zu verstehen gegeben, er wolle, man möge, seiner Amtsführung wegen, toben, wie man wolle, seinen Weg wandeln, und wünsche sich lieber den Tod, als daß er sich immer und ewig tadeln und schelten lassen wolle. Daß die vorhergehenden Worte mit diesen in gar keinem Zusammenhange stehen, versteht sich nun wohl von selbst. An Verderbniß und Einschiebsel bey dieser Stelle können wir also gar nicht glauben. Uebrigens ist die wielandische Anmerkung, als ein Versuch betrachtet, Räthsel zu lösen, und in eine stockdunkle Stelle Licht zu bringen, ehrenwerth. S. 490, Nro. 46 ist die Note über die agrarischen Gesetze nicht befriedigend. Appian B. C. 1, 7 ff., nach Schweighäusers Ausg. gibt die beste Auskunft unter den Alten, und Hegewisch die beste unter den Neuern, doch nicht zuerst, wie er behauptete. — Sehr vieles übergehen wir, da Hr. Schütz in seiner Ausgabe der Briefe auf die Uebersetzung schon bessernde Rücksicht genommen hat. Vor allem zogen die Ausstellungen, welchen Cicero in den Anmerkungen sehr oft ausgesetzt ist, unsere Aufmerksamkeit desto lebhafter auf sich, je mehr wir von der Hochachtung überzeugt waren, welche Hr. W. in der Vorrede sowohl, als an vielen Stellen im Werke selbst, gegen den Cicero an den Tag gelegt hat, und je lieber es ihm selbst seyn wird, wenigstens einige Flecken von des großen Mannes Character abgewischt, und somit einige Zweifel und Bedenklichkeiten gehoben zu sehen. Hätte er die löbliche Sitte der Galanterie auch hier beybehalten wollen, wornach er mehr als einmal den so beredten als liebenswürdigen Vertheidiger der angeklagten Unschuld gemacht hat, und wodurch die Julien und Faustinen des Alterthums in unsern Augen so viel gewonnen haben; so würde er, anstatt sich nicht selten auf des gallsüchtigen Melmoths Seite zu schlagen, vielmehr seiner

eignen schönen Warnung (Th. 2, S. 496) eingedenk, das Panier gegen diesen Britten ergriffen haben. Alles fordert uns also auf, wenigstens Einiges zur Ehrenrettung beyzutragen.

B. I, S. 478, Anm. Nro. 34 verdenkt Hr. W. es Cicero nicht wenig, daß er geglaubt habe, Clodius, sein Todfeind, werde sich eine Gesandschaft nach Armenien gefallen lassen. Allein Hr. W. scheint nicht daran gedacht zu haben, daß Clodius in Ciceros Augen ein elender Wicht war, und daß Cicero sich Stärke genug zutrauete, durch Hülfe der Gewalthaber, besonders des Pompejus, den er für seinen sehr trauten Freund halten mußte, einen Kampf mit Clodius rühmlich und leicht zu bestehen. Daher die lustige Laune, in welcher dieser Brief abgefaßt ist. Hätte hingegen Cicero, der vor kurzem für einen Vater des Vaterlandes öffentlich erklärt war, der Pompejus öffentliches Lob in Senate genossen, der noch immer Ursache hatte, seines Einflusses sich zu rühmen; hätte er gegen den Clodius, diesen enroué, eine entgegengesetzte Gesinnung gehabt, so könnte man vielmehr fragen: wie ging dieß zu? Noch weniger gefällt es uns, daß Hr. W. auf die Klatscherey, daß Cicero mit seinen Collegen im Consulate, C. Antonius, einen Vertrag gemacht habe, vermöge dessen derselbe ihm einen Theil der Einkünfte der reichen Provinz Macedonien abgeben sollte, einen Vorwurf gegen Cicero habe gründen können. Es findet sich nichts in der Geschichte, dieses Mährchen, von schlechten Menschen ersonnen, zu vertheidigen, alles dagegen, es in seiner Blöße darzustellen. Eben so hätte die Note S. 308, die, an sich betrachtet, schön ist, ein ganz anderes Ansehen bekommen, hätte H. W. des Manutius Anmerkung beherzigt, daß die Ritter überhaupt durch das Gesetz, welches den Rittern Geld zu nehmen verbot, sich gar nicht gebunden glaubten, wie gleich aus der Rede Pro Cluent. c. 55 deutlich genug erhellet. S. 472, Nro. 23 billigt es Hr. W. zwar, daß Cicero sich vor Cato und der Geschichte gescheuet, tadelt es aber, daß er sich nicht vor sich selbst gescheuet

Digitized by Google

habe. Allein wird denn dieſe Scheu dadurch ausgeſchloſſen, wenn ſie, zumal in einem traulichen Briefe, wo hauptſächlich von politiſchen Dingen die Rede war, nicht namentlich angeführt wird? Vnius rei positio non est alterius exclusio. S. 276 tadelt H. W. den Cicero, daß er ſelbſt geſtehe, über den Tod ſeines Vorleſers Soſitheus ſich ärger gegrämt zu haben, als ein Sclav zu verdienen ſcheine (S. 158 ad Att. 1, 12). Mehercule eram conturbatior. nam puer festivus, anagnostes noster, Sositheus decesserat, meque plus, quam servi mors debere videbatur, commoverat. „Auch bin ich in der That nicht ruhig genug; — denn ich habe in dieſen Tagen meinen Vorleſer Soſitheus, einen ſehr liebenswürdigen Knaben, verloren, und ſein Tod hat mich mehr angegriffen, als der Tod eines Sclaven vielleicht thun ſollte.“ — Ein Schriftſteller iſt in der That ſehr übel daran, wenn er ſich nach ſolchen einzelnen Ausdrücken, die mehr als eine Seite haben, meiſtern, und darnach ſeine Humanität und Philoſophie beurtheilen laſſen muß. Kann dieß videbatur nicht die gemeine Meinung bezeichnen, und muß es nicht ſo genommen werden, wenn man andere Ausdrücke Ciceros über dieß Verhältniß damit vergleicht? Uns fiel dabey Hrn. Lueder ein, welcher in ſeiner Geſchichte der vornehmſten Völker der alten Welt im Grundriſſe (Braunſchweig 1800. 8.) S. 353 ſagt: „Auch Cicero ſpricht von ſeines Vaters Tod mit viehiſcher Gefühlloſigkeit.“ Die Stelle ſteht in einem Briefe an den Atticus I, 6 (Vol. I, S. 7 ed. Schütz. B. I, S. 125 der wielandiſchen Ueberſetzung.) Pater nobis decessit a. d. VIII Kal. Decembr. „Unſer Vater iſt am 23. December (686 nach Erbauung Roms) mit Tode abgegangen.“ Dieſe kurze Anzeige führt auf die natürlichſte Vermuthung, daß Atticus ſich nach dem Datum erkundigt hatte. Atticus wußte beſſer, wie gefühlvoll Cicero war, und wir können es auch wiſſen, wenn wir wollen, ſobald wir uns nur erinnern, wie beredt er ſich über den Tod ſeines Vaters Lucius gegen den Atticus äußert (I, 5, bey Wieland I, S. 121 ff.), wie untröſtlich ſein

Digitized by Google

Schmerz über den Tod seiner Tullia sey u. dgl. Gewiß viehische Gleichgültigkeit gehörte nicht zu den Fehlern Ciceros! Aber so geht es, wenn man die Stellen der Alten citirt, ohne ihren Sinn kritisch und im Zusammenhange gefaßt zu haben! — Wenn Cicero sich in einem vertrauten Briefe an seinen Freund Atticus (I, 13 bey Wieland 17) über die, ihm zugefügte Beleidigung, daß er im Senate nicht zuerst aufgerufen worden, beschwert, und deswegen eben so wohl getadelt wird, als weil er nun erst den Pompejus kennen gelernt habe, so paßt der Vorwurf weder im ersten, noch im zweyten Falle. Im ersten Falle war es doch allemal eine Zurücksetzung, zumal unter den gegebenen Umständen. Im zweyten ist es zu bedenken, daß Cicero den verschlossenen Pompejus erst allmälich hatte genauer kennen lernen können, und daß fünf Jahre in solchen Fällen sehr viel entscheiden. Von nun an handelt Cicero stets folgerecht gegen den Pompejus; die herzliche Freundschaft fällt, und an ihre Stelle tritt die politische, und das von Rechtswegen. Eine solche raffinirte Handelsweise aber, als Hr. W. dem Cicero zuschreibt, daß derselbe sich stets von seinem eiteln Ehrgeize habe in Betreff des Pompejus leiten lassen, liegt durchaus nicht in Ciceros Charakter. — Auch in andern Vorwürfen verfährt Vater Wieland zu strenge mit ihm; z. B. daß sich Cicero über den Gang der Sachen in Rom damals so arg geirrt habe (S. 474, Nro. 34). Cicero mußte und konnte ja bloß nach den Berichten urtheilen, die er von Atticus und seinen übrigen Correspondenten empfing, und daß diese sich in ihren Ansichten und Einsichten tüchtig irrten, wie das Beyspiel des Curio (ad Att. II, 12) lehrt, dient zur Entschuldigung. Man sieht aus allem, daß die drey Gewalthaber ihre Sachen äußerst geheim, fein und schlau betrieben, und kein Mittel, es mochte so schlecht seyn als es wollte, wenn es nur zum Ziele führte, zu verschmähen Lust hatten. Eine solche Politik war im Großen zu Rom noch nie zum Vorschein gekommen, also kein Wunder, daß Cicero, der die Leute doch immer noch für ehrlicher hielt, als sie

Digitized by Google

waren, mit Tausenden getäuscht werden mußte. Eben diese Bemerkung hätte auch den Tadel zurückhalten sollen, daß Cicero theils so offenbar in die Schlinge, die ihm Clodius gelegt hatte, hinein fiel, theils so tief sank, daß er das Trauerkleid anzog, und damit angethan in Rom herum zog, um Hülfe anzuflehen. Was das Erste betrifft, so betrieb Clodius sein Vorhaben, den Cicero aus Rache ins Verderben zu stürzen, viel schlauer, als ihm Cicero zugetraut hatte, die drey Gewalthaber leiteten und unterstützten ihn kräftig, und Pompejus wußte den Cicero sicher zu machen. Was die Erniedrigung angeht, so war es in solchen Fällen zu Rom bekanntlich Sitte, Cicero folgte hier seiner Liebe zum Frieden und den Rathgebungen seiner Freunde, selbst des Cato, und konnte sich den Entschluß, als reus und sordidus öffentlich zu erscheinen, um so weniger gereuen lassen, da er sah, daß der Senat und alle andere wohlgesinnte Bürger mit ihm, auf des Volkstribuns Ninnius Vorschlag, ebenfalls ein Trauerkleid anzogen. Was er hätte Besseres thun sollen, läßt sich jetzt freilich sehr gut angeben. Vorzüglich gespannt war unsere Erwartung, wie sich Hr. W. über das so allgemein getadelte Betragen Ciceros in seinem Exile vernehmen lassen würde. Wir sehen, daß Hr. W. von dem gewöhnlichen Wege nicht abweicht, und der Versuch der Entschuldigung löst sich am Ende in die alten Vorwürfe auf (B. II, S. 1 ff. 129 ff.). Daß ein Mann, wie Cicero, den schrecklichen Schlag, der ihn damals traf, hart empfinden mußte, ist in der Ordnung; allein fast anderthalb Jahre hindurch in einem höchst muthlosen, jammervollen und an Wahnsinn gränzenden Zustande zu verharren, sich fortdauernd für den unglücklichsten Menschen zu halten, und alle Tröstungen von sich zu weisen, ist eine Erscheinung, die schon bey einem wenig gebildeten Menschen sehr widerlich auffällt, aber bey einem Cicero, einem durch Philosophie und andere Wissenschaften hochgebildeten Manne, fast unerträglich wird, und Verachtung einflößt, zumal wenn wir seine Aeußerungen über sich, kurz nach seiner Rückkehr, damit vergleichen. Den sonst

Digitized by Google

ſo jovialiſchen, beweglichen Mann mußte etwas anders niederwerfen, es mußte ein krankhafter Zuſtand ſeyn, deſſen er ſich vielleicht nicht einmal recht bewußt ſeyn konnte. Dieſe Vermuthung iſt zwar nur eine Hypotheſe, aber wenn irgend etwas erlaubt, zu einer ſolchen ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo iſt es die befremdende Erſcheinung, von welcher die Rede iſt. Durch die Qual ſeines plötzlich ſo hart angegriffenen Geiſtes war der Körperzuſtand ſo geſchwächt und zerrüttet, daß er, dem Briefe an Quintus den Bruder nach, (I, 3, bey Wieland B. II, S. 52 f.) dem Geſpenſte eines athmenden Todten glich (quandam effigiem spirantis mortui vidisses), daß ihn der Schmerz wahnſinnig gemacht habe (ad Att. III, 13. Wieland II, S. 68) mentis errore ex dolore affici) vergl. III, 5, wo Cicero die Nachricht von Craſſus Freygelaſſenem, daß er mager und abgehärmt ſey, für ungegründet zu erklären ſich bemüht. Dieſe Nachrichten ſind offenbar zuverläſſiger als die, welche Dio Caſſius 38, 19 und 30 anführt. Der Gräculus will ſtets ſeine Griechen auf Koſten der großen Römer erheben, doch wenn auch ein gutes Glück den Dio dießmal zu einer guten, für uns ganz verſiegten Quelle geführt haben ſollte, ſo kann ſeine Erzählung, daß der Philoſoph aus Athen, Philiskus, den Cicero in Theſſalonich geſund und munter angetroffen, und durch ſeine Tröſtung faſt ganz beruhigt habe, nur in die letzte Zeit ſeines Exils, da er ſchon gute Nachrichten aus Rom hatte, zu verſetzen ſeyn. Gleichwohl findet ſich in der ganzen Erzählung des Dio und in dem Geſpräche zwiſchen Cicero und Philiskus ſehr Vieles, was mit Ciceros Aeußerungen in ſeinen Briefen offenbar ſtreitet. Middleton hat nichts davon. Wenn nun bey ſtarken Leidenſchaften, oft wider unſer Wiſſen, die Veränderung des körperlichen Zuſtandes groß und nachtheilig iſt, und einen ſehr widrigen Einfluß auf die Geſundheit des Geiſtes hat, ſo ſcheint nichts im Wege zu ſeyn, auch bey Cicero eine ſolche Geiſteskrankheit anzunehmen, und darin die eigentliche Urſache dieſes ſo lange fortdauernden Klagens und Wimmerns zu ſuchen und zu finden. Mit dieſem Zuſtande

hatte sich unter andern die fixe Idee vereinigt, daß er seinen Sturz einzig und allein Neidern zuzuschreiben habe. Und warum sollte man nicht lieber, nach jenen, wenn auch noch so leisen Andeutungen der Geschichte, diesen so lange fortdauernden Stumpfsinn, diese ununterbrochene Muthlosigkeit, und diese, durch keinen frohen Lichtstrahl aufgehellte Schwermuth auf diesem Wege erklären wollen, oder dürfen, als auf gar keinem? Wir haben in neuern Zeiten Beyspiele von Geisteskrankheiten erfahren, welche, außer daß sie in andern Beziehungen höchst lehrreich sind, auch beweisen, daß sie wider Wissen einen Menschen, selbst den Gebildeten überfallen können. Man kennt die Krankheitsgeschichte des Hrn. Nicolai, welche, wie auf Brutus Gespenst bey Philippi, auch auf Ciceros Zustand ein Licht wirft. B. II, S. 308 (ad Att. IV, 13) veranlaßt einen neuen Tadel, bey der Stelle: Crassum quidem nostrum minore quidem dignitate aiunt profectum paludatum quam olim aequalem eius A. Paullum, iterum Consulem. O hominem nequam! Nach Wieland: „Unser Crassus, sagt man, sey in seiner Feldherrn-Uniform nicht völlig mit so vieler Würde abgereiset, als ehemals Aemilius Paullus, wiewohl im nämlichen Alter, und auch in seinem zweyten Consulat. O! des nichtswürdigen Menschen! „Vergl. S. 478 f. Hier hätten wir gewünscht, daß der geistreiche Uebersetzer ein wenig mehr Kritik gebraucht hätte. Diese hätte ihm gewiß leicht den Zweifel eingegeben, daß die Worte: o hominem nequam schwerlich aus Ciceros Feder geflossen seyn können. Nirgends drückt sich Cicero über den Crassus so verächtlich aus, als hier, wo noch dazu für ihn, der nicht zum Pöbel, oder zur Parthey des Tribuns C. Atejus gehörte, alle Veranlassung fehlte. Diese Worte soll Cicero noch obendrein zu einer Zeit geschrieben haben, wo er, wie gleich in diesem Briefe folgt, an dem Werk De Oratore feilte, in dessen dritten Buche, gleich zu Anfange, diesem Crassus die schönste Lobrede gehalten wird. Ist es also nicht mehr als wahrscheinlich, daß diese Worte o hominem nequam! von

Digitized by Google

einem Gelehrten schon sehr früh an den Rand geschrieben worden, der sich aus seinem Plutarch, oder wo er es sonst her haben mochte, dabey des Geldgeizes und der Atheisterey des Crassus mit Widerwillen erinnert hatte? Gleichwohl hat Hr. W. die Stelle für echt gehalten, und weil der, in seiner Ueberzeugung folgende Brief an denselben M. Crassus (ad Div. V, 8) das gerade Gegentheil ist, indem derselbe von Freundschaftsversicherungen überfließt, so kann man leicht denken, wie schlecht Cicero dabey wegkommt. Vergl. Anm. 479 ff. Nro. 16. A viris laudatis laudarier summa laus est ist eben so wahr, als a viris laudatis vituperarier summum dedecus est! Aber zum Glücke trifft den Cicero hier der Tadel nicht von Falschheit u. dgl.; denn Carl Sigonius, oder Ragazzoni hat den Brief ganz unrichtig hierher gestellt. Würde Cicero in diesem Briefe, falls er in das Jahr 700 gehörte, gar nichts von seiner theilnehmenden Gesinnung bey des Crassus großem Feldzug gegen die Parther gesagt haben? Davon kommt aber in dem Briefe gar nichts vor. Es ist nur die Rede von dem hohen Stande, den Crassus in der Republik habe, von seiner Abwesenheit, und von Ciceros Interesse für Crassus Söhne. Hauptsächlich sind es diese Söhne, welche nicht annehmen lassen, daß der Brief in das Jahr 700 gehöre. Gerade der älteste, Publius, den der Brief in Rom anwesend darstellt, war damals nicht in Rom, sondern schon einige Jahre bey Cäsar als Legat im Felde (Dio Cass. 39, 30. 46), und wurde von demselben Cäsar als Krieger sehr ausgezeichnet, und mit einem Haufen von tausend gallischen Reitern seinem Vater, dem alten Crassus, zu Hülfe gesandt, mit dem er sich auch sehr früh vereinte (Plut. III, S, 450 Reisk.). Bekanntlich blieb dieser Publius, der auch Augur war, im Kriege gegen die Parther, und Cicero trat an seine Stelle in das collegium augurum, a. u. c. 701. Offenbar fällt dieser Brief also in eine frühere Zeit, da Publius noch jung Ciceros Hülfe und Rath zu seiner Bildung nöthig hatte, vielleicht in die Jahre, da Crassus oft zum Cäsar nach Lucca, oder Ravenna

auf längere Zeit reiſete. — Hrn. Wielands unſanfte Bemerkung kann demnach hier keine Anwendung finden. III) S. 306. Cicero ſpricht in der Erzählung ſeiner kritiſchen Thaten während ſeines Proconſulats in Cilicien und Cypern, die an ſeinen Freund Atticus (V, 20) gerichtet iſt, ein wenig ausführlich, und, wie H. W. ſich tadelnd ausdrückt, als ein Neuling im Kriegshandwerke; allein dieß mußte er ſchon deshalb thun, weil der Brief an einen Mann gerichtet war, der vom Kriegsweſen gar nichts verſtand. Hiemit ſteht S. 247 der Tadel in Verbindung, als ob Cicero in Hinſicht ſeines Marſches an den Amanusberg gewindbeutelt habe. Auch dieſe Anklage iſt offenbar zu ſtreng. Im achtzehnten Briefe S. 204 f. erzählt nämlich Cicero, das Gericht von ſeinem Anzuge habe dem Caſſius Muth gemacht, und S. 247 berichtet er ſeinem Freunde Cölius: „Als ich am Amanus anlangte, hatte Caſſius zu meiner großen Freude den Feind (die Parther, welche den Reſt der römiſchen Armee des gebliebenen Craſſus in Antiochia belagerten) glücklich von Antiochia zurück getrieben.“ Im erſten Brief wird die Urſache, im zweyten die Wirkung erzählt; weiter iſt hier kein Unterſchied, und Cicero iſt kein Windbeutel. Dieſe und ähnliche Anmerkungen, bey denen wir uns nicht länger aufhalten, konnten von Hrn. W. füglich unterdrückt werden, als S. 247 ***) 331 vergl. 368, 424 ff., wo ſich Ciceros Verfahren bey Gelegenheit des Rechtshandels, den M. Brutus durch ſeinen Geſchäftsträger Sceptius gegen die Salaminier in Cypern führt, ſehr gut vertheidigen läßt. Brutus hatte ja ein Senatusconſultum für ſich, welches doch dem prätoriſchen Edicte wohl vorging! — S. 501 ff. wird Ciceros angebliche Großthat, die Belagerung, Eroberung und Mißhandlung von Pindeniſſum für den dunkelſten Fleck ſeines Lebens erklärt, weil er ohne allen Grund und ohne die Einwohner vorher aufzufordern, ſofort zur Belagerung geſchritten, um nur des Triumphs ſich einigermaßen würdig zu machen. Hiegegen läßt ſich antworten, daß ſich von Cicero, der mit Berathung und Einſtimmung ſeiner Legaten handelte, nicht

gleich das Schlimmste, die entschiedenste Barbarey annehmen lasse. Cicero erzählt im angezogenen Briefe an den Cato, die Pindenisser erwarteten die Ankunft der Parther, um sich gegen uns feindlich zu erklären. Hr. W. fragt: „womit beweiset er diese Beschuldigung“? Wer erlaubt diese vorwitzige Frage? Warum sollte er beweisen, da er wußte, daß Cato ihm Glauben beymessen, und einen Imperator keiner Lügen zeihen werde. Muß denn der Feldherr erst jeden Punct breit aus einander setzen, den er ausgekundschaftet hat? Die Wahrscheinlichkeit liegt für uns in der Hoffnung, welche die Pindenisser nährten, von dem Drucke eines so habsüchtigen Gränznachbars durch die siegreichen Parther, denen sie mehr Gutes zutrauten, befreyt zu werden. Cicero fährt fort: die Pindenisser gestatteten unsern entlaufenen Sclaven freyen Aufenthalt. Hier fragt Hr. W., warum nicht, da sie selbst ein freyes Volk waren, und mit den Römern in keiner Verbindung standen? Darum, weil dieß, zumal in Verbindung mit dem vorigen Puncte, keine freundschaftliche Gesinnung anzeigte, und ein kleines Völkchen, das sich dergleichen erlaubt gegen eine andere, noch dazu im Kriege begriffene Nation, in aller Absicht Besorgnisse erregen muß. Cicero erwähnt nun zwar nicht ausdrücklich, daß er sich deswegen bey der Obrigkeit in Pindenissum beschwert habe, allein man kann annehmen, daß dieß geschehen sey, da es im griechischen, wie im römischen Alterthume allgemein angenommene Sitte war, in solchen Fällen Genugthuung zu verlangen, wie schon das alte Institut der Fetialen lehrt. Man kann also eine solche Maßregel auch hier voraussetzen, wie ohne Zweifel Cato that, dem er deshalb nichts davon meldete. Womit will Hr. W., den man eher, als er oben den Cicero, fragen darf, beweisen, daß Pindenissum eine schlechte Festung gewesen sey? Vielmehr muß man aus der Lage des Orts sowohl, als aus den großen Anstalten, die Cicero, oder seine erfahrnen Legaten zur Belagerung trafen, das Gegentheil schließen. Denn es ist doch in der That billig, daß, wenn einen Legaten die, am Amanus erfochtenen Vortheile

zugeschrieben werden, weil Cicero des Krieges unkundig gewesen, auch diese Vorkehrungen zu der Belagerung auf ihre Rechnung kommen. War es nun damals schon sehr gewöhnlich, daß ein Imperator die Ehre des Triumphs verlangte, auch wenn er die gesetzmäßige Zahl von Feinden nicht erlegt hatte, so kann man Ciceros Streben nach dieser Ehre auch nicht tadelnswürdig finden. — S. 478 (ad Att. VI, 4) erzählt Cicero: als er am fünften (nicht vierten, Nonis Juniis) Junius in Tarsus angekommen sey, habe ihn mancherley beunruhigt — in Cilicien alles voll Straßenräuber — magna in Cilicia latrocinia. Wobey unten die Bemerkung steht: Was hatten also seine angeblichen Großthaten auf dem Amanus der Provinz geholfen? — Angenommen, daß die Uebersetzung richtig sey, so scheint der Vorwurf doch nicht passend. Denn Ciceros Absicht bey dem Zuge gegen den Amanus, konnte keine andere seyn, als die, dort befindlichen offenbaren Räuber zu züchtigen; und daß er dieß gethan, man mag es nun eine Großthat nennen wollen, oder nicht, ist doch außer allem Zweifel. Aber es ist zu viel von Cicero verlangt, daß er während seiner einjährigen, ohnehin durch Kriegsbeschäftigungen beunruhigten Statthalterschaft dem, durch die vorigen Statthalter so sehr verarmten und verwilderten Cilicien hätte Wohlstand und Sittlichkeit wieder verschaffen sollen. Wenn man sich aus der Geschichte, in Verbindung mit Strabo, erinnert, daß Cilicien, zumal in der Ausdehnung, in welcher die Römer es dachten und nannten, ein sehr großes Land war, und beständig im Rufe der Unsicherheit und der Räubereyen, selbst noch nach Pompejus Zuge, stand, so verliert der Tadel vollends seinen Stachel. S. 485 vergl. S. 261 ff. wird Cicero einer Unredlichkeit des Charakters beschuldigt, weil er dort schon von der Verheyrathung seiner Tullia mit Dolabella, der auch Lentulus heißt, spricht, hier aber sagt, er habe an nichts weniger gedacht. Da aber die jetzige Anordnung der Briefe bisweilen von der Willkühr abhängt, und kein bedeutender Grund vorhanden ist, warum Cicero gegen seinen Freund zurückhaltend seyn sollte,

Digitized by Google

so ist es billiger, jenen Brief an den Voluminus (S. 261 ff.) zu der Zeit geschrieben anzunehmen, da die Verlobung schon vor sich gegangen war. — Mit diesen Bemerkungen verbinden wir noch einige minder bedeutende. II, S. 279 Legatio libera zu geben, durch außerordentliche Gesandtschaft paßt nicht. Cic. de Legg. III, 8, 16 beschreibt sie so: sine procuratione senator legatus, sine mandatis sine ullo reip. munere. — B. II, S. 438. Das Urtheil, das hier über den Heraklides Ponticus gefällt wird, daß er ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller aus Plato's Schule gewesen sey, ist doch ein wenig zu anmaßend von Hrn. W. Bedenkt man, daß Plato ihn für würdig hielt, ihm seine Schule zu übergeben, und daß er von mehr als einem urtheilsfähigen Alten als ein vorzüglicher Schriftsteller, selbst von Cicero Tusc. Qu. V, 3, und de Divin. I, 23 als ein vir doctus, und vir doctus in primis, gepriesen wird, so dürfte sich gar leicht das gerade Gegentheil dieses Urtheils ergeben. Wir besitzen freylich nur noch einige Fragmente von ihm, wer wird ihn aber darnach beurtheilen wollen? B. III, S. 22. ff. die Rede pro Milone hält Hr. W. nach dem hergebrachten Glauben mit sehr vielen Andern, wahrscheinlich den meisten, für echt, und für ein Meisterstück, obgleich diese Rede neulich von jemand für pseudociceronisch erklärt worden ist. Doch auf Gegenstände der höhern Kritik hat sich Hr. W. hier so wenig eingelassen, daß er selbst die Echtheit der Correspondenz zwischen Cicero und Brutus noch anerkennt. Dieß ist auch der Fall mit den bekannten Reden. Unter andern erhellet es aus einer Bemerkung zum dritten Briefe an den Atticus (IV, 2) B. 2, S. 166, wo Cicero seiner Rede ad Pontifices pro domo sua mit Liebe gedenkt, und hinzufügt: Wir dürfen also diese Rede unsern jungen Leuten nicht vorenthalten. Hier macht Hr. W. S. 166 diese Note: Die Rede ist noch vorhanden, und unsere professores eloquentiae werden diesen Wink des Meisters nicht auf die Erde fallen lassen. — B. III, S. 154 wird ohne Bedenken Hermarchus zu lesen seyn, statt Hermachus. Nicht nur in

Digitized by Google

den beſſern Manuſcripten, ſondern auch auf der bronzenen Statue dieſes Schülers von Epikur, die im Herculanum entdeckt iſt, wie auch in dem, ebenfalls dort gefundenen, aber noch nicht bekannt gewordenen Buche des Philodemus über die Redekunſt zeigt ſich die wichtige Schreibart. Vergl. Athen. XIII. S. 588 b (c. 53, S. 126) mit Schweighäuſers Note Vol. VII. S. 165, und VIII. S. 514. Auch Creuzer (commentat. prima de causis rer. bacchic. S. 32 f.) und Matthiä (Obss. nonnull. in Senec. Epist. Francof. ad Moen. 1808 S. 9) haben dieſe Schreibart vorgezogen. — Timäus, den Hr. W. B. III, S. 383 für einen mit Cicero gleichzeitigen Geſchichtſchreiber erklärt, war lange vor Cicero geſtorben. Er war ein Zeitgenoſſe vom ſyrakuſaniſchen Könige Agathokles, der ihn etwa drey hundert Jahre vor Chriſti Geb. aus der Inſel verjagte. Polybius gedenkt ſeiner ſehr oft, auch Diodorus Sic., daher Heyne de fontibus Diodori ausführlich von ihm handelt. Doch wer kennt ihn nicht? Eben ſo wird auch Clitarchus B. III, S. 247 für Ciceros Zeitgenoſſen gehalten! Er ein Gefährte und Geſchichtſchreiber Alexanders des Großen! Schon die Clavis Ciceronis konnte darüber unterrichten!

M. T. Ciceronis Epistolae ad Atticum, ad Quintum Fratrem, et quae vulgo ad Familiares dicuntur, temporis ordine dispositae. Recensuit selectisque superiorum interpretum suisque annotationibus illustravit Christianus Godofr. Schütz. Halae ap. Hemmerde: To. I. 1809. IV, u. 343 S. 8. To. II, S. 364.

Durch die wielandiſche Ueberſetzung bewogen, entſchloß ſich Hr. Schütz, alle Briefe Ciceros an ſeine Freunde und ſeiner Freunde an ihn, nach der, von Sigonius bloß in einer

Digitized by Google

Tabelle angegebenen, und dann von Ad. Theod. Siber u. a. wirklich befolgten chronologischen Ordnung, herauszugeben, jedoch die unächten Briefe an den Brutus ausschließend. Der ernestische Text liegt bey dieser Ausgabe zum Grunde; doch hat der Hr. Herausgeber die kritischen Hülfsmittel, welche vorhanden sind, zu Rathe gezogen, und ist oft dadurch bewogen worden, von Ernesti abzuweichen. Insonderheit befolgt er mit Recht die kritischen Angaben des trefflichen Martyni-Laguna, so weit derselbe bey diesen Briefen vorgerückt ist. In der Erläuterung sammelte er die ihm nützlich scheinenden Noten der vorigen Erklärer, des Manutius, Malaspina, Grävius, Ernesti u. a., mit Beyfügung der Namen, so daß er seinen eignen Bemerkungen seinen Namen beyzuschreiben nicht nöthig fand. Wir beurtheilen hier die beyden ersten Bände. Der letzte Band wird außer einer Tabelle, worin die gewöhnliche, und die hier beobachtete chronologische Ordnung der Briefe neben einander gestellt ist, ein Sachregister und eine chronologische Tabelle enthalten, welcher die vornehmsten Lebensumstände Ciceros den Jahren nach beygefügt werden sollen.

Für wen diese Ausgabe bestimmt sey, ist nicht angegeben. Schwerlich kann die Absicht auf eine Schulausgabe gerichtet seyn, indem sie Vieles enthält, was sich für diese gar nicht paßt, und ihr manches ganz fehlt, was doch dabey wesentlich ist. Die langen Noten, in welchen schwierige Puncte untersucht und erörtert werden, dienen für Schüler nicht. Ueberdieß ist hierin die Ungenauigkeit höchst anstößig, mit welcher die alten Schriftsteller angeführt werden. Was soll der Leser mit dem Citat: Strabo 8. u. dgl. anfangen? Dieß hätte müssen eben so gut verbessert werden, selbst in den fremden Noten, als überhaupt die Beweise und ähnliche Sachen, welche Manutius und fast alle alte Commentatoren bestimmt beyzubringen oft vergessen, in den Noten nachgeholt zu werden, wohl verdient hätten. Das bloße Abschreiben, oder Ausheben der ältern Noten reicht lange nicht hin. — Manches dagegen fehlt, was Schülern zur Nachhülfe gegeben werden muß, es mag nun

Digitized by Google

Sprache, oder geschichtliche, geographische u. dgl. Dinge betreffen. Nur ganz nebenher und gelegentlich finden sich Spracherläuterungen, die eben deshalb nicht genügen, und weder zur Einleitung in die Latinität, und besonders in den Ciceronianismus, noch zur Einweihung in die Grammatik dienen. Für den Leser aber, welcher schon mit Sprach- und Geschichtskenntnissen versehen das Buch in die Hand nimmt, wird die Erläuterung zu viel Gemeines und Bekanntes enthalten. Aber auch in kritischer Hinsicht ist für diesen schlecht gesorgt worden. Er muß sich einzig an einen gewöhnlich flüchtig, oder höchst kurz mitgetheilten Auszug halten, welchen Hr. Schütz aus den Varianten beyzubringen für gut gefunden hat. Dieß Verfahren ist gewiß sehr unkritisch, wie jeder weiß, der sich mit diesem Fache ernsthaft beschäftigt, und wie Virgil vom Ennius sagt, aus Mist Gold zu lesen versteht. Es ist zwar bequem und vornehm zugleich, von einer farrago discrepantium lectionum, quae nihil ad veritatem scripturae reperiendam prodessent, zu sprechen; aber besser und nützlicher, wenn gleich mühsamer wäre es gewesen, diese farrago, zumal da sie nicht übergroß bey den Briefen ist, den nachdenkenden Lesern und Kritikern zu gefallen, ganz herzusetzen. Wie oft ist aus ganz unnütz scheinenden Varianten die rechte Lesart zu Tage gefördert worden? Es bleibt also keine andere Classe von Lesern übrig, als solche, welche eine lang vernachläßigte Bekanntschaft mit der classischen Literatur, und namentlich mit dem Cicero, wieder anknüpfen wollen, und sich an dieser Kost, die leicht zubereitet ist, begnügen; wiewohl auch sie gewiß gern die Vorwürfe des Melmoth, Stroth, Wieland und anderer, mehr berücksichtigt, und auf die Spracherläuterungen mehr Aufmerksamkeit verwendet wünschen werden. Es ist in der That zu bedauern, daß Hr. Schütz mit dieser Ausgabe so sehr geeilt, und nicht vielmehr, ehe er zur Erläuterung ging, nach Martyni-Laguna's Muster und Vorgange alles angewandt hat, den Text so kritisch genau, als möglich war, zu berichtigen und herzustellen. Ohnstreitig ist dieß die

Digitized by Google

erste Pflicht eines jeden Herausgebers und Erklärers der Alten, von welcher ihn nichts anders lossprechen kann, als die allgemein angenommene Ueberzeugung, daß die Kritik im Wesentlichen nichts mehr bey diesem in Frage stehenden Schriftsteller zu thun finde. Daß dieß aber bey den Briefen Ciceros nicht der Fall sey, ist bekannt, und von Hrn. Schütz oft genug eingestanden worden. — In diesen zwey Bändchen findet man die Briefe Ciceros an den Atticus, an den Bruder Quintus u. s. w., nebst den vorhandenen Briefen der Freunde an den Cicero, vom Jahre nach Roms Erbauung 685 — 701, also bis zu Ciceros Proconsulat in Cilicien. Es sind 182 Briefe; also sind noch über sechstehalbhundert Briefe, mit Ausschluß der 26 unechten an den Brutus zurück.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß unser Tadel nicht so verstanden werden müsse, als ob wir auch das wirklich Gute, was Hr. Schütz hier geleistet hat, verkennen wollten. Wir freuen uns über manche sehr gelungene Erklärung, die den hellen, durch das Studium des Alterthums, und namentlich der Schriften des Cicero, besonders der oratorischen, geschärften Blick des Hrn. Herausgebers von neuem bewähren, und wir fanden nicht leicht eine Note von ihm, welcher wir nicht gern beystimmen. So erkennen wir mit ihm Vol. II. S. 5 (ad Att. IV. 1) in dem ersten Briefe Ciceros, nach seiner Rückkehr aus der Verbannung an den Atticus geschrieben, die Stelle für unecht, in welcher Cicero seinem Freunde Atticus so harte Vorwürfe macht, da er ihm doch eigentlich ein Dankschreiben zu senden die Absicht hatte. Wir würden hinzusetzen, daß es selbst unpsychologisch war, daß Cicero in diesem seinen Zustande von Dankbarkeit solchen harten Aeußerungen, als da gleich vorne herein vorkommen, Raum geben konnte. Hr. W. würde dieß gewiß auch gefühlt haben, wenn er hätte Kritik anwenden wollen. Sehr gut hat Hr. S. S. 70 ἀμφιλάφειαν (ad Q. Fratr. II, 6) von der Fülle der Barschaft erklärt. Sehr empfehlen sich die Bemerkungen zu Ep. 105 u. s. w. Nur das tiefere Eindringen und Versetzen in jene Zeit und

Digitized by Google

Verhältnisse haben wir nicht selten vermißt; wir verweisen deshalb auf unsere Anzeige der wielandischen Uebersetzung. Nichts von dem, was wir dort erinnert haben, finden wir hier berührt. Die Stelle (Vol. I. S. 266 dieser Ausgabe), wo auf den Ausspruch des rhodischen Schiffscapitäns angespielt wird, muß aus unserer Bemerkung erläutert werden. Nicht einmal ist der Hauptsitz dieses Ausspruchs, wir meinen Aristidis Orat. 1 Rhod. T. II. S. 345 c., angeführt worden. Wäre dies geschehen, und die Stelle angesehen, oder Canters Nov. Lectt. bey Gruter in Lamp. III, S. 676, oder Koen ad Gregor. de Dial. S. 93, oder Meursius in Rhodo I. S. 17, oder Spalding ad Quintil. II. S. 17, 24 zu Rathe gezogen, so würde die Note befriedigender ausgefallen seyn. Da aber hier nur die Note von Ernesti, dem die Stelle des Aristides auch nicht bekannt war, abgeschrieben ist, welche die Sentenz unrichtig angibt, so ist der Gedanke in Hrn. S. Note auch nur oberflächlich gefaßt worden. Es läßt sich hieraus schon ein sicherer Schluß machen auf das Ganze, und wir haben nicht nöthig, uns weiter bey dem Einzelnen aufzuhalten, da unsere Beurtheilung der wielandischen Uebersetzung zugleich schon als eine Kritik der schützischen Ausgabe angesehen werden kann.

M. T. Ciceronis Philosophica Omnia. Ex scriptis recens collatis editisque libris castigatius et explicatius edidit Jo. Aug. Goerenz. Volumen primum De Legibus libros III continens. Lipsiae in librar. Weidmannia. Londini, ap. G. Payne Mackinlay et W. H. Lunn; 1809. XXXV u. 319 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Je entschiedener es ist, daß unter allen uns bekannten Schriftstellern des römischen Alterthums Cicero im Ganzen

genommen den ersten Platz einnehme, und daß Quintilians Urtheil: wem Cicero vor allem gefällt, der wisse, daß er große Fortschritte in Sprache und Wissenschaft gemacht habe, durch vieljährige und vielseitige Erfahrung sich bestätigt finde, desto auffallender bleibt es, daß besonders seine philosophischen Schriften, so viel davon uns das Geschick erhalten hat, größtentheils die Früchte seines letzten musevolleren Lebens, bey weitem weder alle so sorgfältig bearbeitet, noch so sehr und allgemein, besonders in neuern Zeiten, geschätzt worden sind, als sie es wirklich in aller Absicht verdienen. Denn betrachtet man unbefangen und mit den nöthigen Einsichten den vielseitigen und höchst gebildeten Geist, der uns aus Ciceros Schriften und Leben so kräftig anweht; begreift man diesen treffenden, mit so richtiger Urtheilskraft geparten Scharfsinn und Witz, dieses unabläßige Streben nach Wahrheit, diese viele Fächer mit gleicher Liebe und Aneignungsgabe umfassende Kraft, und erfreut man sich dieser hohen Gewandheit und Thätigkeit des Mannes, seine Kenntnisse, selbst in den mühevollsten, und der Wissenschaft oft so fremden Geschäften des Lebens, als Dichter, Lehrer und Muster der Beredsamkeit, als Geschichtforscher, als theoretischer und praktischer Staatsmann und Philosoph, seinen Mitbürgern in der schönsten, von ihm eben so mühsam als geistvoll studirten und veredelten Sprache bekannt zu machen; so muß man schon mit tiefer Achtung gegen ihn, und besonders gegen die philosophischen Früchte seines Forschens und Nachdenkens, die er als Resultat seines Philosophirens der Mit- und Nachwelt darbot, erfüllt werden. Uebrigens ohne einige Einsicht in die Geschichte der Philosophie, ohne Bekanntschaft mit der griechischen Literatur, vorzüglich mit Plato, und ohne Kenntniß der Individualität Ciceros diese philosophischen Schriften studiren zu wollen, ist ein vergebliches Bemühen. Ist man aber mit diesen unerläßlichen Erfordernissen versehen, und beginnt man die Lectüre vom leichtesten, etwa von den Qu. Tusculan. und Acad. Disput., und in der Ordnung, in welcher Cicero seiner Zeit

Digitized by Google

genossen über die wichtigsten Fragen des nachdenkenden Menschen, in möglichster Popularität aufklären wollte, so wird man diese Werke mit Vergnügen und Nutzen lesen.

Durch Unterricht und durch eigenes sorgfältiges Studium mit der Philosophie bekannt, faßte er den, eben so menschenfreundlichen als patriotischen Vorsatz, seine Landsleute auf dem zweckmäßigsten Wege in die Philosophie einzuweihen, indem er von der Anpreisung derselben in dem, für uns verlornen Werkchen, Hortensius genannt, anfing, und so fort meist an der Hand der Geschichte das lehrte, was die besten Philosophen über die ersten Principien des Denkens und Erkennens, über die höchsten Grundsätze des Wollens aus der Bestimmung des Menschen, vorgetragen hatten. Er bemühte sich dann, die feste Richtung zu dem, was Recht und Pflicht aus Ueberzeugung ist, die Begeisterung für die Tugend, und den unwandelbaren Trieb, tugendhaft gesinnt zu seyn und zu handeln, in seinen Lesern hervorzubringen; aber sie auch zugleich mit den Hindernissen bekannt zu machen, und die Gemüther gegen die Uebel des menschlichen Lebens zu befestigen. Dieß führte ihn auf die Lehre von der Gottheit und dem freyen Willen. Man wird hierin die Academicae Quaestiones, de finibus bonorum et malorum, Tusculanae Quaestiones, de natura Deorum, de divinatione, de fato, de officiis leicht zu erkennen und zu unterscheiden wissen. Auch als Staatsmann benutzte er die Philosophie, indem er die schönen, aber ein kleines Bruchstück abgerechnet verlornen sechs Bücher de Republica, und einige Zeit hernach die Bücher de Legibus schrieb, und in den meisten die anmuthige, und dem populären Vortrage so angemessene Form des Dialogs, nach Platons Muster, anzuwenden pflegte.

Diese Werke sind indeß noch nicht sämmtlich weder kritisch, noch exegetisch so behandelt worden, daß nicht noch viele Wünsche übrig blieben. Wir erkennen gern an, was Davis, Pearce, Ernesti, die Heusinger, Hottinger, Wolf, Bremi u. a. geleistet haben; aber daß noch

Digitized by Google

Vieles ihren Nachfolgern übrig bleibe, leidet keinen Zweifel. Am vollständigsten ist bisher das Verdienst der Heusinger, Hottingers und Bremi's gewesen, welche das Ideal, welches Ernesti in der Vorrede zum ersten Theil seiner dritten Ausgabe der Werke Ciceros entwarf, ohne es für seine Person zu erreichen, wirklich zu erfüllen bemüht waren. Nur fehlte es noch an einem Gelehrten, der alle seine Muse und Kräfte einzig an den Cicero wendete, um alle philosophischen Werke desselben kritisch und exegetisch erschöpfend zu bearbeiten. Diesen finden wir in der Person des Hrn. Görenz, Rectors zu Zwickau, dessen Ausgabe des ciceronischen Werks De Legibus wir anzeigen. Wenn die Manen noch einiges Interesse für die Oberwelt behalten haben, so werden sich die des Cicero der schönen Erscheinung freuen, daß ein Gelehrter alle seine Muße und alle seine Kräfte (und welche Kräfte!) seit langer Zeit diesen Schriften vorzugsweise gewidmet hat, und noch weiter widmen wird. Wir finden alle Eigenschaften in ihm vereinigt, welche wir von einem tüchtigen Herausgeber, von einem Kritiker Ciceros nur fordern dürfen; eine vorzügliche Einsicht in die Philosophie der lateinischen Sprache, in welcher er sich, wie es einem Kritiker Ciceros gebührt, selbst mustermäßig ausdrückt, Geschmack und genaue Kenntniß des Numerus und Tons von Cicero, welche selbst für die kritische Herstellung des Textes so wichtig sind, und eine eben so tiefe als richtige Erforschung und Anwendung dessen, was die Manuscripte und alten Ausgaben an die Hand geben. Dazu kommt noch eine erschöpfende Einsicht in die Geschichte der Philosophie, und in den Sprachgebrauch Ciceros, und die kurze, aber deutliche, gediegene und gelungene Erläuterung der dunkeln und schwierigen Stellen.

Herr Görenz hat gleichsam als Probe seiner Bearbeitung dieser sämmtlichen philosophischen Schriften Ciceros die schöne, wenn gleich nicht vollständig und unverletzt auf uns gekommene Abhandlung De Legibus gewählt, welcher, als dem ersten Theile, die übrigen Werke, er sagt selbst nicht,

Digitized by Google

in welcher Ordnung, nachfolgen werden. Wir wünschen, daß seine arbeitvolle Lage ihm die schnelle Fortsetzung verstatten wolle. In der Vorrede erklärt er den Plan seiner Arbeit, wonach er das ganze Geschäft eines guten Herausgebers zu erfüllen denkt, indem er den Text, so viel möglich ist, berichtigt, und die erforderlichen Erklärungen in Hinsicht auf Sprache und Sachen beyfügt, ohne jedoch alles, was schon von den vorhergehenden Erklärern richtig angeführt, und mithin bereits Gemeingut geworden ist, weitläuftig zu wiederholen. Er bestimmt seine Arbeit den, in der Latinität schon fortgerückten Jünglingen, welche Sinn und Neigung zur Kritik haben; weshalb er sehr sorgfältig und mit philosophischem und kritischem Geiste die Gründe überall erforscht und angibt, und die Diction, wenn sie etwas schwierig, oder bedenklich ist, genau aber in gedrungener Kürze erläutert. Dieser Vorsatz war hier um so mehr von Schwierigkeiten umringt, da kein anderes Werk von Cicero lückenhafter und verdorbener auf uns gekommen ist, als gerade dieß; um so ruhmwürdiger war aber auch dieser Vorsatz, je gewöhnlicher es sonst ist, das Leichtere vorzuziehen, und das Schwerere mit trocknem Fuße zu überspringen, oder zu umgehen. Unter den Neuern hatte er außer Davis u. a. noch vor kurzem zwey Vorgänger sowohl an dem, vor einigen Jahren verstorbenen Conr. Wagner zu Merseburg, als an Hrn. Hülsemann. Je weniger diese mit den erforderlichen kritischen Hülfsmitteln versehen waren, oder ihrer beschränkten Absicht nach sich versehen wollten, desto reichlicher war der Vorrath, den Hr. Görenz benutzen konnte. Er gebrauchte nämlich die Vergleichung von acht vortrefflichen, oder doch brauchbaren Handschriften, die zum Theil noch niemals zu diesem Behufe benutzt waren, und zog alle übrigen Varianten, die in den Ausgaben aus den Manuscripten verzeichnet sind, zu Rathe. Auch verglich er alle alte und neuere kritische Ausgaben, unter welchen besonders die von Turnebus und Cratander seine Aufmerksamkeit auf sich zogen, weil beyde bisher fast ganz vernachlässigt waren. Er entdeckte, was auch

Digitized by Google

bey andern Schriftstellern der Fall ist, daß die, bisher bekannten Handschriften zwey Familien bilden, von welchen die eine die bessere Lesart hat (familia potior), da hingegen das Gegentheil sich in der andern (familia deterior) findet. Vergl. S. XXXI f. mit S. VI ff. Merkwürdig und lehrreich ist die, durch diese Bemerkung und ihren scharfsinnigen Gebrauch kritisch berichtigte Stelle I, 17, 46, welche nun so lautet: Nos ingenia iuvenum non item? at ingenia natura. Virtutes et vitia, quae exsistunt ab ingeniis, aliter indicabuntur? an ea, aliter quam honesta, et turpia, non ad naturam referri necesse erit? In der Orthographie ist nur wenig geändert worden, weil es noch keine sichere gibt; Ernesti hätte sonst nicht immer pulcer, pulcritudo geschrieben, und man hätte sonst nicht gegen Quintilians Instit. Orat. I, 7, 20 neulich caussa hie und da zu schreiben angefangen. Wir theilen daher den, von ihm geäußerten Wunsch, daß ein Gelehrter von anerkanntem Ansehen diesen Gegenstand einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen, und mit Hülfe der Inschriften die Zeiten genau unterscheiden möge, um so viel als möglich die Sache endlich einmal aufs Reine zu bringen. Er erwähnt bey dieser Gelegenheit nur der accusativ. plural. der dritten Declination, welche sich auf is endigen. Zu Ciceros Zeit scheint der Sprachgebrauch zwischen es und is geschwankt zu haben, wie es zu gehen pflegt, wenn die ältere Aussprache zu einer andern dem Ohre angenehmeren sich hinneigt. Denn in einigen Wortverbindungen wird die ältere, in andern die neuere es vorgezogen, wie die Handschriften beweisen, welche fast überall omnis haben, und häufiger tris, als tres. Diese Uebereinstimmung der Handschriften kann aber kein Zufall seyn. Noch sind zwey Excurse angefügt, wovon hernach die Rede seyn soll.

Sehr schätzbar ist die Einleitung in diese drey Bücher de Legibus. Sie behandelt die Fragen: An et quomodo libri de legibus vere Ciceronis sint; quando scripti; quo numero; quosque veterum in iis auctor potissimum sit

Digitized by Google

secutus. Zur ersten Frage gab Hr. Hülsemann die Veranlassung. Ohne Beweisführung glaubt er steif und fest, ein Kirchenvater habe aus Ciceros wirklichen Büchern de legibus sich ein Excerpt gemacht, was wir noch hätten, oder wir hätten in diesen drey Büchern nur die Bruchstücke aus dem 3. 4. 5. Buche Ciceros de Republica. Wer Ciceros Manier und Sprache nur wenig kennt, wird die Unreifheit dieses hülsemannischen Urtheils, welches ganz ähnlich ist den übrigen unkritischen und seichten Urtheilen, womit er andere Schriften, ohne daß darauf jemand hört, für unecht erklärt, leicht einsehen, und bedauern, daß der Urheber dieses Einfalls, vom Eigendünkel getrieben, das horazische nonum prematur in annum so leicht vergessen konnte. Hr. Görenz zeigt mit Bescheidenheit kurz und gut, daß Cicero der Verfasser dieser Bücher sey. Bey der zweyten Frage entsteht die schwierigere: utrum ipsi (hi libri) ab auctore sint emissi, an aliquo modo vel per amicos elapsi in publicum, vel in iis numerandi, qui post ejus obitum prodierunt! Auffallend ist es, daß Cicero nirgends, und besonders II Divin. I, 3 nicht, wo er alle seine bisher geschriebenen philosophischen Werke angibt, dieser Bücher gedenkt. Zu den sechs Büchern de Republ. können sie auch nicht gehört haben. Die Bücher selbst lehren dagegen deutlich, daß sie ein Entwurf, der erste, noch unpolirte Guß, keinem Freunde mitgetheilt, mithin erst nach Ciceros Tode in die Hände der Sofier, und so ins Publicum gekommen sind. Diese Ansicht ist unstreitig die richtigste, die Hr. Hülsemann schon sehr dunkel vorschwebte, als er jene Muthmaßung wagte, Wagner aber deutlicher dachte, nur mit dem Unterschiede, daß das erste Buch vollkommner ausgearbeitet und gefeilt worden sey. Aber zu welcher Zeit sind diese Bücher geschrieben worden? Seit Turnebus Zeit ist es eine allgemeine und richtige Meinung, daß sie nach Clodius Tode (701. 20. Jan.) und vor den Büchern De finibus geschrieben worden: Vergl. de Legg. I, 20, 22. Außer historischen Gründen beweisen einige psychologische, welche Hr. Görenz

Digitized by Google

sehr scharfsinnig und musterhaft aufstellt, und ausführt, daß sie kurz nach jenem berufenen Gerichte über den Milo geschrieben seyn müssen. Quo numero? Höchstwahrscheinlich gab es sechs Bücher de Legg. Was die letzte Frage betrifft, so leidet es gar keinen Zweifel, daß Cicero, wie in der Form den Plato, so im Stoffe, und überall in der Moral die Stoiker zu Mustern gewählt habe. Hr. Görenz hält, mit größter Wahrscheinlichkeit, den Chrysippus für Ciceros Muster in diesem Werke, und hat deshalb passend Platos und Chrysippus Köpfe auf der Titelvignette vertraulich neben einander darstellen lassen. Diese Meinung ist sehr befriedigend dargethan, wie sich überhaupt bey dem Verluste, den wir durch den Untergang aller altstoischen Werke erlitten haben, so etwas darthun läßt. Eben so sorgfältig als diese Untersuchungen angestellt sind, hat Hr. Görenz auch die Argumenta, die vor jedem der drey Bücher stehen, bearbeitet.

Betrachten wir nun das Verfahren des Herausgebers, in Hinsicht auf den Text und auf die Erläuterung desselben, wo sie, seinem Zwecke und den Lesern, die er sich dachte, angemessen war, so finden wir beydes sehr lobenswürdig. In Hinsicht der Kritik finden wir eine Genauigkeit, die nicht das Mindeste unbeachtet läßt, und selbst das scheinbar Geringfügige der Aufmerksamkeit werth hält, und dabey einen Scharfsinn und einen richtigen Blick, der überall die Fehler des Textes aufspähet, und den rechten Fleck zu treffen weiß. Nicht leicht ist daher eine Seite ohne eine, oder mehrere Verbesserungen, Vertheidigungen der Vulgate, oder ohne eine belehrende Bemerkung geblieben. Von großem Werthe ist hier die höchst genaue und tiefe Kenntniß des ciceronischen Sprachgebrauchs, welcher selbst die kleinsten Züge und Bemerkungen nicht entgangen sind. Unter allen bisherigen Herausgeber Ciceros ist unsers Wissens keiner, so vortrefflich die vorhin angeführten Gelehrten auch in dieser Hinsicht sind, welcher Hr. G. hierin den Vorzug streitig machen könnte. Endlich hat Hr. G. mit diesen Eigenschaften eine große Belesenheit verbunden,

Digitized by Google

die sich stets an der rechten Stelle zeigt, und das Nöthige in bündiger Kürze, und ohne anekelnden Ueberfluß darbietet. Einige Proben werden hier an ihrem Orte stehen, die wir ohne lange Wahl, wie sie uns gerade vorkommen, heraushe ben. Gleich vorn herein ist die Rede von der Eiche, welcher Cicero in seinem jugendlichen Gedichte Marius gedacht hatte. Hier fragt Atticus den Cicero, ob die Eiche wirklich in Arpinum gestanden, oder ob sie ein bloßes Product seiner Dichtung sey. Cicero antwortet (I, 1, 3): Respondebo tibi equidem, sed non ante, quam mihi tu ipse responderis, Attice: certe non longe a tuis aedibus inambulans, post excessum suum, Romulus Proculo Julio dixerit, se deum esse, et Quirinum vocari, templumque sibi dedicari in eo iusserit: et Athenis, non longe item a tua illa antiqua domo, Orithyiam Aquilo sustulerit? Hier sind Hrn. G. Bemerkungen. (§. 3. quam mihi tu ipse resp.) Dresd. 1. et 2. quum tu ipse mihi resp. quod primo adspectu placeat. Sed nihil erit, si consideraris ex oppositione tibi praecedentis soni vim in mihi haerere, atque ita recte praeponi. certe non longe — iusserit: et — sustulerit?) Iste locus, ut in scriptis libris, ita etiam in editis vexatur. In illorum enim plurimis pro non, num legitur, et in altero membro, in paene omnibus, post et, verumne sit additur; quod tamen scribarum additamentum, praeter Palat. 4. aliosque, etiam Bruxianus et Vffenbacensis, non agnoscunt. Ernestius, ut reliquorum conatus taceam, sic rem expediri putavit, si ex edd. vett. quibusdam (in quibus etiam Cratandria est) reiecto certe, num non longe scriberet. Sed hoc est pro lubitu agere, non certam sequi rationem. Equidem locum sanum puto, neque interrogationis particulam urgeo, cum, etiamsi non sit directa interrogatio, ea tamen in totius loci sono clare se prodat. Vocem certe autem vel directe interrogantis esse, ex illis Augusti verbis apparet, Suet. c. 33. Certe

patrem tamen non occidisti? Sic etiam alibi Cicero interrogandi particulam omittit, H. N. D. 18, 48. ne hoc quidem physici intelligere potuistis? ubi etiam in Codd. recentioribus particula num suppleri solet. Quid? h. l. vel consulto Cicero sic scripsisse dici possit, ut omnis vis in certe posita, clarius eluceret. Reliquae igitur varietates iudicandae erunt nil nisi scribarum figmenta, loci sensum adiuvare nitentium. Quod vero Wagnerus, Camerario auctore, certem edidit, id contra Cic. usum loquendi fecisse videtur, qui illo certen', quod Comicorum est, nusquam utitur, ut taceam, idem etiam minus bene ad obliqua tempora accomodari. tuis aedibus) Tamphilianis, a conditore puta, dictis et in colle Quirinali, cui ab ista Quirini, Proculo oblata, specie (ut certe Varro de lat. l. IV. §. 13 coniicit) nomen manserat, positis. cf. Nep. Att. c. 13. De Orithyia vero locus classicus est ap. Plat. Phaedr. §. 280. Bip. ex quo etiam coniicere licet, alteram Attici domum Athenis in Ceramico fuisse quaerendam. Eben so wird die Richtigkeit der schwierigen Stelle I. 2, 56. Sed certe res ita se habet, ut ex natura vivere — tanquam lege vivere scharfsinnig und gelehrt dargethan. V. II. 2, 5 heißt die Stelle: ut vestri Attici, priusquam Theseus eos demigrare ex agris, et in astu, quod appellatur, omnes se conferre iussit, et Sunii iidem erant, et Attici jetzt folgendermaßen: iussit et simul φράτορες iisdem et Attici. Die besten Codd. haben et simphratidem, mit der Linie über rati, andere lassen den Strich weg, andere haben et asymphrantidem, olym infrantidem u. s. f. Victorius machte daraus die Vulgate, die aber schon deswegen unrichtig ist, weil das Adjectivum von sunium nicht ist sunius, sondern suniensis. Was Camerarius, Paulus Manutius und Ursinus vermuthet haben, jener συμφρατρίδας, diese συμφράτορες, paßt nicht, weil diese Wörter gar nirgends vorkommen. Befriedigend zeigt Hr. G., daß simul φράτο-

Digitized by Google

ρες die wahrscheinlichste Lesart sey. Sehr empfiehlt sich seine Verbesserung von I. 3, 9: et ego animi pendere soleo, quum, simul (statt simulac) quid orsus sum, traducor alio. Sie verdient einen Platz im Texte. In diesen kritischen Bemerkungen kommt noch eine große Menge von verbesserten Stellen Ciceros vor, nicht nur aus diesem Werke de legibus, sondern auch in den, übrigen Büchern, selbst in den, von Wolf, Hottinger, Heusinger und Bremi bearbeiteten Schriften Ciceros. Wir finden sie vortrefflich, und die meisten der Aufnahme in den Text würdig. Wegen ihrer großen Zahl führen wir keine an; größtentheils sind sie im Register angegeben. Zwey Verbesserungen in Platos Werken wollen wir noch auszeichnen, als würdig, von einem künftigen Herausgeber in den Text gerückt zu werden. Die eine ist Vol. IX. S. 211. ed. Bip. (De Legg. XII. 958. ed. Steph.), wo anstatt μνῆμα offenbar τιμῆμα gelesen werden muß. (S. S. 207 vergl. Errata graviora). Die andere Vol. VI. S. 336. c. (De Republ. IV. S. 424, c. Steph.) wo statt εἶδος γὰρ καινὸν μουσικῆς μεταβάλλειν εὐλαβητέον. ohne Zweifel die richtigere Lesart ist κοινόν. — Die Erläuterungen sind eben so zweckmäßig, und beweisen die gereifte Urtheilskraft des Hrn. Herausgebers. Hier sind einige Beyspiele. Zu I. 6, 18 wird der Unterschied, den die Stoiker zwischen Lex divina et humana annehmen, bey den Worten: Lex est ratio summa, insita in natura, quae iubet ea, quae facienda sunt etc., so erläutert: Sunt ista mere Stoica, iisque clarissima lux ex his ipsis libris accenditur. Distinguebant autem Stoici inter legem divinam et humanam, vid. Off. III. 5, 7. Illa, ad quam totius naturae concentus et ordo regitur, bonum, rectum iustumque per se spectat, et Graecis νόμος κοινὸς Laërt. VII. 88, Ciceroni vero princeps, summa, ultima dicitur, cf. inf. II. 4, 8, 5, 11. Eandem in mente divina, quid? deum ipsum esse statuebant. Lact. Instt. div. I. 5, 20. Zenon (deum vocat) divinam naturalemque legem. Inf.

Digitized by Google

patrem tamen non occidisti? Sic etiam alibi Cicero interrogandi particulam omittit, II. N. D. 18, 48. nec hoc quidem physici intelligere potuistis? ubi etiam in Codd. recentioribus particula num suppleri solet. Quid? h. l. vel consulto Cicero sic scripsisse dici possit, ut omnis vis in certe posita, clarius eluceret. Reliquae igitur varietates iudicandae erunt nil nisi scribarum figmenta, loci sensum adiuvare nitentium. Quod vero Wagnerus, Camerario auctore, certem edidit, id contra Cic. usum loquendi fecisse videtur, qui illo certen', quod Comicorum est, nusquam utitur, ut taceam, idem etiam minus bene ad obliqua tempora accomodari. tuis aedibus) Tamphilianis, a conditore puta, dictis et in colle Quirinali, cui ab ista Quirini, Proculo oblata, specie (ut certe Varro de lat. l. IV. §. 13 coniicit) nomen manserat, positis. cf. Nep. Att. c. 13. De Orithyia vero locus classicus est ap. Plat. Phaedr. §. 280. Bip. ex quo etiam coniicere licet, alteram Attici domum Athenis in Ceramico fuisse quaerendam. Eben so wird die Richtigkeit der schwierigen Stelle I. 2, 56. Sed certe res ita se habet, ut ex natura vivere — tanquam lege vivere scharfsinnig und gelehrt dargethan. V. II. 2, 5 heißt die Stelle: ut vestri Attici, priusquam Theseus eos demigrare ex agris, et in astu, quod appellatur, omnes se conferre iussit, et Sunii iidem erant, et Attici jetzt folgendermaßen: iussit et simul φράτορες iisdem et Attici. Die besten Codd. haben et simphratidem, mit der Linie über rati, andere lassen den Strich weg, andere haben et symphrantidem, olym infrantidem u. s. f. Victorius machte daraus die Vulgate, die aber schon deswegen unrichtig ist, weil das Adjectivum von sunium nicht ist sunius, sondern suniensis. Was Camerarius, Paulus Manutius und Ursinus vermuthet haben, jener συμφρατρίδας, diese συμφράτορες, paßt nicht, weil diese Wörter gar nirgends vorkommen. Befriedigend zeigt Hr. G., daß simul φράτο-

Digitized by Google

ρες die wahrscheinlichste Lesart sey. Sehr empfiehlt sich seine Verbesserung von I. 3, 9: et ego animi pendere soleo, quum, simul (statt simulac) quid orsus sum, traducor alio. Sie verdient einen Platz im Texte. In diesen kritischen Bemerkungen kommt noch eine große Menge von verbesserten Stellen Ciceros vor, nicht nur aus diesem Werke de legibus, sondern auch in den, übrigen Büchern, selbst in den, von Wolf, Hottinger, Heusinger und Bremi bearbeiteten Schriften Ciceros. Wir finden sie vortrefflich, und die meisten der Aufnahme in den Text würdig. Wegen ihrer großen Zahl führen wir keine an; größtentheils sind sie im Register angegeben. Zwey Verbesserungen in Platos Werken wollen wir noch auszeichnen, als würdig, von einem künftigen Herausgeber in den Text gerückt zu werden. Die eine ist Vol. IX. S. 211. ed. Bip. (De Legg. XII. 958. ed. Steph.), wo anstatt μνῆμα offenbar τμῆμα gelesen werden muß. (S. S. 207 vergl. Errata graviora). Die andere Vol. VI. S. 336. c. (De Republ. IV. S. 424, c. Steph.) wo statt εἶδος γὰρ καινὸν μουσικῆς μεταβάλλειν εὐλαβητέον ohne Zweifel die richtigere Lesart ist κοινόν. — Die Erläuterungen sind eben so zweckmäßig, und beweisen die gereifte Urtheilskraft des Hrn. Herausgebers. Hier sind einige Beyspiele. Zu I. 6, 18 wird der Unterschied, den die Stoiker zwischen Lex divina et humana annehmen, bey den Worten: Lex est ratio summa, insita in natura, quae iubet ea, quae facienda sunt etc., so erläutert: Sunt ista mere Stoica, iisque clarissima lux ex his ipsis libris accenditur. Distinguebant autem Stoici inter legem divinam et humanam, vid. Off. III. 5, 7. Illa, ad quam totius naturae concentus et ordo regitur, bonum, rectum iustumque per se spectat, et Graecis νόμος κοινὸς Laërt. VII. 80, Ciceroni vero princeps, summa, ultima dicitur, cf. inf. II. 4, 8, 5, 11. Eandem in mente divina, quid? deum ipsum esse statuebant. Lact. Instt. div. I. 5, 20. Zenon (deum vocat) divinam naturalemque legem. Inf.

Digitized by Google

patrem tamen non occidisti? Sic etiam alibi Cicero interrogandi particulam omittit, H. N. D. 18, 48. ne hoc quidem physici intelligere potuistis? ubi etiam in Codd. recentioribus particula num suppleri solet. Quid? h. l. vel consulto Cicero sic scripsisse dici possit, ut omnis vis in certe posita, clarius eluceret. Reliquae igitur varietates iudicandae erunt nil nisi scribarum figmenta, loci sensum adiuvare nitentium. Quod vero Wagnerus, Camerario auctore, certem edidit, id contra Cic. usum loquendi fecisse videtur, qui illo certen, quod Comicorum est, nusquam utitur, ut taceam, idem etiam minus bene ad obliqua tempora accomodari. tuis aedibus) Tamphilianis, a conditore puta, dictis et in colle Quirinali, cui ab ista Quirini, Proculo oblata, specie (ut certe Varro de lat. l. IV. §. 13 coniicit) nomen manserat, positis. cf. Nep. Att. c. 13. De Orithyia vero locus classicus est ap. Plat. Phaedr. §. 280. Bip. ex quo etiam coniicere licet, alteram Attici domum Athenis in Ceramico fuisse quaerendam. Eben so wird die Richtigkeit der schwierigen Stelle I. 21, 56. Sed certe res ita se habet, ut ex natura vivere — tanquam lege vivere scharfsinnig und gelehrt dargethan. V. II. 2, 5 heißt die Stelle: ut vestri Attici, priusquam Theseus eos demigrare ex agris, et in astu, quod appellatur, omnes se conferre iussit, et Sunii iidem erant, et Attici jetzt folgendermaßen: iussit et simul φράτορες iisdem et Attici. Die besten Codd. haben et simphratidem, mit der Linie über rati, andere lassen den Strich weg, andere haben et symphrantidem, olym infrantidem u. s. f. Victorius machte daraus die Vulgate, die aber schon deswegen unrichtig ist, weil das Adjectivum von sunium nicht ist sunius, sondern suniensis. Was Camerarius, Paulus Manutius und Ursinus vermuthet haben, jener συμφρατρίδας, diese συμφράτορες, paßt nicht, weil diese Wörter gar nirgends vorkommen. Befriedigend zeigt Hr. G., daß simul φράτο-

Digitized by Google

ρες die wahrscheinlichste Lesart sey. Sehr empfiehlt sich seine Verbesserung von I. 3, 9: et ego animi pendere soleo, quum, simul (statt simulac) quid orsus sum, traducor alio. Sie verdient einen Platz im Texte. In diesen kritischen Bemerkungen kommt noch eine große Menge von verbesserten Stellen Ciceros vor, nicht nur aus diesem Werke de legibus, sondern auch in den, übrigen Büchern, selbst in den, von Wolf, Hottinger, Heusinger und Bremi bearbeiteten Schriften Ciceros. Wir finden sie vortrefflich, und die meisten der Aufnahme in den Text würdig. Wegen ihrer großen Zahl führen wir keine an; größtentheils sind sie im Register angegeben. Zwey Verbesserungen in Platos Werken wollen wir noch auszeichnen, als würdig, von einem künftigen Herausgeber in den Text gerückt zu werden. Die eine ist Vol. IX. S. 211. ed. Bip. (De Legg. XII. 968. ed. Steph.), wo anstatt μνῆμα offenbar τμῆμα gelesen werden muß. (S. S. 207 vergl. Errata graviora). Die andere Vol. VI. S. 336. c. (De Republ. IV. S. 424, c. Steph.) wo statt εἶδος γὰρ καινὸν μουσικῆς μεταβάλλειν εὐλαβητέον ohne Zweifel die richtigere Lesart ist κοινόν. — Die Erläuterungen sind eben so zweckmäßig, und beweisen die gereifte Urtheilskraft des Hrn. Herausgebers. Hier sind einige Beyspiele. Zu I. 6, 18 wird der Unterschied, den die Stoiker zwischen Lex divina et humana annehmen, bey den Worten: Lex est ratio summa, insita in natura, quae iubet ea, quae facienda sunt etc., so erläutert: Sunt ista mere Stoica, iisque clarissima lux ex his ipsis libris accenditur. Distinguebant autem Stoici inter legem divinam et humanam, vid. Off. III. 5, 7. Illa, ad quam totius naturae concentus et ordo regitur, bonum, rectum iustumque per se spectat, et Graecis νόμος κοινὸς Laërt. VII. 88, Ciceroni vero princeps, summa, ultima dicitur, cf. inf. II. 4, 8, 5, 11. Eandem in mente divina, quid? deum ipsum esse statuebant. Lact. Instt. div. I. 5, 20. Zenon (deum vocat) divinam naturalemque legem. Inf.

Cic. II. 4, 10. Quam ob rem lex vera atque princeps, apta ad iubendum et vetandum ratio est summa Jovis. Coll. IV. Fin. 5, 11. et I. N. D. 14, 36. Illa ipsa lex definitur h. l. ratio, summa (quae nil est, nisi Stoic. recta ratio, λόγος ὀρθός. Tusc. V. 13, 39. absoluta dicitur.) insita in natura, (Sc. ut regula et norma in re ad certam quandam regulam aptata, unde ipsa paullo post naturae vis et iuris regula appellatur;) quae iubet ea, quae facienda sunt, prohibetque contraria i. e. ad quam boni, recti, iusti notio, dignitasque cernitur. De altera vero, lege humana sic pergit. Eadem ratio lex est sc. homini, quum est in homine confirmata et confecta: i. e. simul atque ratio in homine quasi adolevit et corroborata est. cf. II. 5, 11. Ergo ut illa divina mens summa lex est, perfecta (si in homine ad perfectionem accessit) est in mente sapientis. Communis enim intelligentia, vid. 16, 44. quae cuique homini innascitur, ad perfectionem usque exculta, sapientem efficit, et in eo ipso legem. Commentarii loco vide etiam II. 4, 8. Coll. Fragm. ex l. III. de rep. ap. Lactant. VI. 8. 7. 8. 9. Graeca loca peti possunt ex Turnebi partim comment. ad h. l. partim defensione: ex quo largo fonte reliqui intt. sua omnia. Eben ſo werden zu I. 9, 26 der Stoiker intelligentia richtig und gelehrt erläutert. Zu II. 9, 21 S. 134 iſt die Bemerkung gegründet und neu; — Quod Cicero I. Divin. 41, 92 et Val. Max. I. 1, de principum filiis narrant, Etruriae populis in disciplinam datis, id de Etruscorum, non, ut misere multi statuunt, de Romanorum filiis capiendum est. Nusquam inde inter haruspices, quotquot nominantur, Romanum nomen deprehendes. Hanc enim disciplinam Etrusci omni tempore sibi servarunt etc. Sehr beyfallswürdig iſt die Note zu II. 15, 37 S. 159 von Sabazius: und ſcharfſinnig die Er-

klärung des Widerspruchs in Ciceros Meinung über die Divination, welche Cicero hier II. 13 S. 153 billigt, in den Büchern de Divin. aber verwerflich findet. Als nämlich Cicero diese Bücher de Legg. schrieb, war er noch der ältern Academie zugethan, welche die Divination annahm; allein nachher, als er die Bücher de Divin. verfaßte, hatte er sich für die, von Arcesilas und Carneades reformirte neuere Academie erklärt, welche die Divination verwarf. Vergl. I. Acad. 4, 13. — Richtig ist auch die Erklärung von Hemicyclium, ein halbrunder Sitz für mehrere, nach Graevius ad. Cic. Lael. 1, 5: woraus Schneiders griechisches Wörterbuch h. v. (zweyte Ausgabe) verbessert werden kann. S. 231 wird νηνίατος angeführt; aber ohne Beweisstelle. Stephanus hat nichts davon. Wenn wir nicht irren, so führt es Hesychius aus Hipponax an.

Wie tief der Hr. Herausgeber in die kleinsten Eigenheiten des ciceronischen Sprachgebrauchs eingedrungen, davon finden sich die Beweise fast auf jedem Blatte. Wir wollen hier nur einige dieser Bemerkungen anführen, ohne die Seite zu bezeichnen, da ein angehängtes Register uns dessen überhebt. Cicero setzt in Fragen, die mit Nam beginnen, quid niemals nach dem Subst. nom. Also I. 2, 7 muß Nam quid Macrum numerem? stehen, und nicht Nam Macrum quid n? — Vnde im Nachsatze steht bey Cicero nie für quocirca. — Egone? ist ein Idiotismus der Komiker, den Cicero in seinen Dialogen oft hat, und der aus einer Ellipse zu ergänzen ist. Dadurch werden mehrere Stellen im Cicero verbessert, selbst in den neueren Ausgaben einzelner Schriften desselben. — Cicero schiebt gern Parentheſen ein, die wir Neueren deutlicher ans Ende setzen. — Res bey Cicero oft für notio, also res juris Rechtsbegriff. — Cicero setzt stets alius ullus, nicht ullus alius. — Sed et statt sed etiam ist uncicero-nisch. — Que und et stehen oft erklärend für id est. Qui wird nicht selten auch bey Cicero collective, besonders bey den Wörtern multus, omnis, totus, nihil gebraucht, wo wir es füglich mit: kurz geben können. Uns fiel dabey die

viel besprochne Stelle des Petronius Pindarus novemque Lyrici ein und andere wegen dieses unbekannten Gebrauchs von que angefochtene Stellen, als Vellei. Paterc. I. 8, 2. Quo quidem in ludicro omnisque generis certaminum, Herculeς victor extitit; welche durch diese Bemerkung ihr Licht erhalten. — Vt für utut steht mit dem Subjunctiv, utut aber mit dem Indicativ. Vergl. J. F. Gronov. Obss. III, 6. — Qui, quae, quod steht oft für nam is, ea, id; qui für si nos: Situm esse ist gebräuchlich von einer natürlichen, positum esse von einer zufälligen Lage. — Die Bemerkung, daß catus zu Ciceros Zeit nicht mehr üblich gewesen sey, scheint doch durch die drey Stellen bey Horaz, wo das Wort vorkommt, etwas zweifelhaft zu werden; weshalb uns die Lesart in Tusc. Qu. II, 19, 45 sed homo cautus non catus, welche Hr. Görenz aus dem Nonius und 2 Codd. in den Text zu rücken Willens ist, verdächtig wird. — A oder e contrario sind nicht ciceronisch. Aliud ex alio, alia ex aliis sind ciceronisch, aber ex alio alia nicht. — Et und vel zeigen oft ein Glossem an. — Inesse in ist ciceronisch, außer wo wörtlich aus dem Griechischen übersetzt wird. — Vor qui steht gern bey Cicero hic, nicht is. — Daß quum mit folgendem tum oft den Subjunctiv nach sich habe, ist bekannt, und Hr. G. sagt, er habe mehr als vierzig Stellen, wo dieser Gebrauch vorkomme; neu ist seine Erklärung desselben. Quum muß alsdann licet, obgleich, übersetzt, und bey dem folgenden tum um so mehr tamen hinzugedacht werden, da es ausdrücklich bisweilen dabey gesetzt wird. — Diese Beyspiele werden hinlänglich seyn, unser Urtheil zu bestätigen. Noch sind zwey Excurse angehängt. Der erste ist dazu bestimmt, die Erläuterung von II. 22, 58 weitläuftiger auseinander zu setzen, und zu bestätigen. De gleba, post crematum corpus, ad complendam sepulturam, in os mortui iniecta. Wagner in seinem Commentar S. 138. cll. 141 und 144, hatte os, selbst ossa für facies, oder vielmehr caput genommen, dessen Bedeckung mit Erde

Digitized by Google

Gewissenspflicht gewesen sey. Die, für diese Meinung angeführten Stellen erklärt Hr. G. so, daß sie gar nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. Bey dieser Gelegenheit verbessert er Quintil. VIII. 5 Clarum auctorem audivi, cum lecta in capite, statt e capite, und in der Stelle von Seneca de Benef. V. 24, 2 nach Ruhkopfs Ausg. lieset er et quidem siti confectus qua impeditus für quia i. Beydes ist ohne Zweifel richtig. Auch die Stelle aus Varro de L. L. IV. 2 wird hier verbessert, wenigstens werden gute Vorschläge zur Verbesserung des Textes gegeben. — Der zweyte Excurs handelt De soni sede et ratione in singulis enuntiationibus. Dieß ist ein dankenswerthes Excerpt aus einem eigenen Aufsatze de soni natura in oratione Latina, das des kritischen Nutzens wegen hier beygebracht ist. Bekanntlich hat jede Sprache und Rede ihren natürlichen Ton, erzeugt durch die stärkere, oder geringere Wichtigkeit des Gedankens, und bezeichnet durch eine derselben angemessene Anstrengung des Tones. Aber weniger bekannt ist, daß der Sitz des Tons in den verschiedenen Sprachen auch verschieden sey. Der Numerus ist aber vom Tone verschieden, wird jedoch meistentheils von den Theoretikern unrichtig damit vermischt. In den Sätzen ist der Ton überhaupt dreyfach; in jedem doppelt, in den längern kommt noch ein dritter hinzu. In den kürzern, wenn sie auch nur aus drey Worten bestehen, setzt ihn die Regel auf den Anfang und an das Ende. Dieß zeigen unzählige Beyspiele. Bey den längern Sätzen, die wenigstens aus fünf Worten bestehen, ist der Ton der Regel nach auf dem vierten Worte von Anfange, und enthält so zu sagen das dritte Gewicht des Gedankens. Z. B. de Legg. I, §. 4. templumque sibi dedicari in eo loco iusserit, worin die gesperrt gedruckten Worte die Hauptpuncte des Satzes enthalten; denn das zwischen Eingeschobene dient zur Ausfüllung des Sinnes. Hievon ist der Numerus verschieden, den die Gesetze des Tones nicht selten verletzen, oder vernachlässigen, z. B. I. de Legg. §. 28 neque opinio pe,

Digitized by Google

sed natura constitutum esse ius. Daher haben die Lateiner so viele Sätze, die aus vier Wörtern bestehen, und daher die vielen Verstöße der Abschreiber und Gelehrten in der Stellung der Worte. Doch wir sehen, daß ein Auszug aus diesem höchst genau geschriebenen Excurse bey unserm Raume nicht gut möglich ist. Wer Sinn für dergleichen Untersuchungen hat, wird hier reichen Stoff zur Belehrung, und zum weitern Nachforschen und Nachdenken finden. — Wir müssen noch den schönen Druck rühmen, welcher dem Verleger Ehre macht. Nur wenige Druckfehler sind uns aufgestoßen. Wir rechnen dahin auch die Redensarten non possum non quin — alludit ad u. dgl. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß der treffliche Herausgeber uns bald mit einem neuen Theile dieser philosophischen Schriften Ciceros beschenken, und nach und nach so diesen Werken, die trotz Ernestis Versicherung, daß er gerade bey diesen Schriften am liebsten und fleißigsten verweilt habe, in unverantwortlicher Vernachläßigung lagen, und zum Theil noch liegen, ihre ursprüngliche Schönheit und echte Gestalt wieder geben möge.

التحفة السنية في علم العربية

Grammaire arabe à l'usage des élèves de l'école spéciale des langues orientales vivantes; avec figures. Par A. J. Silvestre de Sacy. Première Partie. XXVI S. Vorrede, Erklärung der Kupfertafeln und Inhaltsanzeige 434 S. Seconde Partie X S. Inhaltsanzeige 473 S. gr. 8. Paris, de l'imprimerie imperiale 1810.

Wir übernehmen mit Vergnügen die Ankündigung der Erscheinung eines Werkes, das dem Studium der arabischen Sprache in Europa einen neuen Schwung geben wird. Denn wir glauben zuversichtlich behaupten zu können, daß von weni-

Digitized by Google

gen Sprachen eine so vollständige Sammlung ihrer Regeln und Eigenthümlichkeiten vorhanden sey, als von der arabischen Sprache die Grammatik des Hrn. de Sacy liefert. Es ist aber die Vollständigkeit nicht der einzige Vorzug dieses Werkes. Von dem Verfasser einer mit Recht sehr geschätzten allgemeinen Grammatik, welche durch Vater's Bearbeitung auch in Deutschland einheimisch geworden, *) läßt es sich zum voraus erwarten, daß nicht allein in der Darstellung und Zusammenfassung der Regeln zweckmäßige Anordnung beobachtet worden, sondern daß auch eine philosophische Ansicht der Sprache die Grundlage der Regeln bildet.

Der erste Theil umfaßt die analytische Behandlung der Schrift und der Redetheile; der zweyte Theil die Syntax. Wir wollen versuchen, unsere Leser mit der Eigenthümlichkeit und den Vorzügen, durch welche dieses Werk sich vor den bisherigen arabischen Sprachlehren auszeichnet, bekannt zu machen, so weit dieses geschehen kann, ohne in das Einzelne der Regeln, welches wir dem eigenen Studium der Leser überlassen, einzugehen.

Bekanntlich war die Grundlage aller bisherigen Grammatiken, welche von den Gelehrten der verschiedenen europäischen Nationen, unter welchen die arabische Sprache Freunde und Verehrer hat, seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, geliefert worden, die erpenische, nach der Ausgabe von Albert Schultens (Lugd. 1748), in welcher auch die Verbesserungen von Jacob Golius sich finden; Michaelis, Richardson, Jahn und Vater besserten, und änderten nur mehr in der Anordnung und im Vortrage, als in Hinsicht auf Voll-

*) Principes de grammaire générale mis à la portée des enfans et propres à servir d'introduction à l'étude de toutes de langues. Ed. sec. Paris an XII. (1803) 8. S. von Sacy Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre, in einem allgemein faßlichen Vortrage als Grundlage alles Sprachunterrichts, und mit besonderer Rücksicht auf die französische Sprache bearbeitet von Prof. Vater. Halle bey Ruf 1804.

Digitized by Google

ſtändigkeit, und auch dort nur im Einzelnen, ohne das Ganze zu ergreifen; und gewiß konnten wenigſtens die deutſchen Gelehrten, bey den beſchränkten Hülfsmitteln für das arabiſche Sprachſtudium, welche in Deutſchland vorhanden ſind, keines beſſern Führers ſich bedienen. Die Regeln der erpeniſchen Grammatik ſind kurz, präcis, deutlich und nur ſelten ungenau. In Hinſicht auf Vollſtändigkeit befriedigt ſie vollkommen die Bedürfniſſe derjenigen, welche das arabiſche Sprachſtudium, wie bisher faſt immer in Deutſchland geſchah, mehr als Hülfsmittel für die Erklärung der hebräiſchen Spracheigenthümlichkeiten betrachteten, als für die wichtigeren Zwecke benutzten, zu welchen es ſchon an ſich benutzt werden kann, noch weniger für Zwecke benutzen konnten, denen in Frankreich und England die Kenntniß der arabiſchen Sprache dient. In der Vorrede gibt Hr. de Sacy eine kurze Kritik der bisherigen Grammatiken, unter welchen er, nächſt der erpeniſchen, vornehmlich die von Jahn (Wien 1796) auszeichnet. Herr de Sacy mußte ſeinem Werke einen umfaſſenderen Plan geben, weil er es den Zöglingen der Specialſchule für lebende morgenländiſche Sprachen beſtimmte. Für dieſe Anſtalt, in welcher Jünglinge, die in Handels- und diplomatiſchen Verhältniſſen, in welchen Frankreich mit den Reichen des Orients ſteht, wichtige Dienſte zu leiſten beſtimmt ſind, Unterricht in den morgenländiſchen Sprachen von den berühmteſten Kennern der morgenländiſchen Sprachen (de Sacy, Langles, Caussin) empfangen, konnte eine Anweiſung zu den Regeln der arabiſchen Sprache, welche in dem Kreiſe der bisherigen arabiſchen Sprachlehren blieb, wenig nützen; die Sprachlehre mußte, um dem künftigen diplomatiſchen Agenten, oder Handelsconſul weſentliche Dienſte zu leiſten, in alle Feinheiten der Sprache, und in die Verſchiedenheiten des Stils und des Ausdrucks einführen. Den Reichthum der Hülfsmittel für das Studium der arabiſchen Literatur, welche jetzt Paris vereinigt, bewundert man in dieſer Grammatik aufs neue. Nur in Paris, wo eine faſt vollſtändige Sammlung der geſchätzteſten arabiſchen

Digitized by Google

Grammatiker vorhanden ist, konnte jetzt ein Werk, wie dieses, entstehen.

Um zuvörderst im Allgemeinen die Methode zu charakterisiren, so geht 1) jedem Abschnitt als Grundlage eine kurze Erörterung aus der allgemeinen Grammatik voran, welche denjenigen, der genauere Erläuterung sucht, auf die oben erwähnte allgemeine Grammatik des Hrn. Verf. verweißt. 2) In der Terminologie ist, was sehr zu billigen ist, wenig geändert, und die gemachten Aenderungen, welche wir bemerklich machen werden, beruhen auf wichtigen Gründen. Dagegen sind 3) die Kunstausdrücke der arabischen Grammatiker überall angeführt, wodurch diese Grammatik ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Verstehen der arabischen Scholiasten wird, bey welchen die Wörterbücher uns oft verlassen. Um dem Anfänger den Gebrauch zu erleichtern, sind alle die Sätze, deren Inhalt ihm entbehrlich ist, und die Schwierigkeiten für ihn vermehren könnte, durch ein eigenes Zeichen abgesondert. Auch für die Bequemlichkeit der Nachweisung sind alle Sätze mit fortlaufenden Zahlen bezeichnet. So ist mit verständiger Sorgfalt und Umsicht alles benutzt, was die Bequemlichkeit des Gebrauchs befördern kann.

Der erste Theil zerfällt in zwey Bücher, wovon das erste die Aussprache und Schrift, das andere die verschiedenen Redetheile behandelt. Nach einigen historischen Bemerkungen über das arabische Alphabet, wird in dem ersten Cap. des ersten Buchs von der Aussprache der Buchstaben sehr deutlich gehandelt. „Der Ton des ظ gleicht dem Ton der Anstrengung beym Ausspeyen, und wird durch das Andrücken des untern Theils der Zunge wider den Gaum hervorgebracht.“ Der Laut des ع wird hervorgebracht durch das Anziehen der äußeren Luft nach dem Schlunde, und diese Bewegung gleicht einigermaßen derjenigen, welche beym angestrengten Niederschlucken entweder wegen angeschwollener Mandeln, oder wegen des Umfangs, oder der Trockenheit der niedergeschluckten Sache

gemacht wird. Die Aussprache des ڤ ist von der des غ nur durch die mindere Articulation des erstern unterschieden." ج ist ein Mittelton zwischen r und g, und gleicht der schnarrenden provençalischen Aussprache des r. (c'est ainsi que les Provençaux prononcent l'r en grasseyant). Ueberall wird auf die Dialectverschiedenheit in der Aussprache aufmerksam gemacht. Zu diesem Capitel gehören acht Kupfertafeln, welche verschiedene Arten der arabischen Schrift darstellen. Im zweyten Cap. werden die verschiedenen, bey den arabischen Grammatikern gewöhnlichen Eintheilungen der Buchstaben angeführt, vollständiger als in den früheren Sprachlehren. Im dritten Cap., das von den Vocalen handelt, wird anstatt des gewöhnlichen Namens der Nunnation die Bezeichnung voyelles nasales gewählt. Das vierte Cap., von den Sylben und Lesezeichen, zeichnet sich außer einer äußerst sorgfältigen Behandlung dieser Lehren, durch eine Belehrung über die besondere Bedeutung dieser und anderer Zeichen in den Handschriften des Korans aus, so wie auch in den folgenden Capiteln auf die Eigenthümlichkeiten der Orthographie des Korans aufmerksam gemacht wird. Im fünften Cap. wird ein Anekdoton aus dem Kitab elagani, oder der Sammlung von Gedichten des Abulfaradsch Ali, Sohn des Hosain aus Isfahan, genannt der Schreiber (Catib) † 966. n. C. als Leseprobe mit der Aussprache gegeben, und in den folgenden drey Capiteln (6—8) vom Accent, der Punctation und den Abkürzungen, dem Zahlenwerth der Buchstaben gehandelt. Im neunten Cap. werden die, für die ganze folgende Formenlehre äußerst wichtigen Regeln der Verwechselung der Buchstaben أوي bey den Arabern حروف العلة die schwachen Buchstaben) sehr ausführlich, aber ungemein faßlich vorgetragen.

In dem zweyten Buche, welches die Formenlehre, oder die Behandlung der Redetheile begreift, handelt, nachdem im ersten Capitel die neue Redetheile in der Ordnung, wie sie

abgehandelt werden ſollen, aufgezählt worden, das zweyte Capitel vom Verbum. Je ſchwieriger, dunkler und verwirrter gerade dieſe Materie von den bisherigen Grammatikern behandelt war, um deſto größer iſt das Verdienſt des Hrn. Verf., hier Licht und Klarheit hervorgebracht zu haben. Der Name von Conjugationen für die abgeleiteten Verba wird mit Schultens verworfen, und dagegen der Name der Formen, der auch der arabiſchen Bezeichnung (نوع species) näher kommt, vorgezogen. Dieſe Formen werden in drey Claſſen getheilt: 1) ſolche, welche durch Hinzufügung eines einzigen Buchſtabens entſtehen (2. 3. 4. Form), 2) diejenigen, in welchen zwey Buchſtaben hinzukommen (5. 6. 7. 8. 9. Form), 3) ſolche, welche um drey Buchſtaben vermehrt werden (10. 11. 12. 13. Form). Wenn die vierzehnte und funfzehnte Form, die eigentlich aus quadriliteris entſtehen, mitgerechnet werden, ſo bilden dieſe eine vierte Claſſe. Anſtatt der Bezeichnungen activum und passivum ſind die Namen voix subjective (bey den Arabern فاعل) und voix objective (ar. مفعول) gewählt. Von den Modis, welche in den arabiſchen Grammatiken bisher ganz überſehen, oder vielmehr durch unpaſſende Namen verdeckt wurden, ſo deutlich ſie auch in der Sprache vorhanden ſind, werden ſechs angenommen: Indicativ, Subjunctiv, Conditionalis, modus energicus, Imperativ, imperativus energicus. Die Stelle des Infinitivs (den man auch in den Grammatiken anderer Sprachen nicht zu den modis rechnen ſollte) erſetzt im Arabiſchen das Nomen abſtractum des Verbi, und das Participium wird durch ein Adjectiv ausgedrückt. (Aber in allen andern Sprachen iſt das Participium eben ſo gut ein adjectivum verbale, wie im Arabiſchen فاعل und مفعول, und wir finden den Unterſchied nur darin, daß die arabiſche Sprache weniger adjectiva verbalia zuläßt, als z. B. die lateiniſche und griechiſche). Die tempora bezeichnet der Verf. mit dem Namen Präteritum (ar. ماض) und

Digitized by Google

Aoriſt (temps indéfini). Wir wollen mit dem Verf. über den letzten Namen nicht ſtreiten, nur glauben wir, daß beſonders durch Reiz in ſeiner Abhandlung de temporibus et modis verbi graeci hinreichend bewieſen iſt, daß der griechiſche Aoriſt kein tempus indefinitum, ſondern ein tempus infinitum iſt). Bey den Arabern heißt das ſogenannte Futurum مضارع semblable, weil es mehrere Attribute gemeinſchaftlich mit dem nomen hat, und zwar dadurch, daß die Endbeugungen Veränderungen erleiden, um die verſchiedenen Modi auszudrücken, deren nur dieſes tempus fähig iſt. Denn das futurum antitheticum des Erpenius (يَنْصُرَ) bildet den Conjunctiv, das futurum apocopatum (يَنْصُرْ) den conditionalis und das doppelte futurum paragogicum (يَنْصُرَنْ und يَنْصُرَنَّ) wovon das erſtere bey den arabiſchen Grammatikern das leichte خفيفة, und das letztere das ſchwere ثقيلة (la pésante) genannt wird, der modus energicus. Mit großer Umſicht und Sorgfalt iſt über den Gebrauch und die Bedeutung der Tempora gehandelt. Es wäre nicht unzweckmäßig geweſen, hier eine Ueberſicht der, durch das Verbum كان gebildeten zuſammengeſetzten Tempora zu geben, als Beweis, wie ſehr ſich dadurch das arabiſche Verbum der Vollſtändigkeit der Verba in unſern Sprachen nähert. Der Hr. Verf. hat dieß unterlaſſen aus dem Grunde, weil كان als ein verbum concavum den Anfänger, der noch nicht mit den Abweichungen deſſelben bekannt ſey kann, Schwierigkeiten machen könnte. Bey dem Imperativ wird (Nro. 304) bemerkt, daß von verbis triliteris bisweilen ein Wort nach den Formen فَعَالٌ und فَعَالِ gebildet werde, das weder declinirt, noch conjungirt werden könne, und die Stelle des Infinitivs vertrete. In dieſer Bemerkung vermiſſen wir ungern eine nähere

Digitized by Google

Bestimmung dieser Form, (s. unten) welche Albert Schultens für eine alte, der hebräischen näher kommenden Form des Imperativs erklärte (ad Consess. Harir. IV. S. 55). Nach den bisherigen Bemerkungen läßt sich im voraus erwarten, daß auf die Behandlung der unregelmäßigen Zeitwörter, welche immer als ein sehr schwerer Theil der arabischen Grammatik angesehen worden sind, ganz vorzüglich Fleiß gewendet worden ist. Die systematische Anordnung ist höchst zweckmäßig. Es werden ihrer drey Hauptarten aufgezählt: verba surda, hamzata, und imperfecta, unter deren Stammbuchstaben و oder ي sich befindet, quiescentia bey Erpenius. Von den beyden Arten bilden sich sowohl durch die Stellung der Buchstaben, welche die Unregelmäßigkeit veranlassen, als durch die Vermischung der beyden Arten selbst, folgende Unterarten: 1) Die verba imperfecta, deren erster Stammbuchstabe و oder ي ist, heißen bey den Arabern مِثَالٌ assimilés, welcher Name beybehalten ist) weil die Conjugation ihres Präteritums nicht von der Conjugation des Präteritums der regelmäßigen Zeitwörter abweicht. 2) Assimilirte Zeitwörter, die zum zweyten, oder dritten Radical Hamza haben. 3) Verba concava, deren mittlerer Stammbuchstabe ein و oder ي ist. Bey den Arabern أَجْوَفُ auch ذُو الثَّلَاثَةِ, weil sie in der ersten Person des Singulars vom Präteritum nur drey Consonanten haben, z. B. قُلْتُ, im Gegensatz gegen Nro. 5. 4) Verba concava, welche zugleich verba hamzata sind. 5) Zeitwörter, deren dritter Radical و oder ي ist von den arabischen Grammatikern نَاقِصٌ defectiva auch ذُو الْعَرَبِيَّةِ (weil ihr Präteritum in der ersten Person des Singulars vier Consonanten hat, z. B. رَمَيْتُ). 6) Verba defectiva, welche zugleich verba hamzata sind. 7) Verba dupliciter imper-

Digitized by Google

fecta. Diese letztere zerfallen in zwey Classen, a) solche, deren erster und dritter Stammbuchstabe و oder ي ist, z. B. وقي welche also zugleich verba assimilata und defectiva von den arabischen Grammatikern لَفِيفٌ مَفْرُوقٌ compliqués avec intervalle genannt. b) Solche, in welchen و und ي den zweyten und dritten Platz einnehmen, z. B. شوي, welche in den arabischen Sprachlehren den Namen لَفِيفٌ مَقْرُونٌ compliqués avec contiguité führen. Sie richten sich zugleich nach den Regeln der verba concava und der verba defectiva. 8) Verba dupliciter imperfecta, welche zugleich verba hamzata sind. Auch diese zerfallen in zwey Classen: a) solche, in welchen أ der erste, und b) solche, in welcher es der zweyte Stammbuchstabe ist. Nur ein einziges verbum tripliciter imperfectum findet sich in der arabischen Sprache يَمَّى, das den Buchstaben ي schreiben bedeutet. Die drey letzten §§. dieses Capitels handeln von dem verbo negativo لَيْسَ, den Zeitwörtern des Lobens und des Tadels (حَبَّذَا, بِئْسَ, نِعْمَ, u. s. w. die eigentlich Exclamationen sind, aber von den arabischen Grammatikern als Verba betrachtet werden), und denen der Verwunderung, welche zwey Formen مَا أَفْعَلَ und أَفْعِلْ mit nachfolgendem ب zugelassen. Wir vermissen bey den letzten ungern eine Erklärung dieser Formen, nach den allgemeinen Gesetzen der Sprache, welche niemand belehrender als Hr. de Sacy hätte geben können; die erste ist gewiß die vierte Form des Verbums impersonaliter gebraucht, wie aus dem darauf folgenden Accusativ erhellt, z. B. in der Formel: ما أحسن زَيْداً wörtlich quam pulchrum facit Zaidum, und die zweyte läßt sich unsers Erachtens bequem als Imperativ der vierten Form ansehen.

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Dreyzehntes Heft.

Pandora von Göthe. Ein Taschenbuch für das Jahr 1810. Wien und Triest, in der Geistingerschen Buchhandlung. 64 S. Mit 4 Umrissen. (1 Rthlr.)

Die alte Fabel ist in diesem Werk hier mehr, hier weniger leise umgeformt und erweitet, und in das Ganze ein durchaus neuer Sinn gelegt worden, größer und schöner, als uns irgend ein neu umgedeuteter Mythus darbietet. Prometheus ist der Vorschauende, der nur an die Gegenwart denkinde, arbeitselige Menschenvater; sein Bruder Epimetheus ist der Rückblickende, er lebt in der Erinnerung, dem Gefühl hingegeben. Prometheus ist Repräsentant der Sinne und des Verstandes, Epimetheus der Phantasie und des Gemüths, Prometheus der Wirklichkeit, Epimetheus des Idealen. Jener ist der Anfänger, dieser aber der Vollender des Menschengeschlechts *), dem durch ihn die Himm-

*) Sollte sich darauf wohl auch die Verschiedenheit beziehen, die zwischen der Seite des Prometheus und der des Epimetheus auf dem Schauplatz statt findet, daß die erste roher, die andre wohnlicher, milder, geregelter und erfüllter ist? — Eine ähnliche Ansicht übrigens verräth schon die Nachricht bey Suidas, daß Prometheus die Menschen gebildet und ihnen Weisheit gelehrt, Epimetheus aber die Musenkünste erfunden habe. Einige Bezie-

lichen das Schöne und Ueberirdische reichen, das nicht in des Titanen Händen zu geben stand. Denn Epimetheus nahm die Allgabe der Götter auf, Pandora, nicht ein trugvolles Bild des Hephästos, sondern reine Uranione, welche der strenge Prometheus von sich gewiesen hatte. Sie nahm sein der Schönheit offenes Herz ein, und beseligte ihn durch unendlichen Reitz und Liebe. Durch die Liebe wird das Reich der Ideale aufgeschlossen, und ihr wird das Himmlische offenbar. Aber wie der Mensch in den Kreis der Vorstellungen eintritt, ist er auch der Täuschung ausgesetzt; statt der Ideale sieht ein blödes Auge Scheinbilder, nicht das aufgehende Gestirn selbst, sondern ein verwirrtes Flimmern umher, erzeugt durch den Lichtglanz und seine eigne Schwäche. Pandora bringt dem Epimetheus (und seinen Menschen) zur Mitgift ein schönes Gefäß, er öffnet es, und unter Dämpfen blitzen liebliche Götterbilder heraus, und schweben oben, Liebesglück, Pracht, Gewalt und andere freundlich lockende Rauchgeburten. Von der zuströmenden Menge lassen sich viele, während Prometheus andre für den rechtschaffnen Fleiß rettet, durch die unerreichlichen und täuschenden Luftgebilde verführen, haschen ihnen nach, und verlieren sich, das Wirkliche und Nutzbare aufgebend, gegen ein bloßes Spiel nichtigen Scheins. Das wahre himmlische Gebild erblicken sie gar nicht, das aber Epimetheus, unbethört durch das Wesenlose, das die Braut begleitet, fest hält, und sich zu eigen macht. Doch das Irdische verliert nie seinen Antheil an dem Sterblichen, das Höhere ist ihm nur bedingt beschieden. Nicht immer also dauerte des Epimetheus Glück; Pandora verläßt ihn freundlich und geheimnißvoll, nachdem sie ihm Zwillingstöchter geboren hat. Von diesen, wovon die eine der Mutter, die andre dem Vater ähnlich geboren war, läßt sie ihm eine zurück, Epimeleia (die sinnende, sorgsame, Pensersa), die fortan der Mutter an Gestalt und Schönheit

---

bungen mit der göthischen hat auch die von Plotinos, Ennead. 4. B. 3 C. 14 dunkel verrathne merkwürdige alte Fabel.

ähnlich aufblüht. Die andere Tochter, von himmlischer Natur, Elpore (die Hoffnung) nimmt sie mit sich. Doch entzieht sie auch diese der Erde, auf der sie entsprossen ist, nicht ganz, so wie sie Epimeleien die himmlische Anlage nicht entzog, sondern sie solche verschmolzen mit der irdischen Natur fortzupflanzen bestimmte. Elpore naht dem schlafenden Epimetheus, kühlt und küßt ihn, und tröstet ihn milde mit Pandorens Wiederkehr. Zugleich bietet sie der Welt (in den Zuschauern) an, ihre Wünsche zu empfangen, und indem sie aufrichtig Macht, Reichthum, Glanz und Einfluß, wozu sie sich drängen, wie zu Pandorens Schattengebilden, eines jeden Zuthun und irdischer Betriebsamkeit überläßt, sagt sie, als Tochter der himmlischen Liebe, nur zu den Fragen der Liebe, ja doch ja.

Während Prometheus arbeitet, Epimetheus trauert, lieben sich ihre Kinder, Phileros (Minnehold) und Epimeleia, sie liebedürftig und der Liebe werth, und er die Leidenschaft, die nur in der Treue und dem Gemüthlichen, das vom Himmel stammt, und in dem stillen Wirken Ruhe finden kann. Von der Schönheit und Liebe berührt, wird das, der Leidenschaft angestammte Sinnliche vergeistigt; so hat Phileros die Natur des Vaters schon überschritten, und ist Epimeleien verwandt. Früh Morgens geht Phileros auf dem Weg der Liebe. In den Garten, dessen Thüre für ihn offen stand, ist ein Hirte geschlichen. Der Anblick desselben reißt seinen Zorn, und die Wuth, womit er die Geliebte verfolgt, gleicht an Stärke seiner Liebe. Kaum vermag Epimetheus die Gehngstete vom Tod zu retten; da erscheint Prometheus, schilt den Gewaltsamen, und jagt ihn ins Weite. Indem er das Recht der warmen, Leidenschaft gegen die kalte Gesetzlichkeit vorstellt, scheidet er, sich dem Tod zu geben, dessen ihn der Vater schuldig erkennt, indem er noch Epimeleien der Untreue zeiht. Sie gewahrt nun das Mißverständniß, löst es, und beweint die verlorene Liebe. Feuer bricht in Epimetheus Wohnung aus, Epimeleia ist in Gefahr. Aber der Jüngling geht aus den Fluthen, in die er sich gestürzt hatte, mit erwachtem Liebes-

Digitized by Google

muth, gerettet, und Epimeleia aus den Flammen unversehrt hervor. So begegnen sie sich, ihre Vereinigung erfolgt von selbst, und in ihnen kehrt Pandora zurück, um nicht mehr zu weichen, oder immer wieder zu kehren.

Niedersenkt sich Würdiges und Schönes,
Erst verborgen, offenbar zu werden,
Offenbar, um wieder sich zu bergen.

So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und That sich segnend nieder,
Gabe senkt sich ungeahndet vormals.

Und alle Menschen feyern den schönen Tag, welchen jetzt Eos voll Antheils heranführt. Auch die Brüder, die ewig aus einander zu gehen scheinen, sind, ohne doch ihren Charakter aufzugeben, vereinigt. Der Anblick Epimeleiens, die die Schönheit der Mutter mit irdischem Beruf vereinte, hat den entfremdeten Prometheus seinem Bruder zugeführt; er lobt sich auch Elporen als unentbehrlich für das Glück der Sterblichen. Epimetheus aber, ob er gleich gegen den Bruder behauptete, daß das Glück der Liebe und der Schönheit nie vergehe, daß selbst der Schmerz um ein höchstes Kleinod Genuß sey, und daß Glück und Jugend auch im Wechsel und geschieden immer schön bleiben, gibt doch nach, daß die Erinnerung allzu ohnmächtig sey, an die Gegenwart gehalten,

Mühend versenkt ängstlich der Sinn
Sich in die Nacht, suchet umsonst
Nach der Gestalt. Ach! wie so klar
Stand sie am Tag sonst vor dem Blick.

Schwankend erscheint kaum noch das Bild;
Etwa nur so schritt sie heran!
Naht sie mir denn? Faßt sie mich wohl?
Nebelgestalt schwebt sie vorbey u. s. w.

und versinkt in weiche Schmerzen über den verlornen wirklichen Besitz. Wie er diese aufgeben wird bey der neuen Liebe, wie er, der sich überlebt hatte, neu aufleben wird, überläßt uns der Dichter zu fühlen, so wie, daß die Härte des Prometheus,

Digitized by Google

der alle Güter als gleich betrachtet, und der Schönheit nicht huldigt, der die Sterblichen nur tadelt, ohne mit Liebe von den Göttern etwas besseres für sie zu hoffen, gänzlich verschwinden mußte vor den Worten der Eos:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es,
Was zu geben sey, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen; aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren.

Um diese einfache Gruppe stellt sich das ganze Leben in schönen Symbolen umher, in den Schmieden, die Prometheus in der Morgenfrühe zum Werk führt, und in denen, da sie von den Elementen singen, wie in Hephästos und Pallas, der Stand der Künstler und Weisen noch mit dem Handwerk gepaart ist; in den Hirten, die sich Geräthe von ihnen holen, in den Kriegern, die immer im Leben bereit stehen müssen, und, wie ihr Lied andeutet, schon aus den Hirten hervorgehn, hier aber nur die Flammen zu löschen haben, und endlich in dem bunten Menschenchor, das die Geretteten umfängt.

So tiefsinnig der allegorische Inhalt erfunden ist, eben so klar und lebendig sind die Charaktere und das Historische, worin diese Bedeutung niedergelegt ist, ausgeführt; ja, das mehr plastische und malerische Talent, wodurch dieß bewirkt worden, und unser Interesse an den erscheinenden Gestalten und deren Composition und Bewegung ist so groß, daß sie fast das mehr Poetische zu überwiegen, oder unabhängig von der Allegorie durch sich selbst uns ganz in Anspruch zu nehmen scheinen könnten. Sind die Figuren in einem allegorischen Poem bloße Luftgestalten ohne Charakter und Natur, so können sie uns nur durch den Begriff, nicht durch ihr Seyn ergötzen, sie sind für die Kunst hinfällige Wesen, mehr ein Spiel, worin philosophische Ideen geübt werden. Nur wenn sie durch den Dichter vielbelebtes, gediegenes Wesen und reiche Individualität erhalten, wird durch sie die Idee eigentlich mit Gestalt bekleidet, die sonst ewig nackt und unanschaulich bleibt. Es müssen also

Digitized by Google

nothwendig viele Züge eingemischt werden, die für den allegorischen Sinn entbehrlich, aber für die sinnliche Wahrheit und Schönheit der Personen und der Handlung wesentlich sind, ohne jedoch jenen zu verwirren und zu verletzen; kurz es darf nicht alles sichtbar in der Allegorie aufgehn, die Natur muß gleichsam ihre Rechte gegen den Geist behaupten, und indem sie sich bald abhängig, bald unabhängig von ihm zu zeigen scheint, wird sich in dem Gedicht das große Geheimniß der Natur der Dinge, die Einheit in der Verschiedenheit, abspiegeln. Diesen hohen Reitz des geheimnißvollen Lebens meinte der Dichter in den Worten:

Doch glaube keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je enträthseln werde.

In der Pandora ist, um ein Beyspiel zu geben, die Erscheinung des Himmlischen in Gestalt der Liebe der Allegorie wesentlich; vieles aber in den Worten des Epimetheus von Pandorens Reitz und Schmuck, von seinem Liebesgenuß und seinem Kummer entzieht sich ihr, oder läßt sie aus den Augen. Das Verschwinden der Pandora ist allegorisch, daß sie sich verschleiert, als sie die Kinder unterm Herzen trägt, und je näher ihr Abschied kommt, um so freundlicher wird, ist nicht allegorisch, sondern Weiblichkeit einer Göttin. So ist das Männliche, das Prometheus oft sehr charakteristisch ausspricht, und ein Anstrich von Weiblichem, und zugleich von Bitterm im Wesen des Epimetheus, eine Sache bloß der Zeichnung; wenn z. B. jener dem Epimetheus, der die, von Prometheus zwar aus zartem Thon, aber nur für die Begierde und den Dienst des Manns gebildeten Frauen verschmäht, entgegnet:

So werde Knecht, verschmähest du die treue Magd;

oder wenn dieser sagt:

— — — — Besser blieb' es immer Nacht!
Gewaltsam schüttle Helios die Lockenglut,
Doch Menschenpfade zu erhellen sind sie nicht.

Auf ähnliche Weise sind die antiken Idealstatuen zwar im Allgemeinen symbolisch; aber es sind hier und da Theile und

Digitized by Google

Anordnungen, von einzelnen wenigstens, die dieses Symbolische auszuprägen nicht miterfordert werden, in denen reine Natur liegt, und die eben darum, weil sie keiner bestimmten Bedeutung dienen, verschiednen Figuren gemein seyn können.

Soviel glaubten wir, gleich einem Exegetes bey den Griechen, über die Bedeutung der Pandora sagen zu müssen. Die Schönheit und Eigenthümlichkeit der Gestalten, die effectvollharmonische Gruppirung derselben, das ganze Exoterische der Handlung zu schauen und zu fühlen überlassen wir billig dem Leser. Wem entginge das Holde der Epimeleia, wie sie z. B. nach der Flucht des Phileros die Vergänglichkeit des Glücks und den schmerzlichen Verlust wohlerworbener Liebe so tief fühlt, daß sie nicht eilen kann, sich vom Verdacht zu befreyen, wie sie ihren Geliebten, der doch eben erst so grausam war, mehr empfindet, als sich, und, was sie auf einmal rechtfertigte, fast noch als Schuld gesteht:

Angelehnt war ihm die Gartenpforte,
Das gesteh' ich, warum sollt' ichs leugnen?
Unheil überwältigt Scham;

oder der große Charakter der Liebe in Epimetheus, dem

—— auf ewig holde Liebesfülle schuf
Zur süßen Lebensfabel jenen Augenblick;

oder die heroische Derbheit und der Feuergeist der edeln Jugend in Phileros:

Sie zog mir mein Leben ins ihre hinein,
Ich habe nichts mehr um lebendig seyn;

oder das süße Bild, die zephyrleichte Erscheinung der Hoffnung, deren Sprache zuletzt so wunderbar in Laute der Echo verklingt, daß es ganz überflüssig war, es darunter anzumerken; oder die milde Götterwürde in den Worten der Eos und die herrliche Pracht in der Rückkehr des Jünglings aus den Wogen?

Wenige von Göthe's Werken eignen sich so sehr, als die Pandora, zum tiefen und lehrreichen Studium, und ziehen so sehr (wenn nicht auf der Bühne, doch in der Literatur) unser Drama herauf, das, abgesehn von einem gutgemeinten, schwa-

Digitized by Google

chen poetischen Anfang, von der Prosa sich loßreißend, empor-schreiten muß, da das Griechische im Gegentheil von der Höhe des Idealen herabsteigend, allmälig unpoetischer wurde, worüber schon Aristoteles klagt; wenige sind so poetisch in der griechischen Bedeutung des Worts, d. h. nicht, ganz aus der Phantasie geboren und die Natur mehr als einen gewöhnten Modeanzug, denn als wesentlich, an sich tragend, sondern in so fern, als sich die höchste Realität mit der höchsten Idealität, die höchste Freyheit mit der größten Treue verbindet, und in der Allgemeinheit eines symbolischen Wesens das sprechende Leben des Individuums durchblickt. Dem hohen poetischen Charakter, worin Pandorens Wiederkehr gedacht und empfunden ist, entspricht natürlich die Form. Dieß führt uns denn auf die Erwägung der Gattung, welcher sie angehören möge. Wir können uns darüber kurz erklären, indem wir sie eine Tragödie im griechischen Verstande nennen. Die griechischen Tragödien gliedern sich in drey Theile, wovon das Mittelglied wieder (in der Periode der völligen Entfaltung wenigstens) meist sichtbar aus drey wohl verbundnen, gewöhnlich auch durch Chorlieder bezeichneten Theilen besteht; eine Bemerkung, deren Erörterung und Beweis wir für jetzt schuldig bleiben müssen. Dieselbe natürliche und sinnvolle Structur finden wir auch in der Pandora. Den ersten Theil möchten wir die Vorbereitung der Handlung nennen; er umfaßt, was die Umstände gegeben haben, vor der That des Helden und vor den Begebenheiten, er führt uns auf den Schauplatz des Handelns, und schließt sich in der Pandora da, wo Elpore abtritt, nachdem sie ihrem Vater im Schlaf erschienen ist. Der ganze zweyte enthält die ganze Handlung, die Verwicklung, den Kampf, alles, was uns spannt. Der dritte gibt die Auflösung, er enthält den Ausgang, welchen die Götter der That und den Begebenheiten verleihen, führt uns von dem Schauplatz zu uns selbst zurück, indem er den Eindruck der Handlung bestimmt, und ihr die, außer ihr selbst liegende Vollendung gibt, ohne die wir eben so wenig ruhig von ihr scheiden, wie wir ohne den ersten Theil

Digitized by Google

mit Einsicht und Antheil zu ihr treten könnten. Die Handlung in der Pandora ist einzig bestimmt durch die Flucht der Pandora und das Räthsel ihrer Wiederkehr. Sie ist aber eigentlich leidend; denn was Prometheus sagt:

Zu dulden ist, Sey's thätig, oder leidend auch!

können wir umkehren, und sagen:

Zu handeln ist, seys thätig oder leidend auch!

Die Trauer des Epimetheus, seine bey der Unverbürgtheit der Hoffnung doch stets genährte Sehnsucht nach dem Himmlischen ist sein großes Werk und Heldenthum; denn in seiner Geliebten hält er durch seinen Glauben das Kleinod der Menschheit fest. Aber dieser leidende Zustand würde doch, wenn er allein den ganzen Haupttheil ausmachte, zu einförmig seyn und nicht genug unserm Interesse entsprechen, das Bewegung und Sichtbarkeit der Handlung vorzieht. Es tritt daher der ganz eigne Umstand ein, daß, diesen Mangel am Dramatischen zu ersetzen, Phileros und Epimeleia in Schlingen des Schicksals fallen. Wer nun glaubte, daß in dem, was sie thun und wagen, eigentlich und allein der Knoten des Stücks geschürzt sey, würde nach unserer Meinung gänzlich irren. Denn mit ihrer Liebe und Existenz stand zugleich das Schicksal von Epimetheus, von der Liebe überhaupt und der höheren Menschlichkeit auf dem Spiel, Pandorens Wiederkehr. Wir sahen dieß zwar nicht von Anfang ein, und bangten nur für sie selbst; allein den größeren Schauer, den wir empfunden hätten, wäre uns dieß vorher klar gewesen, empfinden wir doppelt nach, und der, in Bezug auf den Hauptgegenstand verhaltne Antheil bricht so auf einmal concentrirt hervor. Der Dichter hat uns schonend mit verbundenem Auge am Abgrund vorüber geführt; worüber wir klagen konnten, war, was uns die Aussicht benahm, was uns die Entwicklung aufzuhalten schien; und was uns erspart wurde, ist die Angst um das Glück dieser Entwicklung, die eben am entscheidenden Puncte stand. Zugleich wird die Liebe des jungen Paars durch die Lagen, in die sie gestellt wird, verherrlicht, und da ihre Vollendung insgeheim

Digitized by Google

der Gegenstand ist, warum gerungen wird, so ist, was ihre Natur entwickelt, und erhebt, dem Ganzen nothwendig, und es ist an etwas episodisches dabey gar nicht zu denken. So ist der Zustand des Epimetheus und der beyden Liebenden innig zu dem Einen Mittelganzen verflochten, dessen drey Hauptpartieen, nach der oben geäußerten Vermuthung, wir nun noch nachzuweisen haben. Die erste ist der Streit von Phileros und Epimeleia, und endet da, wo sie ihre Klagen ausgeredet hat; in der zweyten, dem langen Gespräch des Epimetheus und Prometheus, tritt die unauflösliche Sehnsucht des ersten vollkommen hervor, und was darin Exposition scheinen könnte, ist alles nur wie Nahrung seines Schmerzes zu betrachten, und fand hier seine Stelle am besten, weil die stete Erinnerung eben mit zur Handlung gehört. Die dritte endlich steigert die Gefahr von Phileros und Epimeleiens Liebe zur Ahndung der traurigsten Katastrophe; sie sind in Feuers und Wassersgefahr. Mit der Erscheinung der Eos beginnt die Auflösung, der Sieg ist errungen, die Leiden versöhnt.

Der Chor, welcher der griechischen Tragödie wesentlich ist, findet sich in der Pandora mit großer Weisheit behandelt, und neu erfunden; der Chor, eben so wenig, wie er ursprünglich war, und zum Theil noch in den Stücken des Aeschylos ist, als wie er in den Theorien einiger Neueren geworden ist, sondern nach seiner rein aus der Kunst geschöpften Bedeutung. So fest und eng bestimmt auch, zum Theil durch äußere, in der Geschichte der Tragödie und in der Aufführung liegende Gründe, vielleicht mit durch die Sanction der häufigen Wiederholung und Gewohnheit, seine Form in der griechischen Tragödie geworden ist, so ist sie darum nicht die einzig mögliche und nothwendige, und die Unbeweglichkeit derselben gehört schwerlich zu den Vorzügen des griechischen Theaters. Wie der griechische Chor Ein Volk bedeutete, so bedeuten die göthe'schen Chöre die Stände der Welt, da auch die Handlung das ganze Geschlecht angeht. Sie erfüllen den Zweck des Chors in sofern, als ein großes künstliches Ganzes massenweise

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit nöthig hat; sie bilden, wie jener, ein Allgemeines, Objectives, das dem Individuellen der Personen und Zustände des Dramas entgegensteht, sie befreyen uns abwechselnd von der Aufmerksamkeit auf ein Einzelnes, lassen uns im Stillstehen der Handlung ruhen, oder sie an unserm Gefühl erproben, und ziehen uns von einseitigem Antheil an dem Gegenstand ab, zu dem wir höher gestimmt und mit neuer Freyheit der Seele und mit dadurch erhöhtem und veredeltem Interesse zurückkehren. Es ist wahr, der Gegenstand der Handlung, den der griechische Chor begleitete, und mit weiser Ruhe betrachtete, ist ihnen ganz fremd. Aber so auch würden sie, wenn uns die Vorliebe für den Helden, der die menschliche Freyheit und Tugend im Verhältniß zur göttlichen Nothwendigkeit darstellt, im Urtheilen und Wünschen zu weit führen sollte, durch ihren Frieden, selbst durch das ruhige Daseyn, das ihnen die Götter gönnen (d. i. den Menschen im Allgemeinen, die durch keine heroische Leidenschaft über die Schranken der Freyheit getäuscht, oder nicht von einem dunkeln Rathschluß der Götter zu Opfern ausersehen sind), eben so gut, wie der griechische Chor durch seine Unparteilichkeit gegen Götter und Menschen, an die menschliche Bestimmung zu denken mahnen, und unser Mitleid und Schätzung des Helden mit der Ehrfurcht vor der ewigen Gerechtigkeit ausgleichen. Sodann ist auch der zufällige Unterschied noch, daß die Chorlieder in der Pandora nicht würdevoll und erhaben sind, wie die Griechischen, welche die Majestät des souveränen Volks nicht verleugneten und durch ihre Reflexion auf die Handlung so ernst gestimmt wurden, sondern durchaus naiv. Da singen die Krieger z. B.

Der Ruf des Herrn,
Des Vaters, tönt;
Wir folgen gern,
Wir sinds gewöhnt.
Geboren sind
Wir all zum Streit,
Wie Schall und Wind
Zum Weg bereit.
Wir ziehn, wir ziehn
Und sagen's nicht.
Wohin? wohin?
Wir fragen's nicht;
Und Schwerd und Spieß

Wir tragen's fern,
Und jen's und dieß
Wir wagen's gern.

So geht es kühn
Zur Welt hinein,
Was wir beziehn,
Wird unser seyn.
Will einer das,
Verwehren wir's;
Hat einer was,
Verzehren wir's.

Hat einer gnug
Und will noch mehr;
Der wilde Zug
Macht alles leer.
Da sackt man auf!
Und brennt das Haus
Da packt man auf
Und rennt heraus.

So zieht vom Ort
mit festem Schritt,
Der erste fort
Den zweyten mit.
Wenn Wahn und Bahn
Der beste brach,
Kommt an und an
Der letzte nach.

Sehen wir auf den allegorischen Geist und die Höhe des Stücks, so müssen wir es, so durchaus verschieden sonst beyde Dichter die prometheische Fabel aufgefaßt haben, aeschyleisch nennen — denn Aeschylus schaute die Mythologie weniger plastisch und eigentlich griechisch an, sondern er verstand sehr wohl, das Positive und äußerlich Gewordene auf die sinnbildliche Idee zurückzuführen, und in diesem Sinn fortzudichten; — sophokleisch aber, wenn wir die zarte Entfaltung und Harmonie, das bescheidene Maß der leichtschaffenden Hand (z. B. in der Scene, wo sich die Liebenden zurückgegeben werden) neben dem glücklichen Tact für jedes günstige Motiv, das in dem Stoff versteckt lag, das Ergreifende und das milde, warme Leben durch das ganze Drama hin, berücksichtigen.

Auf den Vers hat Göthe vielleicht in keinem seiner Werke mehr Sorgfalt gewandt, als in der Pandora, und sie auch darin der antiken Tragödie so nahe gebracht, als das Gefühl des Wesentlichen erfoderte, und der Genius gut heißen wollte. Wer diesem darin recht nachforschen wollte, müßte nicht unterlassen, manche andre Versuche, die alte Tragödie formell zu erneuern, mit der göthe'schen geistigen Aneignung und originellen Nachbildung derselben zu vergleichen. Was werden, wenn sie anders tief genug einzugehen geneigt sind, zu dieser

Digitized by Google

Erscheinung diejenigen sagen, die eine solche Tragödie in unsern Tagen für nothwendig todt schon in ihrer Geburt zu betrachten pflegen, und die freylich auch Statuen und Basreliefs, wie sie gegenwärtig im eigensten Geist der Antike mit eignem Kunstgenie gebildet werden, für todt ansehen sollten? — Der Dialog ist durchgängig in reinen griechischen Trimetern mit schöner Mischung von Spondäen, seltnen Anapästen, voll schöner Cäsuren, häufigen gewichtvollen Worten, streng in der Quantität, so daß gegen die vossischen Regeln nur die Kürze der, mit dem Verbum verbundnen Präposition „werkaufregend" und nur Einmal (S. 17) in der vierten Stelle ein Spondäus vorkommt, mit einigen Anomalien, die, von großen Dichtern und Verskünstlern gebraucht, nichts verstoßen, wie Einmal die Brechung eines Worts in zwey Trimeter. In den lyrischen Stellen herrscht die größte Mannigfaltigkeit der Sylbenmaße. Da sind daktylische, anapästische, trochäische, jambische, choriambische Lieder und Ionici a minore, in kürzeren und längeren Versen. In den letzten kommt häufig statt der zwey Kürzen ein Trochäus vor. So leicht dieser nun auch mitten im Rhythmus und bey dem großen Gewicht der zwey folgenden Längen sich schmiegen möchte, da ohnehin unsre ordinäre Aussprache einer zweysylbigen Doppelkürze nicht entgegen ist, so möchten wir diese Freyheit doch nicht billigen. Mehrere dieser Lieder sind zugleich gereimt, und alsdann ist die Quantität weniger beobachtet. Der Reim gehört von der einen Seite dem Romantischen in der Poesie ganz eigen an, und würde, wenn er nicht noch eine andre hätte, in diesem Gedicht eine Disparate machen. Er trägt in sofern den Charakter der modernen Poesie, als in dem Vorklingen der Reime und den Accorden der Klänge etwas musikalisches liegt, und die Töne, die nach Vereinigung zu streben scheinen, das Innige, Weiche und Liebende derselben, das dem männlichen Charakter der antiken entgegensteht, andeuten. Auch bildet er im Ganzen ein gewisses mystisches Spiel; denn die gleichlautenden, leicht zusammengefundnen Töne aus der, sonst nicht zusammenklingenden Sprache

Digitized by Google

haben den Schein des Wunderbaren, und täuschen mit einer gewissen Ahndung von geheimnißvollen Beziehungen und inneren Harmonien in der Natur und den Zauberkreisen der Poesie, die sich bis in dieses Aeußerliche verriethen. Von der andern Seite widerstreitet der Reim nicht bloß dem Antiken nicht, sondern ersetzt etwas, das uns gegen die classischen Sprachen fehlt. Denn da die deutsche der griechischen Sprache im Klangvollen so sehr nachsteht, so darf sie es wohl durch Wiederholung des Tons zu mehren, und die Töne dadurch hervorzuheben suchen. In der griechischen Sprache würde der Wiederklang vielleicht zu rauschend geworden seyn; in unsern Liedern hebt er sich gewissermaßen nur, wenn ihm nicht allzuviel eingeräumt wird, gegen die natürliche Musik der griechischen auf. Sodann werden unsre Rhythmen nie die schönen in mannigfache Verbindungen verschlungene, nicht verwirrte, Gestalten absondern, wie die griechischen. Die Reime nun bilden symmetrische Theile, gewisse ordines, und ersetzen durch das Spiel ihres sich Fliehens und Findens die kunstreiche Verknüpfung, die jenen eigen ist. Wo endlich der Reim eine Art von Sinnaccent ist, daß er bedeutend schließt, trennt ꝛc. bleibt er für den Charakter der Poesie gleichgültig! — In der, von griechischer Kunst durchdrungenen Sprache des Werks wird der Pöbel der Leser manches als ungewöhnlich, kühn und schwer verwerfen wollen, was jedem, der den Geist desselben vernommen hat, als nothwendig und natürlich erscheint. Wir müßten sehr irren, wenn nicht solche Ausdrücke und Stellungen wie „ihr mühsam finsterständig strebenden, schrittbefördernde Sohlen, höchst schöner,

Denn eurer Nachgebornen Schaar, sie nahet schon,
Gefertigtes begehrend, seltnem huldigend; —
Vollende Faust und Rettung schmählich hinke nach; —
(Ketten sollen) klirrend hin
Und wieder schlagen, deinem Gang Begleitungstact; —
Dann vielgeblümten Kleides Feld, wie es wunderbar — u. s. w.

viele gezwungene finden sollten; denn viele haben für den unendlichen Umfang und Bestimmbarkeit der Sprache keinen

Sinn, und bedenken nicht, daß ein hohes Kunstwerk der Rede die geläufigste und feinste Kenntniß derselben voraussetzt, und daß das Gemeine und durchgängig Leichte ganz widerstreitet dem höheren Denken und Vorstellen in dem Werke, das bis auf alles Einzelne herab seine Kraft erstreckt, und ihm einen ganz eignen Charakter vorschreibt, da ja schon eine gewöhnliche Ernsthaftigkeit dem Ausdruck eine eigne Farbe leiht. Gegentheils ist aber auch nicht zu zweifeln, daß die besten Uebersetzer der Tragiker in Hinsicht ihrer Kunst aus der Pandora, die zum großen Theil aus dem Griechischen trefflich übersetzt zu seyn scheint, viele feine Winke abnehmen werden.

Grammaire arabe à l'usage des élèves de l'école speciale des langues orientales vivantes. Par A. J. Silvestre de Sacy.

(Fortsetzung der im 38. Hefte (Abth. V, H. 12) abgebrochenen Recension.)

Das dritte Capitel beschäftigt sich mit dem Nomen substantivum und dem Nomen adjectivum (die Zahlwörter eingeschlossen). Wir heben hier folgendes aus. Bey dem nomen actionis berührt S. 197 der Verf. den Streit der arabischen Grammatiker, ob die dritte Person Singularis des Präteritums der ersten Form, wie die meisten mit der Schule von Kufa annehmen, oder ob nach der Meinung der Schule von Basra das nomen actionis als die Wurzel anzusehen sey, und meint, daß beyde Parteien Recht hätten, indem man das nomen actionis als die logische Wurzel, die dritte Person des Präteritums aber als die grammatische, oder etymologische Wurzel betrachten könne. Zu demselben Gegenstand kommt der Verf. noch einmal S. 229 zurück, wo in der Anmerkung eine diesen Streit betreffende Stelle aus dem Grammatiker Ebn Ferhat übersetzt mitgetheilt wird. Wie reichhaltig auch dieses Capitel sey, erhellt schon aus dem Umfange, den es einnimmt. Hier finden auch die sogenannten Participia ihren

Digitized by Google

Platz, die der Verf. als adjectiva verbalia, wie wir schon oben anführten, ganz aus der Lehre vom Verbum verweist; sein Verfahren rechtfertigt er S. 229 ausführlich. Aus einem kleinen Gedichte unter den Handschriften der ehemaligen Bibliothek von St. Germain des Prés wird S. 254—256 ein Verzeichniß von sechzig weiblichen Substantiven mit männlichen Endigungen (deren Erpenius nur acht anführte, Michaelis, der mit neuen sie vermehren wollte, zählte mehre communia mit, wie طريق, سما u. s. w. auf) und siebzehn nomibus generis communis. Die Formen des anomalen Pluralis, deren Erpenius für nomina trilitera und quadrilitera fünf und zwanzig aufzählt, sind bis zu Ein und dreyßig vermehrt, nämlich mit folgenden: 8. فُعَّالٌ • 15. أَفْعِلَةٌ • 24. فَعَالَى • 25. فَعِيلٌ • 26. فُعُولَةٌ • 27. فَعَالَةٌ • 28. فَعَلٌ • 29. فَعَالِلُ, مَفَاعِيلُ, فَعَالِيلُ • 30. أَفَاعِلُ, مَفَاعِلُ, أَفَاعِيلُ, فَوَاعِيلُ • (Die, unter No. 30 vorkommende Form, wo der Camus citirt wird, أفاعيل hielt Schultens mit Golius (Lex. ar. p. 1834) in dem Worte أفاويق bey Hartri Cons. IV. S. 4. für einen zweyten plur. fract. von أفواق, dem plur. von فيقٌ, und dieß Wort erklärt Golius sogar wieder für den plur. von فيقة, so daß also jener erste Plural ein pluralis fractus in der dritten Potenz wäre.) Die, von S. 280 an befindlichen Tabellen der Formen der Substantiva und Adjectiva mit den unregelmäßigen Pluralen, welche aus ihnen gebildet werden, leisten besonders dem Anfänger wesentliche Dienste. Bey dem Paragraph, welcher von den Casibus handelt, wird S. 292

Digitized by Google

in einer Anmerkung aus Hariri's Commentar zu seinem Gedicht Molhat al irab über die Aussprache der Nunnation, oder der (von Hrn. Sacy uneigentlich so genannten) Nasalvocale eine Bemerkung mitgetheilt, welche eigentlich ein Nachtrag zu S. 35 f. ist, und uns charakteristisch genug zu seyn scheint, um mitgetheilt zu werden. Die Nunnation soll nämlich den Ton (صريف) einer Winde gleiche, mit welcher das Wasser aus dem Brunnen gebracht wird. Es werden zwey Declinationen angenommen. Zu der ersten gehören alle Nomina, welche die Nunnation zulassen, die zweyte besteht aus denen, welche derselben unfähig sind (den Nominibus invariabilibus, oder diptotis des Erpenius). Ein Muster von grammatischer Vollständigkeit und Genauigkeit ist die S. 296—301 befindliche Aufzählung der verschiedenen Arten von Wörtern, welche zu der letztern gehören, und sehr lehrreich ist die Abhandlung von dem verschiedenen Gebrauch der Nunnation S. 303—305. Der gewöhnlichen Meinung, daß die Nunnation und die Endvocale eine Erfindung der Grammatiker seyn, wird in einer Anmerkung S. 305 widersprochen, mit Berufung auf die Erzählung Abulfeda's, von einem durch den Chalifen Valid veranlaßten Mißverständnisse, welcher, weil er sehr nachlässig seine Sprache redete, und besonders die Endvocale oft verwechselte, einen Numidier mit ma schanak (was hat dich verunehrt) statt ma schanok (was ist dein Begehren) anredete, dann, als der Numidier, dem des Chalifen Meinung verdollmetscht war, eine Klage über seinen Schwiegervater vorgebracht hatte, fortfuhr: man chatanak (wer hat dich beschnitten) statt man chatanok (wer ist dein Schwiegervater). Annal. mosl. T. I. S. 432. Es scheint demnach, wenigstens in der frühern Zeit, die Wegwerfung der Endvocale selbst der gebildetern Conversationssprache fremd gewesen zu seyn. Der zehnte Paragraph handelt von den Veränderungen, welche die Nomina erleiden, wenn sie von unbestimmten bestimmte werden, von dem Artikel al, der hernach im vierten Capitel ausführ-

Digitized by Google

licher behandelt wird, und dem Genitivverhältniß (status constructus, إِضَافَةٌ bey den Arabern). Der eilfte Paragraph behandelt sehr ausführlich die Zahlwörter. Die arabische Sprache hat eine eigenthümliche Art von Zahlwörtern (adverbia numeralia), welche Herr de Sacy periodische nennt, weil sie die Wiederkehr eines Umstandes nach Ablauf eines gewissen Zeitraums bezeichnen, und welche der Form فُعْلٌ folgen, z. B. أُثْلُثٌ oder ثُلُثًا alle drey (Jahre, Monate, Tage), zuweilen, wo die Deutlichkeit es erfordert, mit Zusatz des bestimmenden Nomens ebenfalls im Accusativ, z. B. سَنَةً. Bey den relativen Adjectiven fehlt bey الغي die Angabe der Bedeutung, welche es so oft als Epitheton eines ehemaligen Mamluken hat, einer, der für tausend Denare gekauft worden. Das dritte Capitel wird mit dem §. 11 von den indeclinabeln Nennwörtern beschlossen. Der Verf. erwähnt hier auch noch einmal die indeclinable Form فَعَالِ welche oft die Stelle des Infinitivs vertritt, worüber wir oben einiges bemerkt haben, aber auch für das nomen actionis verbi und das adjectivum verbale gebraucht wird.

Das vierte Capitel handelt von den Artikeln. Der determinative Artikel al heißt bey den arabischen Grammatikern außer andern Namen auch لام التعريف, weil sie meinen, daß Lam eigentlich den Artikel bildet, und daß das Elif nur accessorisch ist, und bloß zur Erleichterung der Aussprache dient. Die Pronomina relativa und interrogativa bezeichnet der Verf. im fünften Capitel mit dem richtigen Namen: Mots conjonctifs et interrogatifs, soit noms, soit adjectifs. Den Pronominibus, welcher Name mit Recht nur den pronominibus personalibus zugestanden wird, ist das sechste Ca-

Digitized by Google

pitel gewidmet. Das siebente Capitel begreift unter dem Namen particules indeclinables (nach dem Vorgange der arabischen Bezeichnung حرف plur. حروف) die Präpositionen, Adverbien, Conjunctionen und Interjectionen, mit Einschluß der Präfixen (particules préfixes). Auch in diesen Capiteln findet sich sehr vieles vollständiger, und das Ganze besser geordnet, als in den bisherigen Grammatiken. Wir wagen es, hier zum Beweise der Aufmerksamkeit, welche wir auch auf diesen Theil gewandt haben, einige Zusätze zu machen. Bey dem sogenannten ب essentiae (das die arabischen Grammatiker auch wohl باء زائدة nennen, Giarum. et libellus centum regent. ed. Erpen. S. 93), wird bemerkt, daß in der Regel es nur bey negativen Sätzen stehe, und daß die affirmativen Sätze, in welchen es vorkomme, nur zu den Seltenheiten zu rechnen seyen. Die Anwendung desselben bey Fragen fehlt, welche die eben angeführte arabische Grammatik allein angibt هل زيد بقائم. Bey der Präposition على S. 363 ist auch der comparative Gebrauch derselben zu bemerken, z. B. in der Redensart, welche Golius aus Dscheuhari s. v. ضر S. 1407 anführt لا يضرك عليه رجل او جمل ne quis alius te magis augeat aut prosit vir aut camelus. Was übrigens in diesen Capiteln über die Bedeutung einzelner Partikeln bemerkt wird, nehmen wir mit Dank an, so lange unsere arabischen Wörterbücher auch in diesem Theile der Sprache noch so unvollkommen sind.

Die Syntax, welche der zweyte Theil enthält, ist in zwey Bücher abgetheilt (das dritte und vierte Buch), wovon das erste die Syntax nach dem, von Herrn de Sacy angenommenen System behandelt, das zweyte das syntactische System der arabischen Grammatiker aufstellt. Der Verf. unterscheidet die Syntax im strengen Sinne, welche die Regeln für den Gebrauch der verschiedenen Formen eines Wortes zur Verbindung

Digitized by Google

der Rede und zur Bezeichnung der Beziehungen der verschiedenen Theile, aus welchem die Rede zusammengesetzt ist, unter einander lehrt, von der Construction, welche die Stellung der Redetheile auf Regeln und Grundsätze zurückführt. Die arabische Sprache hält in der Construction das Mittel zwischen den Sprachen, in welcher sie bloß durch die Gesetze des Wohllautes bestimmt wird, und denen, in welchem sie sich gar nicht auf ein strenges und einförmiges System zurückführen läßt. In der Syntax wird unterschieden, ob mehrere Wörter, welche mit einander verbunden werden, um einen Totalbegriff auszudrücken, ein Identitätsverhältniß bilden (z. B. der ewige Gott); oder ob sie sich nur auf einander wie bestimmendes auf bestimmtes beziehen (z. B. der König von Schweden). Das erste Verhältniß wird la concordance genannt, das letztere la dépendance. Daraus bestimmt sich die Anordnung des ganzen Syntax. Sehr systematisch wird im zweyten Capitel, über die bey dem Subject und Prädicat und ihrer Verbindung zu Sätzen vorkommenden Verhältnisse, in grammatischer Hinsicht, als Einleitung zu den folgenden Untersuchungen gehandelt. Die analytische Methode, nach den verschiedenen Redetheilen die Syntax zu behandeln, ist vorgezogen. Die régles de dépendance, welche sich auf die Verba, Nomina, Pronomina, Adjectiva und Artikel beziehen (auf die beyden letzten nur in sofern sie bey Ellipsen oft die Stelle des Nomens vertreten) machen den Anfang. Was zur Syntax Gehöriges in dem ersten Theile bey den Redetheilen bereits bemerkt worden, da sich die Behandlung derselben nie von der Syntax ganz scheiden läßt, wird übergangen. Es läßt sich daraus die Reichhaltigkeit auch dieses syntactischen Theils abnehmen, welcher in den frühern Grammatiken so dürftig abgehandelt ist. Desto größer ist aber auch das Verdienst des Verf. um die Syntax, da er sich die Bahn erst brechen mußte. Bey den Verbis wird hauptsächlich nur von den Modis gehandelt, da der Gebrauch der Tempora schon im ersten Theil hinlänglich erläutert war. Vom Subjunctiv wird sehr einleuchtend bewiesen, daß diese

Digitized by Google

Modus eigentlich nur durch die Partikel أن bewirkt wird, welche bey allen den andern Partikeln, nach welchen er gebraucht wird, elliptisch wirkt, auch wird der negative Gebrauch der Partikel أن nach Verbis, welche ein verbieten, verhindern u. s. w. bedeuten, erörtert, der auf der Auslassung von عن beruhet, gelegentlich auch die Phrase فضلا أن und فضلا عن أن bien loin que, erklärt. Beym Nomen ist der Gebrauch der Casus, besonders der sehr mannigfaltige und schwierige Gebrauch des Accusativ sehr ausführlich erklärt. Der adverbiale Gebrauch dieses Casus, dessen Erklärung so vielen Schwierigkeiten unterworfen ist (vornehmlich wenn das Verbum, zu dessen Bestimmung er dienen soll, ausgelassen ist, oder wenn sich dieser adverbiale Accusativ auf einen Satz, oder auf eine Reihe von Sätzen bezieht), wird besonders durch die Anwendung des Grundsatzes, daß jedes Adverbium eigentlich die Stelle des Pronomens mit dem Adjectivum vertritt, sehr erleichtert, und Herr de Sacy sucht selbst den Accusativ nach dem Worte كان und andern intransitiven Wörtern aus diesem Grundsatze zu erklären, so daß also der Satz كان لقمان حكيما aufzulösen sey durch كان لقمان كاين وهو حكيم. Eben so wird der Accusativ nach den Zahlwörtern als eine adverbiale Form erläutert, woraus sich diese Sonderbarkeit allerdings sehr befriedigend erklärt. Die passenden Beyspiele, welche sowohl hier als überall gewählt sind, und ihre höchst deutliche Erklärung in schwierigen Fällen erhöhen den Werth der Regeln ungemein. Man erkennt überall in der Sorgfalt, die Bedürfnisse des Anfängers zu berücksichtigen und zu befriedigen, die große Gewandtheit und Erfahrung des Verf. im Unterricht der arabischen Sprache. Ein eigenes Cap. (Cap. VI.) handelt von der Art der Araber, den (Vocativ der Lateiner, oder den) Compellativ und die Klage auszudrücken, in wiefern die beyden Partikeln, welche zur Bezeichnung derselben dienen, يا und

ا den Nominativ und Accusativ, ersteres auch das Präfixum ل regieren. Das siebente Capitel ist der Lehre von der Verbindung des Prädicats mit dem Subject gewidmet, und die drey folgenden Capitel (8—10) handeln von der Syntax der Bestimmungswörter (complemens). Um den Lesern diesen Ausdruck verständlich zu machen, setzen wir einige Beyspiele her, welche der Verf. anführt. In dem Satze: der gerechte David, König von Israel und Prophet, eben so groß durch seine Buße als durch seine Tugend, sind die Wörter gerecht, König, Prophet, groß nur Appositionen (oder nach dem Ausdruck des Verf. in Concordanz), Israel, Buße, Tugend sind dagegen complémens, die nicht mit dem Begriff David identisch sind, sondern ihn näher bestimmen. In dem Satze جلس قعوداً er setzte sich nieder sich niedersetzend, ist قعوداً das complément, weil es die Bedeutung von جلس ergänzt und verstärkt. Die große Vollständigkeit und Reichhaltigkeit dieses Abschnitts selbst macht es uns unmöglich etwas auszuheben. Wir machen, um anzudeuten, wie sehr dieser Abschnitt ins Einzelne eindringt, unter andern aufmerksam auf die schöne Erläuterung des Gebrauchs von أتى und seiner vierten activen und passiven Form, besonders im Koran (S. 102, 103). Im eilften Capitel wird von der Syntax der nomina actionis gehandelt, in sofern dasselbe seine verbale Wirkung behält, oder verliert, und im zwölften Capitel von der Syntax der Verbaladjectiven. Das dreyzehnte Capitel behandelt allein die Fälle, wo eine Inversion des regierenden Verbums und des regierten Nomens statt findet (Syntaxe des Complémens objectifs des Verbes, et autres Complémens dans le cas d'inversion), wo die arabische Sprache viele Feinheiten hat. Mehrere schöne Erläuterungen enthält auch Cap. XIV über den Syntax ganzer Sätze, welche als Bestimmungen dienen, (propositions complementaires), besonders der hier statt findenden elliptischen Redensarten. Die

Digitized by Google

merkwürdige Syntax der verba admirationis und exclamationis ist im funfzehnten Capitel sehr klar erörtert, und auf ihre Gründe zurückgeführt. Im sechszehnten Capitel folgen die Regeln der Uebereinstimmung des Verbums mit dem Subject Concordance du Verbe avec le sujet). Wenn S. 185 angenommen wird, daß die Construction des Verbums im Femininum mit dem irregulären Pluralis darauf beruhe, daß derselbe den Werth des Wortes جماعة einschließe, so läßt sich vielleicht natürlicher annehmen, daß eigentlich der irreguläre Pluralis an sich (als ein nomen collectivum) weiblich gebraucht werden könne (vergl. 320), wie denn auch meistentheils mit dem irregulären Pluralis die Adjective im Femininum zusammengesetzt werden (vgl. 368, 369), und daß die, in den übrigen Fällen zulässliche und bey Nennwörtern, welche lebendige Wesen bezeichnen, nothwendige Construction des Verbums im Pluralis mit demselben als eine logische Construction (constructio ad sensum) zu betrachten seyn möge. Die Regeln, welche zu beobachten sind, wenn Ein Nomen Subject mehrere Verba, oder Subject des Einen und Bestimmungswort (complément) des Andern, oder endlich Attribut mehrerer Sätze ist, wobey im Arabischen mancherley Eigenthümlichkeiten zu beobachten sind, machen den Inhalt des XVII. Cap. aus. Z. B. in dem Satze بغى واعتديا عبداك „deine beyden Sclaven haben gesündigt und Unrecht begangen", wo das erste Verbum der Regel folgt, daß das Verbum, wenn der Dualis oder Pluralis vorangeht, gewöhnlich im Singularis steht, erklärt der Verf. mit den arabischen Grammatikern den Dualis des zweyten durch die Auslassung von كما. Nachdem im XVIII. Cap. von der Uebereinstimmung des Subjects mit dem Attribut gehandelt ist, wird im XIX. Cap. die Uebereinstimmung der Adjective, demonstrativen Artikel und Vorwörter mit dem Nomen mit bewundernswürdiger Genauigkeit auseinandergesetzt. Sehr schön wird S. 209 bemerkt, daß das Pronomen الذي nie bey einem unbestimmten Nenn-

Digitized by Google

wort stehen darf, daß es also unrichtig seyn würde zu sagen مررت برجل الذي ينام; wobey der Grund wohl hätte hinzugefügt werden mögen, daß in الذي der bestimmte Artikel enthalten sey, worauf weiter unten Satz 396 und 486 aufmerksam machen. Indem wir hoffen, daß die bisherigen Bemerkungen die Leser von der bewundernswürdigen Reichhaltigkeit dieses Werks überzeugt zu haben, geben wir von den folgenden Capiteln, welche gleich reich sind an trefflichen Bemerkungen und gründlichen Erläuterungen, die Anzeige des Inhalts. Im zwanzigsten Capitel wird die Bestimmung der Appositive; Cap. XXI die der Wörter, welche durch Conjunctiven verbunden sind; Cap. XXII. die Syntax der Verba, welche zur Bestimmung (complément) ein Subject und ein Attribut haben (der sogenannten verba sensuum, bey den Arabern أفعال قلبية oder أفعال القلوب verbes de coeur); Cap. XXIII die Syntax der abstracten Zeitwörter (كان u. a.). Sehr reichhaltig ist das vier und zwanzigste Capitel von der Syntax der Verbaladjective, welche zur Bezeichnung des Comparativ und Superlativ dienen, so wie das fünf und zwanzigste von der Syntax der Numeralien, welche in der arabischen Sprache nicht ohne Schwierigkeiten ist. Cap. XXVI enthält einige Zusätze zu den Bemerkungen über den bestimmenden Artikel im ersten Theile. Das sieben und zwanzigste Capitel ist der Syntax des Verbindungs-Adjectiv (der sogenannten relativen Fürwörter, wie الذي u. a.) und der Verbindungs- und Fragewörter (noms conjonctifs et interrogatifs) gewidmet. Cap. XXVIII die Syntax der Fürwörter. Cap. XXIX. Syntax der Sätze, welche als nähere Zustandsbezeichnungen dienen (Syntaxe des Propositions qui font fonction de Termes circonstanciels d'état) z. B. in Satze قدم عمرو تقاد الجنايب بين يديه „Amru kam, indem Handpferde vor ihm her geführt wurden.“ Ein sehr lehrreiches Capitel ist das dreyßigste von der Syntax der indeclinabeln Partikeln, in

Digitized by Google

welchem wir auf die Bemerkungen über die, so oft mißverstandene Partikel ف S. 309 u. f. aufmerksam machen. Capitel XXXI handelt von der eigentlich sogenannten Wortstellung, oder Construction (des Subjects mit Verbum und Attribut; des Verbums mit seinen mittelbaren und unmittelbaren objectiven Bestimmungswörtern; des Nomens und seiner Bestimmungswörter; der Zustandsbestimmungen (Termes circonstantiels); der Präpositionen mit ihren regierenden und regierten Wörtern). Cap. XXXII. von häufig vorkommenden elliptischen Redensarten. Mit dem vier und dreyßigsten Capitel, über die Eigenthümlichkeiten der Dichtersprache (licences poëtiques) in Hinsicht auf die Form der Wörter, wird dieses Buch beschlossen. Eine sehr dankenswerthe Zugabe ist das vierte Buch, welches vornehmlich nach der Grammatik des Martelotto das System der Syntax nach den arabischen Grammatikern darstellt.

Der Druck ist nicht ganz fehlerfrey, auch sind mehrere Druckfehler noch unangezeigt geblieben. Jeder Theil hat ein Register der erklärten arabischen grammatischen Kunstwörter. Ungern haben wir Belehrungen über die arabische Prosodie vermißt. Aber wo so vieles geleistet ist, würde es unbescheiden seyn, noch mehr zu fordern.

Ueber den Rhythmus. Von N. Müller, Mahler und öffentlichem Lehrer der Zeichnung am K. K. Lyceum in Mainz. Köln, bey Heinrich Rommerskirchen. 1810. 79 S. 8. (30 kr.)

Auf den Fittigen einer edeln Begeisterung emporgetragen, erhebt sich hier eine jugendlich reiche, mit Anschauungen mancher Art, besonders malerischen, welche sie auf dieser Erdenwelt aufgelesen, bunt geschmückte Phantasie in die wolkenumdämmerten Luftgefilde, um, von der Sonne Klarheit umflossen,

Digitized by Google

den reinen himmlischen Rhythmus, den Sphärenklang, nicht mit dem Verstande sowohl, als mit der innersten gefühlvollen Brust zu belauschen, und noch erfüllt von sprudelndem Entzücken in tausend, zwar nicht oberflächlichen, aber wirrigen, unklaren, oft verzerrten nebelgestaltigen Bildern, Gleichnissen und Ideenverbindungen dem bescheidenen Leser (S. 56), welcher die Geduld nicht verlieren, und den überlaufenden Redestrom gutmüthig, wie aus einem Krug in den andern in sich will hineingießen lassen, die angeschauten Träume mitzutheilen. Da die Begeisterung für eine wissenschaftliche Idee im Drang der Zeiten immer seltner wird, so versagen wir ungern dem Korybanten, welchen der rhythmische Paukenschall in Entzükkung versetzt, unsere Achtung; wenigstens erkennen wir ein allem Schönen offenes, nach höherer Weihe sehnsüchtiges Gemüth; aber diese Stimmung auszusprechen, taugte wohl eher die Form einer Lobrede von aller wissenschaftlichen Anmaßung entfernt, wie man Reden zum Lobe der Musik, oder der Poesie hat, ohne eine Theorie derselben darin vorzutragen. Zu einem begeisterten Lobredner des Rhythmus hat der Verf. allerdings einige Anlage; nur wäre ihm mehr Wahl in seinen Kraftausdrücken, deren ihm, gleich einem kleinen Görres, eine unendliche Fülle zufließt, sehr zu wünschen, besonders aber das Herabsinken zu ekelhaften und gemeinen Dingen und Benennungen zu vermeiden.

Nach dem Vorbericht soll der Hauptpunct seyn, „die vielleicht deutlichere Veranschaulichung der einzig wahren ästhetisch-psychologischen Ansicht, und das einzige Verdienst, die Anwendung des Rhythmus auf unsere deutsche Prosodie, sammt einer technischen Beleuchtung derselben.“ Unbegreiflich, wie ein Mann, welchem es an Talenten offenbar nicht fehlt, sich mit diesem Verdienste schmeicheln kann, da im ganzen Umfange der Schrift nichts von diesem Gegenstande vorkommt, ausgenommen die über alle Maßen schlecht gewählten Beyspiele zu des Verf. Sätzen! Was unter der einzig wahren ästhetisch-psychologischen Ansicht zu verstehen sey, hat dem Verf. nicht gefallen zu

Digitized by Google

bestimmen; er erklärt sich auch nicht darüber, wie sie sich zu einer mathematischen, oder metaphysischen verhalte, sondern scheint vielmehr solche gar nicht anzuerkennen, indem er auf seine psychologische Art auch die Gattungen des Rhythmus sonderbar genug entwickelt, ohne auf Hermanns Grundsätze, die er gar nicht kennt, oder irgend einen der neuern Philologen Rücksicht zu nehmen. Eine bestimmte Idee wird man in dem Ganzen vergeblich suchen; man findet nur ein ewiges eintöniges Herumdrehen in einem barok herabrollenden Wortschwall, von welchem man zwar augenblicklich ergriffen, aber selten belehrt wird. Hätte doch der Verf. selbst recht erwogen, was er S. 17 sagt: „das Tummeln des bezauberten Selbstvergessens durch die empyräischen Geisterzirkel findet ein frühes Halt! in schwächlicher Ermattung, in Schwindel und Niedersturz"! Vor dem Niedersturz kann man sich bey Lesung dieser Schrift dadurch hüten, daß man sich an eigenen, oder fremden festeren Grundsätzen hält; aber der Schwindel, wovon man dabey leicht ergriffen wird, macht dieses Festhalten allerdings dringend. Einzelne treffende Bemerkungen zeigen indeß, was der Verf. bey richtigerem Geschmack und verständigem Studium hätte leisten können; der Mangel an allen Kenntnissen, die der Gegenstand erfordert, und der wegwerfende Ton, in welchem er von vernünftigern Bemühungen und gelehrten Einsicht in diesem Fache spricht, verdient daher um so schärfern Tadel; selbst der Redner, welcher auf wissenschaftliche Belehrung keinen Anspruch macht, muß doch in dem Maße von seinem Gegenstand unterrichtet seyn, daß man ihn nicht, wie unsern Schriftsteller, der gröbsten Unwissenheit zeihen könne, und seinen Hervorbringungen deßhalb allen Werth absprechen müsse.

Das Ganze zerfällt in neun Capitel. I. Aug und Ohr, wovon letzterem mit Recht die stärkste und umfassendste Wirkung auf Gemüth und Empfindung zugeschrieben wird; ein Geständniß, welches freylich von der malerischen Virtuosität des Verf. keine große Meinung zu fassen zwingt. II. Gehörsinn und Tonkunst. III. Kraft der Musik.

Digitized by Google

Naturmusik, Tonkünstelei. Manches wahre Wort über die Macht der unverschnörkelten, aus der natürlichen Empfindung hervorquillenden Musik der Alten, welche nicht in dem Grade, wie die heutige, durch erkünstelte Bravourstücke „der mechanischen Fertigkeit", „durch Taschenspielergeschwindigkeit und labyrinthischen Tonwechsel" zu entzücken suchte. S. 12 „die Seilkünstler Furioso, oder die Pferdegötter Frankoni sind im Gebiete der Tonkunst jetzt allenthalben daheim, und werden schwer dafür bezahlt und hochgepriesen, daß sie der ehrwürdigen Matrone Naturmusik das Angesicht zerstampfen. Im alten Griechenland war alles Musik und Poesie; in ihre Werkeltagssprache mischte sich die Kraft des gewaltigen Rhythmus; dem Gang ihrer Prosa schob sich von selbst die lyrische Walze unter, Musik der Natur." Von dem Alter und der Erfindung der Musik mag der Verf. nichts hören, und jeder wird ihm in gewissem Sinne beypflichten. S. 14 „die Musik ist im Grund keine Erfindung; sie ist Hauch der Natur selbst, und hat ihr Grundwesen mit der jungen Menschheit jeder Zone entwickelt. Wenn erschaffenes erstes Menschenpaar war, so waren seine Töne mehr Gesang, als Rede. Der Odem des Schaffers wehte noch einmal über das gelungene Werk, und es wandelte selbstständig, und tönte harmonisch in die ewigen Harmonien des All." Solche gelungene Stellen müssen wir herausheben, um dem Geiste des Verf. Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. IV. Metrum und Rhythmus. Wenn auch das Wahre durchschimmert, so sind doch die hier niedergelegten Ideen unbestimmt und unausgebildet. Ausheben wollen wir den Gedanken S. 20 „bedeutungslose, unleidenschaftliche Körperbewegung kann nur durch metrische Form Aufmerksamkeit erregen, Reiz gewinnen. Musik und Tanz ohne Metrum sind leerer mißfälliger Klang, bizarres, abmüdendes Gliederrühren; oder vielmehr die Begriffe von Musik und Tanz zerfallen ohne den Begriff von Metrum, denn der wesentlichste Grundpfeiler dieser Künste ist das Metrum selbst." Dieß alles gilt nur vom Rhythmus. Weiter unten heißt es,

Digitized by Google

Rhythmus ohne Metrum sey ein Unding, wie Honig ohne Süße; wir würden eher sagen, wie die Süße des Honigs ohne den Honig; denn gleichwie der Honig das körperliche Substrat seiner süßen Eigenschaft ist, also ist das Metrum der Körper des Rhythmus als einer geistigen Qualität. Ja, es läßt sich sogar Rhythmus ohne Metrum denken, d. h. ohne ein festbestimmtes, gleich bleibendes Metrum, indem verschiedene Metra sich in einen und derselben Rhythmus fügen. Dieser Satz ist schon von den Rhythmikern des Mittelalters anerkannt worden, ja sogar in der Ausübung von den Alten selbst, sowohl Hellenen als Römern. V. Rhythmus, rhetorischer Numerus. Eben so unbestimmt. S. 22: „hier haben wir noch einmal das Wesen rhythmischer Kraft im Herzkern der Natur, d. h. an seiner Quelle gefunden, und zwar, ohne am Krückstabe der Dogmen einer geblähten Definition nachzustolpern. Der Rhythmus ist demnach, wie Gold, ein Naturproduct. Der rhythmische Alchymist muß die Goldmutter ausbeuten, oder er schleppt den Stein des Sisyphus.“ Wir wünschten, der Verf. folgerte lieber eine Definition nach, und käme stolpernd zum Ziel, als gar nicht. Wer wälzt hier wohl den Stein des Sisyphus? Eine schöne Stelle ist S. 25: „jene herzergreifende Bewegung, die dem Totaleindrucke auf unsere Seele den bestimmten Charakter mitgab, war den Griechen Rhythmus; Ethos weihte das Herz dem sanften süßen Frieden stiller Rührungen; Pathos schleuderte Feuerbrände und Furienschlangen; hier war Gewitter, Strudel und Wogensturz, dort Silberspiegel und Kähnegleiten.“ Sonderbar setzt übrigens der Verf. oratorischen und prosodischen (statt poetischen) Numerus sich entgegen, da ja aller Numerus prosodisch ist. VI. Meinungen über die Natur des Rhythmus. Die Namen Voß, Ramler, Klopstock, Sulzer werden hier aufgeführt; aber in Vossens Schriften wird man davon, was er hier geäußert haben soll, wenig finden; man muß darunter wohl einen alten Vossius verstehen. Von der Zeitmessung der deutschen Sprache, sowohl im allgemeinen als von der vossischen,

Digitized by Google

hat unser Verf. keine Kunde erhalten. Auch hier schwimmet alles in Nebel. VII. Die acht Ordnungsgrade des prosodischen Numerus. Dieses ist eigentlich eine Deduction des Rhythmus, wobey aber zum Theil Zeitfolgen deducirt werden, worin kein Mensch Numerus wird finden können. Von Arsis und Thesis, ohne welche kein Rhythmus verstanden, geschweige denn abgeleitet werden kann, hat der Verf. auch nicht eine entfernte Ahnung. Nicht alles übrigens haben wir hier verstehen können; was wir aber verstanden haben, ist theils falsch, theils sehr gewöhnlich. Um ein Beyspiel von der Rhythmik des Verf. auszuheben, siehe hier eine Verbindung aus dem fünften Ordnungsgrad:

∪∪∪, — ‥ —, ∪∪∪, — — —, ∪∪∪, — — —

Wer wird hierin Rhythmus finden? Ganz gut lautet freylich das Beyspiel dazu:

Unter dem Nordpol lebt einst in der Gottheit Schutz still und klein Mana's Sohn

Aber jeder wird diesen Worten folgenden Numerus unterlegen:

— ∪ ∪ — ∪ — — ∪ ∪ — ∪ — — ∪ — ∪

Man hat hier zugleich eine Probe von des Verf. Anwendung seiner Grundsätze auf die Zeitmessung unserer Muttersprache. Allerliebst findet man S. 51 den alcäischen Vers abgetheilt:

— —, ∪ — —, — ∪ ∪, — ∪ ∪

und doch ist dieses nur eines von vielem ähnlichen, was wir dem kundigen Leser zu eigener Belustigung überlassen. Uebrigens findet man hier 14 bekannte Versarten namentlich aufgeführt, da doch der Verf. eben so gut 140 anführen konnte, wenn er sie gewußt hätte. S. 51 wird eine komische Anekdote von Voß erzählt: „Kupferschmiede, Schiffszimmerer, Faßbinder u. m. geben uns durch ihre Hammerschläge alle Arten von Versfüßen an. — Voß, wie wir wissen, hatte hierin ein noch feineres Abmerken, da er seinen Bartscherer in allen bekannten prosodisch-rhythmischen Positionen rasiren sah. (Hier muß wohl wieder ein Vossius mit J. H. Voß verwechselt seyn.) Klopstock inzwischen traue ich gerne zu, daß er auf seinen Schritt-

schuhen all die zierlichen Wortfüße seiner Eisgangslieder wirklich tanzte im einfachen Regeltanz.“ VIII. Umfang des prosodischen Rhythmus und Nachtheil der zu künstlichen Positionen. IX. Nähere psychologische Beleuchtung der Natur des Rhythmus. In beyden Capiteln unter einigen gewöhnlichen und schiefen manche treffliche Idee. S. 64, 65 ist eine überraschende schöne Stelle, welche wir, wenn es der Raum gestattete, mittheilen würden. Im letzten Capitel handelt der Verf. von der Natur und dem Vermögen des Rhythmus als einer Art sittlicher und leidenschaftlicher Sprache für die Empfindung und Einbildungskraft, welche selbst Tönen, die für den Begriff bedeutungslos sind, ein Sinngepräge zu leihen vermögen; ferner als einer „objectiven sinnlichen Verdeutlichung und subjectiven Belebung der Lebensgeister“, durch die regelmäßige Bewegung, Aufeinanderfolge, Wiederkehr und Steigerung, womit sich der Rhythmus der Seele bemeistert; endlich als eines „nicht künstlich hervorgebrachten, sondern in unserm tiefsten Seyn urgründlichen Wesens“: woran jedoch viel fremdartiges angereiht wird. S. 76 wird der Rhythmus besonders von Seiten der Oekonomie betrachtet, und bemerkt, er finde besonders da Anwendung, wo einfache Mechanik vor dem Verstand vorwalte. „Ein rhythmischer Mathematiker, Metaphysiker, Logiker, Astronom, Antiquar, Diplomatiker, Arzt und Chemiker, oder ein rhythmischer Schach- oder Kartenspieler, Jäger und Fischer würden schlechte Arbeit und schlechten Gewinn, und lächerliche Grimassenparade machen.“ „Die Schuhputzer, Haarkräusler, Kornschnitter, Spinner und Weber, alle Hand- und Fußarbeiter, die den Körper anstrengen, ohne den Geist zu beschäftigen, suchen und finden Hülfe beym Rhythmus; oder vielmehr allen diesen bietet er, ohne daß sie wissen wie, seine unverächtliche Hülfe dar.“ Diese Bemerkung geht zwar etwas tief herunter, ist aber nichts desto weniger wahr und schön. „Ich bin überzeugt, fährt der Verf. fort, daß in Fabriken und Manufakturen wenigstens ein Sechstel durch rhythmische Beyhülfe gewonnen wird; sey es

Digitized by Google

nun durch den ermunternden Rhythmus der Volkslieder, oder selbst durch die Regelfolge in den fortrückenden Bewegungen der verschiedenen Manipulationen. Ich behaupte, daß durch kluge und aufmerksame Anwendung rhythmischer Kraft bey den meisten Entreprisen, als Straßenbau, Wasserbau, Civil- und Militärbau, in Webereyen aller Art, in Bergwerken, Salz- und Zuckersiedereyen, in Eisenhämmern, Glashütten, Fayence- und Tabaksfabriken u. s. w. ein Viertel gewonnen werden könnte." So liefert der Verf. am Ende auch noch ein Project für die Finanzministerien, welche sich durch „rhythmische Kraft" wie manche Kranken durch magnetische, die jener verwandt ist, gerne würden curiren lassen! Wir unsers Theils bezweifeln sehr an der Ausführbarkeit eines solchen Projectes; auch glauben wir zwar, daß der Rhythmus zur Erleichterung schwerer Arbeit und zur Erheiterung der Lasttragenden vom Himmel dem sterblichen-Geschlechte verliehen worden: ihn aber zum Gewinn eines Drittels oder Viertels in Fabriken brauchen zu wollen, ist nach unserm Gefühle αἰσχροκέρδεια.

Auch in schönen Stellen läuft übrigens oft ein höchst unedler, ekelhafter, oder gemeiner Ausdruck unter, z. B. S. 10 „freylich kannte man damals die Kunstrecepte des Generalbasses noch nicht, noch nicht die schweißtreibenden marterreichen Vorschriften, die das Herz unter der Sohle des Geschmacks und der übermäßigen Kunst geklemmt halten." S. 13: „Musik, welche analytice bewundert wird, über deren Kunstgewebe man scharfsinnig (soll man es stumpfsinnig?) und schulgerecht räsonnirt, ist eine klägliche Gauklerin zur Schau ausgestellt, und zu Gunsten ihrer Berlike Berloke, recht bunt, völlig und krausfältig drappirt. Kaltes Staunen ist die ganze Huldigung dieser Donna." — S. 75: „wir haben schon oben bemerkt, daß Rhythmen liebliche Naturblumen sind, die nicht nach Menschenschweiß riechen." Und der Schluß S. 79: „dieser Versekünstler, der die Natur zur lakirten Schnürbrustpuppe, oder zum kothigen

Weichselzopf umstaltet, dieser, sage ich, mag sich Freunde suchen; ich bedaure jene, welche er findet.“

Druckfehler liefern auch ihren Beytrag zum Ganzen. S. 17: „der Mensch ist ein organischer Fasces.“ S. 18 hat der Setzer, wohl irgend einer Eselsbrücke vertrauend, den Quintilian statt des Aristides Quintilianus beliebt, bey welchem sich der dort vorgetragene Gedanke vorfindet; S. 44 steht Katisbaschius statt Antibacchius; S. 47: Antipäst statt Antispast; S. 50: der Dimeter, Adonis; ebendas. „der sapphische Vers, ein Pentameter von drey Strophen, die vierte ist Adonis“; ebend.: „der dreyfüßige Trochä“; S. 73: „unter Posaunenschall fielen Jericho's Mauern. Die Trommel übertäubt Furcht und Schmerz und Ermüdung. Unter Amphibions Laute erwuchs Athen, durch rhythmischen Zauber hieß Lysander jene ungeheure Mauer niederreißen.“ Und dergleichen eine Menge. Doch — es ist dessen schon zu viel.

Alterthums-Kunde der Griechen, Römer und Teutschen, in ihrem ganzen Umfange. Ein Lehr- und Handbuch von D. Johann Heinrich Martin Ernesti, Sr. Herzoglichen Durchlaucht zu Sachsen-Coburg und Saalfeld wirklichem Rath. Ersten Bandes erster Theil. Erfurt bey Georg Adam Keyser. 1809. XVIII u. 300 S. kl. 8. (18 gr.)

Auch unter dem besondern Titel:

Alterthümer der Griechen. Zum Lehr- und Selbstunterricht statistisch bearbeitet von D. J. H. M. Ernesti.

Ohne durch ein vorläufiges Urtheil für, oder wider vorliegende Unternehmung einzunehmen, werden wir sagen, was

in dieſem erſten Theil derſelben geleiſtet wird, gewiß, daß das Urtheil über das Vorhandene, und die Erwartung von dem Künftigen ſich von ſelbſt daraus bilden wird. Die Vorrede gibt keine recht deutliche Kunde von dem, was eigentlich gewollt wird mit dem Ganzen, und in welchem Verhältniſſe es ſtehen ſoll zu dem bereits Vorhandenen dieſer Art, auch nicht davon, wie viel von den, zur Alterthumskunde gehörigen Theilen ſollen verarbeitet werden. Daß die Bearbeitung ſtatiſtiſch ſey, ſagt der Titel, man findet aber nirgends, worin das Eigenthümliche in der Bearbeitung liegen ſoll, wenn man nicht die Erläuterung in der Einleitung, daß die Alterthumskunde eine Statiſtik des Alterthums ſey, zu Hülfe nehmen will, woraus denn ſich abnehmen ließe, daß hier eine ſtatiſtiſche Statiſtik zu finden ſey. Noch darf zur näheren Kenntniß des Werks nicht übergangen werden, daß der Hr. Verf. in der Vorrede ſelbſt bekennt, er habe abſichtlich aus den Werken Anderer ganze Paragraphen abdrucken laſſen, was, wie hernach ſoll gezeigt werden, auch ſo wahr iſt, daß, wenn man es genau nimmt, gar wenig anderes übrig bleibt. Quellen und Hauptſtellen jedesmal anzugeben, lag anfänglich in dem Plane des Hrn. Verf., er unterließ es aber, mitunter auch deswegen, weil in ſeinem Exemplare der Schriftſteller z. B. bey Homer die Verſe nicht angegeben ſind.

Die Einleitung ſpricht raſchweg von Alterthumskunde und den Quellen und Hülfsbüchern, woraus ſie geſchöpft werden kann, weder beſtimmt, noch vollſtändig genug.

S. 1—60 beginnt das Buch mit chorographiſch-antiquariſchen Notizen. Der kleinere Theil derſelben bezieht ſich auf Griechenland überhaupt, ſeine älteſte Benennung, Umfang, Eintheilung und die einzelnen Beſtandtheile. Es iſt zu loben, daß der Hr. Verf. der großen Ausführlichkeit ſich enthalten hat, die bey Nitſch ſtatt findet, da es offenbar zu weit ausgedehnt iſt, wenn man das ganze Gebiet der Geo- und Topographie in die Alterthümer hereinzieht. Nur dürfte von der einen Seite beſſer geſorgt ſeyn, daß nicht unrichtige Behauptungen,

Digitized by Google

wie z. B. S. 5 die: Thermopylä gehöre zu Theſſalien, ſich einmiſchten, von der andern ſollte doch, ſo viel es möglich war, auch der Quadratinhalt von dem Ganzen und von einzelnen Theilen angegeben ſeyn. S. 27—50 folgt die Beſchreibung von Athen; das Meiſte davon iſt faſt wörtlich aus Nitſch genommen, nur daß zuweilen etwas ausgelaſſen, oder anders geſetzt, zuweilen auch ein kleiner Zuſatz gegeben iſt. Hätte Rec. die neuere Ausgabe von Nitſch zur Hand bekommen können, ſo würde vielleicht noch mehr Uebereinſtimmung können nachgewieſen werden. Eben ſo verhält es ſich mit den S. 61—67 folgenden hiſtoriſch-antiquariſchen Notizen, auch ſie ſind weiter nichts, als was Nitſch der Beſchreibung der Griechen überhaupt vorgeſchickt hat, nicht im Auszuge, ſondern nur mit Auslaſſungen und unbedeutenden Veränderungen in der Stellung und in einzelnen Worten. So geht es denn weiter S. 68—125 mit dem, was hier unter der Aufſchrift: Volksverfaſſung der Griechen gegeben iſt. Die nitſchiſche Anordnung iſt abgeändert, aber gewiß nicht zum Vortheil. Die Volksclaſſen folgen hier nämlich ſo: a) der Staatsbürger, freyer Bürger; b) das griechiſche Frauenzimmer; c) der Sclave; d) der Leibeigene; e) Fremde in Griechenland; f) der griechiſche Freygelaſſene. Bey Nitſch folgt der Natur der Sache gemäßer c, d, e, f, a, b, auf einander. Die Manier der Bearbeitung iſt dieſelbe. Sogar iſt einmal ein bedeutender Druckfehler von Nitſch wieder abgedruckt. S. 75 heißt es wie bey Nitſch, zu Perikles Zeiten ſeyen nach der bekannten Sichtung noch 40,040 freye Bürger zu Athen geweſen, ſtatt daß es 14,040 heißen ſollte. Auch hier ſind wieder in der Stellung einzelner Materien Abänderungen getroffen worden, die gerade nicht immer vortheilhaft ſind. Auch die Auslaſſungen, die vorkommen, ſind zum Theil unregelmäßig, und führen auf falſche Anſichten. So ſind die Veränderungen, welches Kliſthenes mit den Namen der Stämme vornahm, aufgezählt, mit Uebergehung von früheren Verwandlungen dieſer Namen, und gerade der Namen, welche unmittelbar vor Kliſthenes in Uebung waren. Nicht

Digitized by Google

conſequent iſt, daß es S. 80 heißt, die Griechen haben gar keine im Haus geborne Sclaven gehabt, und S. 84 hingegen, auf Sclaven, die im Haus geboren wurden, hielt der Grieche nicht viel. Uebrigens dürfen wir nicht unbemerkt laſſen, daß doch auch in dieſem Abſchnitte bey mehreren Artikeln Zuſätze vorkommen, und mehrere zur Sache gehörende Bemerkungen, die ſich bey Nitſch, wenigſtens in der ältern Ausgabe, nicht finden.

Auf die Volksverfaſſung kommt S. 126—207 die Staatsverfaſſung. Es iſt ganz lobenswerth, daß Hr. Erneſti hierin die Anordnung von Nitſch verlaſſen hat, welcher die häusliche und gottesdienſtliche Verfaſſung folgen läßt. Bekanntlich hat Nitſch die Materie von der Staatsverfaſſung nicht mehr ſelbſt bearbeitet, ſondern Höpfner. Auch iſt mehreres darüber in die von Köpke verfaßte Darſtellung der Geſetzgebung und Gerichtsverfaſſung aufgenommen. Die Staatsverfaſſung iſt in zwey Abſchnitten abgehandelt, deren einer die Aufſchrift Grundverfaſſung, der andere Staatsform und Geſetzgebung zur Aufſchrift hat. Unter dem erſten ſcheint urſprüngliche Verfaſſung verſtanden zu ſeyn, denn es wird dort gehandelt von der königlichen Würde und ihren Prärogativen und Beſchränkungen, und dem Uebergang zum Republikanismus. Wenigſtens ſollte, wenn etwas anders darunter verſtanden wäre, im Gegenſatz gegen Staatsform, auch das, was von der Staatsform unter den Königen geſagt wird, erſt in dem ſpäteren Abſchnitte vorkommen. Außerdem iſt auch noch von dem Staatenverband der Griechen die Rede, offenbar aber viel zu kurz für dieſen Zweck, indem nur von dem Amphyktionengericht die Rede iſt. Uebrigens iſt in dieſem Abſchnitt nicht einer einzelnen Quelle ſo genau gefolgt worden, wie in dem vorhergehenden. In dem andern von der Staatsform aber ſind einige Abſchnitte z. B. §. 97, 102, 103, 104, wieder ziemlich wörtlich aus Köpke's Fortſetzung des nitſche'ſchen Werkes abgeſchrieben. Bey der Darſtellung der ſoloniſchen Geſetzgebung iſt nach der eigenen Angabe des Hrn. Verf. Meiners Geſchichte der Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaften in Griechenland und Rom zu Grunde gelegt worden. Noch iſt zu bemerken, daß die Geſchichte der Verfaſſung Athens nicht über das Zeitalter des Perikles iſt hinausgeführt worden. Sehr kurz iſt bey den, freylich ſehr ſparſamen Nachrichten von den übrigen Staaten, dem böotiſchen, achäiſchen, ätoliſchen Staatenverein gehandelt, auch hier finden ſich wieder mehrere aus Köpke herausgeriſſene Stellen. Mit S. 207 beginnt die Staatsverwaltung, es iſt aber nur von der atheniſchen die Rede; ziemlich breit iſt hier wieder aus Höpfner ausgeſchrieben, auch Fehler hat der Herg. bona fide mitgenommen, z. B. S. 212 iſt Höpfnern nachgeſchrieben: dieſe Handlung, wenn das Volk ſein Gutachten gab, nannte man ἐπιψηφίζειν τὸ ψήφισμα und διδόναι διαχειροτονίαν τῷ δήμῳ, da doch dieſe Ausdrücke nicht die Handlung des Volkes, ſondern die Handlung der, die Verſammlung leitenden Obrigkeiten bezeichnen.

S. 228—263 iſt von der Rechtspflege, S. 263—288 von der Gerichtsform und Proceßordnung die Rede. Köpke's Arbeit über dieſen Gegenſtand iſt hier wieder auf dieſelbe Art, wie oben ſchon von der nitſch'ſchen und höpfner'ſchen geſagt worden iſt, benutzt worden; das Eigene beſteht hauptſächlich darin, daß hier, was bey Köpke nebeneinander iſt, Rechtspflege und Gerichtsform getrennt abgehandelt wurde, nicht eben zum Vortheil für den Leſer. S. 288—300 iſt von Strafen wieder nach Köpke gehandelt.

Rec. hat ſich bis daher die Mühe gegeben, dieſes Werk vor den Augen ſeiner Leſer noch einmal entſtehen zu laſſen. Er wird nicht nöthig haben, ein Urtheil weiter über daſſelbe zu begründen. Es iſt, um es kurz zu ſagen, weder ein Auszug aus Nitſch, noch eine verbeſſerte Bearbeitung, und ſeiner Ungleichheit wegen in den einzelnen Materien weder ein Lehrbuch, noch ein Handbuch. Sollte das Werk weiter fortgeſetzt werden, ſo wäre zu wünſchen, der Verf. ſetzte ſich ein beſtimmteres Ziel.

Zu wünſchen wäre übrigens mehr noch, daß die beyden von Nitſch und Höpfner bearbeiteten Bände mit der Wegſchneis

Digitized by Google

dung dessen, was aus der Geographie, Mythologie und Geschichte zu viel da ist, zu einem Buch von Einem Bande verarbeitet würden.

Schließlich sey nur noch bemerkt, daß manche öfters sinnentstellende Druckfehler das auf schlechtem Papier abgedruckte Buch zum Gebrauch noch unangenehmer machen.

Ciceronische Anthologie für die mittleren Classen in den gelehrten Schulen bearbeitet von M. Carl Heinrich Sintenis, emeritirtem Director des Zittauer Gymnasiums. Züllichau und Freystadt bey Darnmann. Erster Theil. 1808. LVI u. 251 S. Zweyter Theil. 1809. XLII und 298 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Der Hr. Verf., einst Werken dieser Art abgeneigt, was er auch in mehreren seiner Schriften öffentlich ausgesprochen hat, erkannte doch später, daß sie, zweckmäßig eingerichtet, gut und nützlich seyen. Auf die Aufforderung mehrerer ihm befreundeter Schulmänner hat er selbst unternommen, eine solche Sammlung auserlesener Stellen zu geben, veranstaltet, angeordnet und bearbeitet nach den Grundsätzen, welche lange Erfahrung und Bekanntschaft mit den Bedürfnissen der Schulen ihm als die besten an die Hand gegeben haben. Er hat diese Grundsätze selbst weiter auseinandergesetzt in der Vorrede zum ersten Theile S. IX und X, und somit den Maßstab angegeben, den er seiner Arbeit will angelegt wissen. Er will nämlich, gemäß der Bestimmung dieser Sammlung für mittlere Classen, d. h. für solche, in welchen sonst die gewöhnlichen Lesebücher, Phädrus und dergleichen tractirt werden, daß sie in Ansehung der Stellen, mit kurzen Erzählungen und Naturbeschreibungen anfange, nach und nach zu längern, endlich zu etwas schwerern übergehe, und dann etwa auch mit andern leichten,

Digitized by Google

moralischen Stellen beschließe, wobey, was sich von selbst versteht, überall die besten Lesarten zu Grunde liegen sollen. In Ansehung der Anmerkungen aber wird verlangt, daß sie nicht bloß auf die Sprache als Sprache, sondern auch schon auf diejenigen Gegenstände und Kenntnisse, die für die beyden obersten Classen vorbereitend und einleitend sind, Rücksicht nehmen, d. h. daß, wenn Wörter und Redensarten erklärt werden, die Grundbedeutungen und feineren Nuancen derselben angegeben, und in Ansehung der vorkommenden Sachen der Geschichte, der Alterthümer, der Erdbeschreibung, der Mythologie u. s. w. etwas mehr vorgetragen werde, als zu dem bloßen Verstande der gegenwärtigen Stelle nöthig ist, und daß vorzüglich für einen festen und sichern Grund in der Grammatik durch Angabe sehr versetzter Constructionsordnungen und ihrer Regeln gesorgt sey.

Rec. findet die Auswahl der aufgenommenen Stellen diesem Plane getreu gemacht; es läßt sich ein Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren nicht verkennen, wenn gleich geschehen seyn dürfte, daß zuweilen ein Stück, das in der Mitte steht, schwerer ist, als eins von denen am Ende. Der erste Theil enthält neunzig Abschnitte dieser Art aus den verschiedenen Schriften Cicero's. Da aber diese Abschnitte sehr kurz sind, wenigstens dem größeren Theile nach, so läßt sich leicht begreifen, daß diese Anzahl bald absolvirt ist, daß also dieser erste Theil nicht hinreichend ist, eine Abtheilung junger Leute so lange zu beschäftigen, bis sie sich zu einer höhern Classe vorgearbeitet hat; daher ist auch der zweyte Theil noch so gearbeitet, daß er für die weiter gekommenen derselben Classe gewiß nicht zu schwer ist. Er enthält hauptsächlich Stellen aus den Reden des Cicero; und zwar längere, so daß sie öfters durch mehrere Abschnitte fortlaufen. Von den dreyundsechzig Abschnitten, welche der zweyte Theil enthält, sind dreyundvierzig aus den Reden, zwölf aus den Büchern de finibus, sieben aus dem Tusculanen und Einer aus dem Orator. Unter den Reden ist auch die pro Marcello, so wie die post redit. in

Senatu aufgenommen, nicht als ob der Verf. die Zweifel gegen die Echtheit derselben nicht gekannt hätte, sondern theils zur Vergleichung, theils, wie es scheint, weil der Hr. Verf. von ihrer Unechtheit sich noch nicht überzeugt hat. Doch hätte, um das gelegentlich hier einzuschieben, in den Anmerkungen benutzt werden sollen, was Wolf über diese Reden bemerkt hat. Minder zweckmäßig dünkt Rec. die Ausführung in den Anmerkungen. Er ist nämlich der Meinung, man sollte so wenig Anmerkungen als möglich machen, da es der Hr. Verf. darauf angelegt zu haben scheint, so viel als möglich zu machen. Nur was nöthig ist zur Präparationsandeutung der Constructionsform, nur in seltenen Fällen Andeutung der Bedeutung eines Worts in dieser Stelle sollte in den Anmerkungen seyn. Das übrige gebe der Lehrer mündlich, lasse es zuweilen unter dem Erklären, zuweilen nach demselben niederschreiben, und wiederhole fleißig, so ist gewiß besser gesorgt, als durch einen Schwall von Anmerkungen, die viele gar nicht lesen, oder erst dann flüchtig lesen, wenn die Reihe sie selbst trifft.

In dem vorliegenden Werke sind fast alle Worte erklärt, zuweilen mit kurzer Entwicklung der Bedeutung an der Stelle, öfter ist der, vom Hrn. Verf. angenommene Sinn geradezu untergesetzt. Es soll nicht geleugnet werden, daß dadurch manches lehrreiche Wort an die Schüler gelangt, denn sehr viele dieser Bemerkungen sind treffend und von Gehalt, nur meinen wir, sollte dieß durch ein anderes Organ an den Schüler gebracht werden. Aber nicht von allen Anmerkungen kann gesagt werden, daß sie zutreffen, mehrere sind schief, manche ganz unrichtig. Rec. belegt dieß Urtheil mit einigen Beyspielen aus beiden Theilen. I. Th. S. 2 Not. 7: „addictum esse morti zum Tode verurtheilt seyn. mors für nex — das vorher kann diem necis destinavisset — zur Veränderung des Ausdrucks." S. 4 quo facto frangi Laced. opes necesse esset — opes mit Seemacht gegeben — es wäre doch lächerlich, wenn Themistokles gesagt hätte, man solle die Flotte der Lacedämonier verbrennen, dadurch müsse ihre Seemacht zernichtet werden.

Digitized by Google

S. 16, 209 und II. Th. S. 84 ist adolescens angegeben als beginnend vom dreyßigsten Jahr und fortlaufend bis zum Alter — auf adolescens folgt senectus. Th. I. S. 47 von der Grabschrift des Archimedes: epigramma, eigentlich ein kurzes im Schlusse besonders scharfsinniges Gedicht. S. 179: imber lapidens. Cicero meint Schloßen und Hagel. S. 216: ii mihi videntur fabulam aetatis peregisse, nec, tanquam inexercitati histriones, in extremo actu corruisse — die Noten lauten wie folgt: peragere fab. aetat. die letzte Rolle (von der Komödie hergenommen) des Lebens gut ausspielen — histrio vom tuscischen Wort hister und ludio Gaukler, Comödiant — corruisse den letzten Aufzug (zusammenstürzen) verderben, verhunzen. Th. II, S. 17 opinio heißt eigentlich eine falsche, oder höchstens eine bloß wahrscheinliche Meinung, hier eine Sage — die Stelle heißt: vetus est opinio und wird gleich durch das folgende hoc cum caeterae gentes sic arbitrantur, erklärt. S. 24: principem omnium sacrorum, weil die Ceres als die Mutter der Götter und Menschen verehrt wurde, so war sie der vorzüglichste und älteste Gegenstand der religiösen Gebräuche. S. 114: Tu Latiaris Jupiter aliquando ad eum puniendum oculos aperuisti, eine erhabene Redensart von den Göttern, welche, wenn sie strafen wollen, bloß ihre Augen öffnen dürfen. S. 217: Sophocles — in seinen Tragödien vereinigt sich zwar Größe mit Schönheit, sie stehen aber doch den philosophischen und sanften Tragödien des Euripides nach; die Aufschriften sind nicht immer passend, z. B. I. Th. Nro. 34 und II. Th. S. 39. Mehrere Erläuterungen kommen zwey und dreymal vor; die mythologischen Notizen erinnern öfters an weiland Sincerus.

Hingegen sind im zweyten Theil die Einleitungen in die einzelnen Stücke zweckmäßig, auch ist besonders noch zu erwähnen, daß öfters durch aufgeworfene, aber nicht beantwortete Fragen die Aufmerksamkeit und Selbstthätigkeit der Schüler geweckt, und angeregt wird.

Soviel über das Werk selbst. In den beyden Vorreden sind eigene Abhandlungen eingewebt. Die im ersten Theile beantwortet die Frage: ist wohl Cicero als Schriftsteller und als Stilist der Mann, von dessen Größe und Wichtigkeit Studirende nicht frühe genug unterrichtet werden können? mit einer kurzen Lebensbeschreibung Cicero's, einer Anzeige seiner Schriften und kurzen Auseinandersetzung der Vorzüge seiner Schreibart. Die Vorrede des zweyten Theils gibt eine Anleitung mit jungen Leuten Cicero's Schriften zu lesen. Nach Aeußerungen in der Vorrede wird diese Anthologie noch einen, oder vielleicht zwey Bände Fortsetzung erhalten, wo aber die Anmerkung von dem Text getrennt gegeben werden sollen.

Digitized by Google

Geschichte und Merkwürdigkeiten der Stiftsbibliothek in Zeiz. Als Einladung zu einer Redeübung in der Stiftsschule zu Zeiz, den 16. May 1808. Von M. Christian Gottfried Müller, Rector und Bibliothekar. Leipzig, gedruckt b. Breitkopf und Härtel. 1808. 45 S. gr. 8.

Von der Stiftsbibliothek in Zeiz kommen in den meisten Schriften, die derselben erwähnen, nur unrichtige und unbestimmte Nachrichten vor; auch ist sie bisher weder von einem ihrer Vorsteher, noch in Hirsching's bekanntem Werke beschrieben worden. Gleichwohl verdient sie näher gekannt zu werden, da, außer den großen öffentlichen Bibliotheken in Dresden, Leipzig und Wittenberg nicht leicht eine andere Bibliothek im Königreiche Sachsen in Rücksicht der Anzahl von gedruckten alten und seltenen Büchern, besonders aber von Handschriften, ihr den Rang streitig machen dürfte, und sie, da sie in jeder Woche zwey Tage geöffnet wird, seit fast zweyhundert Jahren mannigfaltige literarische Kenntnisse im Stifte verbreitet hat. Hr. M. hat also nicht allein seinem nähern Publicum, sondern auch auswärtigen Literatoren einen dankenswerthen Dienst dadurch erwiesen, daß er, den an ihn ergangenen Aufforderungen gemäß, soviel es möglich war, alle Nachrichten, die sowohl in der Bibliothek selbst, als in andern literarischen Schriften, und besonders in den, ihm zur Benutzung vergönnten öffentlichen Acten zerstreut lagen, gesammelt, geordnet, und in diese Beschreibung zusammengetragen hat. Der Stifter dieser Bibliothek war der letzte naumburg-zeizische Bischoff, Julius v. Pflug, ein Edler des sechszehnten Jahrhunderts, dessen ehrwürdiger Charakter und brennender Eifer für die Beförderung der Wissenschaften von Hrn. M. trefflich geschildert sind. Er verordnet in seinem Testamente; „Meine Bibliothek, die ich zum mehreren Theil, ehe dann ich ins Stift kommen, von dem Meinen erzeuget, die soll unvermindert allhier zu Zeiz an dem Ort, dahin ich sie gelegt, bleiben, und meinen Successoribus und dem Stifte zum Besten erhalten werden.“ Mit den pflugischen Büchern wurden 1565 noch 139 Bücher der vorhergehenden Bischöffe vereinigt, worunter folgende Handschriften eine Erwähnung verdienen: Virgilii Aeneis, cum explicatt. interlinearibus; Cl. Ptolemaei figurae geographicae, alternis chartis et membranis constantes; Ciceronis Epp. ad Familiares; Petri de Vineis et Petri Blesensis Epistolae. Auch von der Bibliothek des säculariſirten Benedictinerklosters Bosau kamen

einige Bücher in die Zeizer Stiftsbibliothek. Die pflug'sche Sammlung war nicht sowohl wegen der Menge, als wegen des innern Werths der Bücher ein kostbares Geschenk für das Stift. Sie bestand aus 1025 Bänden, worunter nach dem, von dem Rector Rivius gefertigten Verzeichnisse, 513 theologischen, 92 juristischen, 8 medicinischen, 107 historischen, 40 poetischen, 265 philosophischen und grammatischen Inhalts waren. Außer diesen fand Rivius noch gegen 400 einzelne kleinere ungebundene Schriften, die hernach gesammelt und eingebunden, unter dem Namen Miscellanea in der Bibliothek aufgestellt worden sind, und meistens die Reformationsgeschichte, vom J. 1540 an, erläutern. Es sind unter diesen Büchern eine Menge solcher, welche die Verfasser, oder Herausgeber, zum Theil sehr berühmte Namen, dem Bischoffe mit ihrer Namens Unterschrift überschickt, oder dedicirt haben. Von Handschriften fanden sich darin: Pindari Olympia; Lycophronis Cassandra, cum scholiis Tzetzae, ein Fragment von Aeliani historia animalium, Alexandri Aphrodisiensis physicorum scholiorum per dubitationes et solutiones libb. IV.; Boethius de consolatione philosophiae; Alberti M. libri mineralium; Petrarchae Bucolica und de eventu fortuna, und ein Vorrath von die Reformationsgeschichte erläuternden Handschriften, von Briefen bekannter Männer des sechszehnten Jahrhunderts an den Bischoff, und von Reden und Gedichten auf ihn. In vielen Büchern hat Pflug theologische und moralische Marginalien beygesetzt. Von 1594 an wurde jährlich eine Summe zum Ankauf neuer Bücher bestimmt, der Bibliothek ein bequemerer und sicherer Ort zur Aufstellung angewiesen, und ein Bibliothekar gegeben. Von 1605 an, bis zu der Zeit, wo der Herzog Moriz die Administration des Stifts übernommen hat, scheint die Bibliothek nicht vermehrt worden zu seyn. Unter ihren Bibliothekaren war, von 1682 an, der bekannte Humanist Christoph Cellarius. 1671 wurde die Bibliothek des berühmten Polyhistors Thomas Reinesius um 1600 Gulden gekauft, mit der Bibliothek vereinigt, und ein Fond zu ihrer Erhaltung und Vermehrung ausgemittelt, worüber Hr. M. den Fundationsbrief in der vorliegenden Schrift (S. 26—28) mittheilt. Von nun an wurde die Bibliothek wöchentlich zweymal geöffnet. Die anzuschaffenden Bücher schlägt der Bibliothekar dem Stiftsconsistorium vor. Der, in den neuen Zeiten gemachte Catalog besteht aus 22 Bänden. Seit 1728 steht die Bibliothek im Schlosse. Den Büchern, die von Reinesius herkommen, hat dieser viel Anmerkungen beygeschrieben. Am meisten vermißt man das noch ungedruckte Eponymologicum

des Reinesius, von welchem man lange nichts wußte, wo es hingekommen sey, bis Hr. M. von dem verstorbenen Saxe in Utrecht erfuhr, daß dieser es besitze, überarbeiten, und dann herausgeben werde, auch damit fast ganz fertig sey. Die, im sechszehnten Jahrhundert durch Julius v. Pflug gegründete, und im siebzehnten durch die reinesischen Bücher glänzender und für die Bedürfnisse der Zeit brauchbarer gemachte zeizer Stiftsbibliothek wurde im achtzehnten ihrer Vollkommenheit näher gebracht, durch die Liberalität ihres Aufsehers, des Rectors Mike, der ihr 1788 alle seine Bücher, bis auf einige wenige, vermachte. Diese, aus beynahe 3000 Büchern bestehende Sammlung, die größtentheils historische, philologische und theologische Werke und alte Classiker enthält, fängt da an, wo Reinesius zu sammeln aufgehört hatte, und geht bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Jetzt zählt die zeizer Stiftsbibliothek gegen 13,000 Bände. Das historische Fach ist, nebst dem theologischen, das zahlreichste.

Gott'sauer Kronik oder Orts- und Geschichtsbeschreibung der ehemaligen Benediktiner Abtey Gottes Aue bey Carlsruhe. Verfaßt von Ernest Julius Leichtlin. Carlsruhe. 1810. 128 S. 8. Mit einer Ansicht des jetzigen Gottes-Aue.

Die ehemalige Benedictinerabtey Gottesaue (Augia Dei) bey Carlsruhe gehört keineswegs zu den zahlreichen Stiftungen dieses berühmten, um deutsche und europäische Cultur überhaupt unsterblich verdienten Ordens, welche sich durch besondere Vorzüge ausgezeichnet haben. Ihr Daseyn war die meiste Zeit über, sogar für die nächste Gegend, unfruchtbar, wie der Boden, auf welchem ihre Gebäude ruheten. Nur kurze Perioden des Wohlstandes und der Ordnung zwischen vieljährigen des Verfalles und selbstverschuldeter Dürftigkeit lassen die frühe Unterdrückung einer in jedem Betracht unbedeutenden, mißlungenen Stiftung nicht bedauern, weil in ihr wenig mehr verloren ging, als was ohne Nachtheil auch nie hätte da seyn mögen. Diese Betrachtung, und daß der Zeitpunct ihrer Entstehung nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaufgeht, also nicht einmal das zufällige Verdienst eines ausgezeichnet hohen Alters ihr Gedächtniß ehrt, könnte wohl zur Frage berechtigen, ob ihre Geschichte eine Bearbeitung verdiente? Rec. hält es für seine Pflicht, einer solchen Frage die Bemerkung entgegenzusetzen, daß gegenwärtige kleine Schrift die Arbeit eines acht-

Digitized by Google

zehnjährigen Jünglings ist, unternommen bey wenig ermunternden Verhältnissen, und gleichwohl mit vieler Beharrlichkeit und Umsicht ausgeführt. Die Schrift zerfällt nach einer kurzen Einleitung in neun Abschnitte, deren acht sich mit den verschiedenen Schicksalen der Abtey, in so vielen Perioden beschäftigen. Der neunte liefert ein chronologisches Verzeichniß der Aebte, in so weit es die, nicht mehr vollständigen Quellen erlauben; dann als Anhang eine vom Verf. mit Recht der Vergessenheit entrissene Beschreibung des Bades zu Langensteinbach vom J. 1725; endlich interessante Notizen über die Verbesserung der Schafzucht bey der herrschaftlichen Schäferey zu Gottesaue.

In der Einleitung gibt der Verf. zuerst eine ziemlich umständliche Uebersicht des jetzigen Zustandes von Gottesaue. Urbares Land etwa 880 Morgen; Viehstand 716 Stücke, worunter 458 Schafe; Bewohnerzahl 127 Seelen. Etwas lustig contrastirt damit der naive Bericht eines Mönches über den Zustand im J. 1354. Das Kloster unterhielt damals nur 10 Ochsen, 8 Schweine, 3 Pferde, und 2 Schafe; dabey war es obendrein schuldig 24 Pfund Heller weniger 23; hatte nur 3 Betten ohne Decke; 6 Häfen, und 6 kleine Schüsselchen in der Küche. Zunächst berührt der Verf. noch den Zustand der Gegend von den ältesten Zeiten bis zu der Stiftung von Gottesaue, welche nach Wenk (hessische Landesgesch. I. 205 ff.) in das J. 1110 gesetzt wird. Auf diese folgt nun die Geschichte der, durch Berthold Grafen von Henneberg († 7. März 1122) gemachten Stiftung, nebst dem Stiftungsbriefe, jedoch nicht in der Sprache des Originals. Die ersten Mönche waren aus dem Kloster Hirschau nebst dem, aus ihrer Mitte gewählten Abte Walpot, 13 an der Zahl. Der, vom Stifter geschenkten Güter Umfang war ansehnlich. Aber nicht minder groß waren die Verdienste Markgraf Rudolphs von Baden um die Wiederherstellung des, schon im J. 1240 gesunkenen Klosters und dessen Bereicherung; unter Herrmann V., seinem Großvater, war die Schirmvogtey durch den bekannten Tausch um die braunschweigischen Besitzungen, nebst andern Rechten, an Baden gekommen. Allein trotz diesen ansehnlichen Zuwendungen des frommen Markgrafen und anderer Gönner war das Kloster dennoch wieder um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gänzlich auf der Neige, wie der angeführte Bericht jenes Mönches bezeugt. Berthold V. that nun sein Möglichstes, aber die Mönche schienen einmal zur Unordnung und Verschleuderung prädestinirt zu seyn. In wiefern bey so glücklichen Dispositionen gar die Verwandlung in ein Kartheuserkloster geglückt

Digitized by Google

seyn würde, die Markgraf Bernhard III. vor hatte, läßt sich leicht berechnen; vermuthlich war eine nicht günstige Ahnung des Fürsten selbst Ursache, daß er sein Project plötzlich aufgab, zu welchem schon alles vorbereitet war, und sogar die Mönche, (freylich unter der Bedingung hinlänglicher Renten) sich erboten hatten.

Gleichwohl vereinigten sich um diese Zeit mehrere Umstände, die dem verfallenen Kloster, wie durch Zauberey, auf einen niemals vor und nachher gewesenen Grad des Wohlstandes verhalfen, jedoch nur auf kurze Zeit. Die Ueppigkeit eines Abtes, Jacobs, zerrüttete bald alles wieder, und legte sogar den Grund zu seiner schnelleren künftigen Vernichtung. Der Trotz und die Büberey dieses Mönchen konnten selbst durch seine Absetzung nicht wieder gut gemacht werden; das Schicksal hatte über das Kloster beschlossen. Die Flammen des Bauernkriegs verzehrten seine Gebäude, und die Annahme der neuen Lehre durch den Landesherrn nöthigte die, kaum auf den Trümmern wieder angesiedelten Mönche abermals zum Abzug. Die wechselnden Glücksfälle des 30jährigen Krieges brachten endlich die Mönche nach 75jähriger Abwesenheit noch Einmal in die schon verloren gegebene Heimath zurück, aber nur auf wenige Jahre, nach deren Verfluß der westphälische Friede sie ohne Hoffnung zur Wiederkehr verbannte, und die Abtey völlig in eine herrschaftliche Domaine verwandelt wurde. Die Güterverwaltung wurde nun verpachtet bis zum J. 1764, wo sie unter eigene unmittelbare herrschaftliche Aufsicht genommen worden, und darunter auch bis jetzt verblieben ist. — Das ist im Wesentlichen die Geschichte dieses unberühmten Klosters, wie sie der Verf. theils nach urkundlichen Quellen, theils nach den besten Schriftstellern in chronologischer Folge vorträgt. An ihm liegt es nicht, daß er nicht mehr gegeben hat. Es wäre zwar möglich, daß unter den Papieren, welche der Verf. im großherzogl. Archive benutzte, sich einige fänden, die den Abdruck verdienten, aber in unsern Tagen muß manches unterbleiben wegen des Aufwandes, den es nöthig macht. Von großer Bedeutung dürfte übrigens schwerlich mehr etwas übrig seyn, da durch den Brand im Bauernkriege das Archiv größtentheils mit zu Grunde gegangen, und das Wenige, was gerettet worden ist, bey dem Abzug der Mönche wahrscheinlich nicht zurückblieb. Desto fleißiger hat der Verf. die Schriftsteller benutzt; keiner der bessern hier einschlagenden ist vernachlässigt, keine wesentliche Angabe ohne Nachweisung beygebracht. Alle zusammen genommen geben ein rühmliches Zeugniß von Fleiß und Belesenheit, und schöne Hoffnungen für die Zukunft.

Die, vom Verf. ungeändert aufgenommene Beschreibung und Geschichte des Gesundbades zu Langensteinbach ist von

Digitized by Google

dem ehemaligen Rector Malsch zu Carlsruhe, und aus dem ersten Hefte der, von ihm so betitelten noctes vacuae gezogen. Die Lectüre dieser äußerst characteristischen kleinen Abhandlung war für den Rec. in hohem Grade anziehend. Es wäre zu wünschen, daß der ehrliche, biedere Rector seine Nachrichten weiter hätte verfolgen können, oder auch verfolgen mögen. Schade nur, daß sogar von manchem, was er noch im J. 1728 gesehen, nach den Bemerkungen des Verf. nichts mehr übrig ist.

Eine interessante Zugabe ist die Zusammenstellung der Resultate, welche die, im J. 1789 mit eben so vieler Klugheit als ausdauernder, durch Unfälle nur erstarkender Beharrlichkeit unternommene Veredelung der inländischen Schäfereyen krönten. Ein Theil derselben ist zwar schon im ersten Stücke des Magazins von und für Baden von dem würdigen Schöpfer dieser Anstalten, dem Hrn. Finanzdirector Voltz, dem Publicum mitgetheilt worden, allein man wird sie hier um so lieber wieder finden, da der Verf. die Resultate von sechs folgenden Jahren hinzugefügt hat. Von ächten spanischen Merino's wurden mit Bewilligung des Königs unmittelbar aufgekauft, und eingeführt: 83 Mutterschafe und 46 Widder; zu diesen wurden gesellet 71 aus Roussillon eingebrachte, 450 sponheimer, und eine verhältnißmäßige Anzahl Landmutterschafe, daß also diese zu Gottesaue errichtete Anstalt etwa in 600 Stücken bestand. Ungeachtet von den spanischen Ankömmlingen gleich im ersten Jahre 37 Mutterschafe, und 20 Widder, also fast die Hälfte daraufgegangen waren, ermüdete doch nicht der edle Eifer. Die Folge war, daß man bey der Schur im J. 1809 zählte: 1190 echtspanische Schafe, 331 roussillon'sche, 1182 veredelte sponheimische, und 2479 veredelte Landschafe, zusammen 5182 Stücke. Das Institut ist über 24 Ortsgemarkungen in allen drey Provinzen verbreitet, besoldet einen Oberschäfer, und 24 Schäfer. Der Gesammtertrag der Wolle stand im J. 1799 zu 8612 fl. 47 kr., im J. 1808 zu 28,020 fl. 2 kr.; durch alle neun Jahre wurden erlöst 170,205 fl. 44 kr. Im J. 1799 galt der Ctr. Wolle bester veredelter Sorte 150 fl.: im J. 1809 275 fl., von gewöhnlicher Landswolle 35 fl., und 1809 60 fl. Ein gewöhnliches Landschaf trägt 4 Pfund Wolle, ein veredeltes 9 Pfund Wolle; spanische Widder zwischen 9 — 11 Pfund. Vergleichung und Anwendung machen sich von selbst.

Zuletzt erwähnt der Verf. noch einiger Denkmale, die er sowohl auf der Stätte des ehemaligen Klosters, als in umliegenden, einst hörigen Orten, gefunden hat. „Es ist Zeit, sagt er, aufzuzeichnen . . . allmälich verschwindet Alles, und

hundert Jahre später würde vielleicht jegliche Mühe vergeblich seyn.“ Rec. kömmt es vor, als wenn dieß jetzt schon hier der Fall wäre, denn er hat nichts gefunden, was der Mühe des Aufzeichnens werth seyn möchte.

Handatlas über alle bekannte Länder des Erdbodens. Nach einer auf Natur-Grenzen beruhenden Darstellung der Länder entworfen zum Studium der Geographie und Geschichte, zum Jugendunterricht und für jedes Bedürfniss der Liebhaber der Geographie bestimmt. Nebst Repertorium. Herausgegeben von Johann Heinrich Gottlieb Heusinger. Gotha bey J. Perthes. 1809. 116 S. Text, Register und Pränumerantenliste, und 24 Bl. in Fol. (8 Thlr. sächs.)

Der Hr. Verf. hat durch Herausgabe dieses Atlas in 24 Blättern, die zum Nachzeichnen bestimmt sind, um das Studium der Geographie sich ein nicht geringes Verdienst erworben. Er verläßt mit Recht die politische Eintheilung, und wählt die von der Natur dargebotene, nämlich die durch Flüsse und Gebirge. Letztere sind hier bloß durch Puncte angegeben, jene aber so viel als thunlich, selbst nach ihrem bestimmten Laufe gezeichnet. Sehr richtig sagt Hr. Heusinger: das beste Mittel, Landkarten (von dem doch hauptsächlich die Erlernung der Geographie mit abhängt) in Kopf zu bekommen, ist das Nachzeichnen. „Dieß gibt eine unerschütterliche, feste Grundlage der Geographie, und macht das aus, was man den ersten Curs nennt.“ Für andere höhere muß ein zweyter Curs folgen, dessen Einrichtung von den Bedürfnissen derer abhängt, denen er mitgetheilt wird. Dieser Curs muß anders eingerichtet seyn für den Soldaten, anders für den Kaufmann, den Diplomatiker ꝛc. Die sechs ersten Karten sind nach der mercatorischen Projection gezeichnet. No. 1 und 2 stellen die Erdkugel als Fläche dar, die Stadt Rom, und die Insel Otahaite in der Mitte.

Mit Vergnügen erwarten wir von dem Hrn. Prof. Heusinger die versprochenen Grundlinien zur Geographie.

Digitized by Google

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Vierzehntes Heft.

Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Herausgegeben von Wilhelm Gottlieb Becker. Dresden, auf Kosten des Verfassers, und Leipzig in Commission bey Gleditsch. Erster Band 1804. Fünf in drey Heften von 34 Platten und VI u. 141 S. Zweyter Band 1808. Neun in ersten und zweyten Heft (das dritte Heft ist noch nicht erschienen). fol. (Jeder Band 30 Rthlr.)

Augusteum, ou description des monumens antiques, qui se trouvent à Dresde. Par Guil. Gottl. Becker. A Leips. Gleditsch, à Londres de Bosse, à Paris Hinrichs en comm. Avec planches gr. in folio.

Dieses in seiner Art in Deutschland einzige Werk, das Geschmack, Fleiß und Aufwand auf eine hohe Stufe gestellt haben, wollen wir auch in diesen Blättern nicht übergehen; und zwar nicht darum, weil wir hofften, vielleicht einige Kalte, auf den Buchstaben Geheftete, zur Theilnahme zu erwärmen an der öffentlichen Bekanntmachung einer so seltnen, im Norden erstaunenswerthen Kunstsammlung, und einige für den großen Wortheil einzunehmen, der auch aus solchen Abbildungen für

Digitized by Google

die Bildung, besonders der Jugend, zu ziehen wäre. Denn es gehört nicht wenig dazu, die Musenlosen zu überzeugen, und zur Freude am Schönen zu bewegen, und nur von der Zeit und ernstlichen Förderungen ists zu erwarten, daß die wahre Neigung zum Kunstschönen, die Begleiterin liberaler und lebendiger Bildung einer Nation, allgemeiner zum Durchbruch kommen, und (außer andern leicht anzuschaffenden und doch unendlich wichtigen Sammlungen) auch solche Werke, statt Bibliotheken zu zieren, den Städten und Bildungsanstalten gehören, und fleißig genutzt und genossen werden möchten. Sondern unsere Absicht ist nur, über die Erklärung mehrerer Monumente einiges zu bemerken, mit gänzlicher Umgehung des artistischen Theile des Werks, dessen Verdienst hinlänglich bekannt ist. Wir werden aber wegen der Seltenheit des Werks die ganze Reihe kurz durchführen.

Voran einiges Aegyptische. In der Unterscheidung der ägyptischen Stilarten ist H. Becker (so wie Zoega in den Obelisken war) mit Recht skeptischer, als Winkelmann und Fea. Taf. I, II. Die beyden schönen ägyptisch-griechischen Mumien des Della Valle, höchstens aus ptolemäischer Zeit. Taf. III. Mumiensarkophag. Isis mit dem Nilschlüssel, als Naturbeschließerin; diese Erklärung Zoega's wird hier noch gestützt. Taf. IV. Aegyptischer Sphinxkopf (den aber Herr Meyer verschiedentlich für Antinous erklärt hat). Alles, was der Verf. sagt gegen Zoega's Meinung, die ägyptische Sphinx sey männlich, scheint nicht soviel zu bedeuten, als die weibliche Physiognomie der Sphinx am Obelisk des Augustus, woran auch schon in der Bibl. der alten Lit. u. K. 6, 135 erinnert worden, und die in der Zeichnung in Zoega's Werk selbst unverkennbar ist. Statt Weisheit und Stärke bedeutet Sphinx dem Verf. Nil und Osiris, als Löwe und Isis, beyde vereint, Vollkommenheit, Schutzgeist Aegyptens u. s. w.

Taf. V, VI, VII. Dreyseitiges Piedestal in altgriechischem Stil, die eine Seite enthält den bekannten Dreyfußraub des Herakles, wozu Zoega zu den Bassiril. Taf. 66 mehrere Be-

Digitized by Google

richtigungen geben könnte, so wie er von hier Zusätze erhalten kann. Eigen ist dem Verf. besonders die Entdeckung, daß der vermeinte Bogen und Köcher des Herakles auch dem Apollo geraubt sind, und daß der Bogen eigentlich die eherne Schlange aus dem Tempel ist. Die beyden andern Seiten enthalten den Ausgang der Fabel, und sind einzig. Auf der einen wird der Dreyfuß durch die jungfräuliche Pythia und einen Priester, oder Neokoros, der nicht Hand mit anlegt, sondern einen Staubwedel hält, auf der andern der entwendete Köcher, (beyde von willkührlich etwas veränderter Gestalt) durch dieselbe Xenoklea und einen Priester, jeder auf einen einfachen Pfeiler, wieder aufgestellt und mit heiligen Binden befestigt. So wird, wie uns dünkt, der Sieg des Apollon durch die beyden Nebenseiten symmetrisch zwiefach, wie durch einen Chor zu seinen Ehren, verherrlicht, an einem Fußgestell, das sich vielleicht in seinem Tempel befand; die Hauptseite allein hätte die Entscheidung nicht ausgedrückt. Ihr dienen übrigens die, an Handlung ärmeren und einfacheren Nebenseiten, und sind wie in ihrem Gefolge; eine Anordnung, wovon wir Beyspiele anführen könnten. Ueber Böttigers Erklärung (in den Andeutungen S. 60) versparen wir uns, bey einer andern Gelegenheit zu reden.

Der symbolischen fein ausgesponnenen Erklärung des Ganzen S. 61—68 können wir nicht beytreten. Sie fällt durch ihr eigenes Schwanken; man braucht nicht einmal auf Principien zurück zu gehen. — Der Dreyfuß nämlich, der schon manchen Alten die drey Elemente, Feuer, Luft und Wasser, oder anders bedeutete, bezeichnet dem Verf. die drey Jahreszeiten, die bey der Einführung des eigentlichen Sonnenjahrs statt der früheren Horen entstanden, die Bestimmung eines neuen Zeitcyklus. Die Besitzer des Orakels zu Delphi sollen mit den Ansichten von der Zeit parallel gelaufen seyn. So waren Kronos, als unabgetheilte Zeit, Poseidon und Gä, als feuchte nnd trockne Jahrszeit; Themis als die Mutter der Horen, Ordnerin der Jahrszeiten; dann Apollon und Bakchos, Genien des Frühlings und Herbstes (in diesen wäre wenig-

Digitized by Google

stens kein Fortschritt der Zeitberechnung, woran der Orakelbesitz hängen soll); endlich Apollon allein; und nun sind drey Horen, und der Dreyfuß und die Leyer dreysaitig. Die drey Seiten des Monuments stellten demnach die drey Jahrszeiten so vor: 1) dem Apollon werden „nach vollbrachter Arbeit" die Symbole seiner Gewalt geraubt, auf der ersten Seite, dem Winter (von dem es übrigens nicht gewiß ist, daß er das Jahr angefangen habe). Aber wenn Apollon den Räuber angreift, und zwar mit Uebermacht, so wäre hier eigentlich Frühling; denn auf beyden andern Seiten wird ja nichts erst erbeutet. 2) Frühling und Sommer als eins. 3) Das Spätjahr; hier wird der Dreyfuß, als in welchem das Ganze vollendet ist, aufgestellt. Demnach bezeichnete diese Scene eher einen ganzen Jahreslauf. Man könnte, oder müßte eben sowohl deuteln, Herkules, der Winter, wolle dem Frühling das ganze Jahr abnehmen, den Dreyfuß, alle Jahrzeiten verschlingen, da er doch nur den Herbst aufreibt. Sollte jenes wirklich ausgedrückt werden, wie viel mehr Handlung und Anschaulichkeit war leicht zu erfinden!

Rec. hat dieses, mit Uebergehung anderer Umstände, hauptsächlich darum eingewendet, weil die Verzierung des Piedestalsuntersatzes von dem Verf. mit jener Symbolik ganz verflochten worden, und dadurch ihre wahre Bedeutung im Dunkel geblieben ist. Rec. ist nämlich überzeugt, daß die, auf allen drey Seiten fast ohne alle Abänderung wiederholte Verzierung des breiten Untersatzes, so wie die des oben überstehenden Kranzes, ganz arabeskenartig ist, in der, von Vitruv VII, 5 so hart angeklagten und von den Alten, wie er sagt, sonst nicht ausgeübten Gattung; daß sie also im Ton dem Inhalt der Hauptfelder gänzlich entgegengesetzt, und wenn diese im heroischen, ernsten Stil sind, sie dagegen im komischen ist, spielend, phantastisch, chaotisch, und daß wir die beyden Hauptpuncte der poetischen Production an diesem Monumente vereint erblicken. Die Kunst hat, als sie auch bey den Griechen später alle Naiveräten und Charaktere der Wirklichkeit, zum Theil mit großer Laune dar-

Digitized by Google

stellte, doch nie, oder selten und unbedeutend, so wie die Poesie in der alten Komödie, eine rein scherzhafte, alle Wirklichkeit verlachende Form angenommen. — Darum ist dieß Monument so wichtig. Wie konnten doch diese Schnörkel mit blattartigen Auswüchsen, Rosonen und Früchten, die wie gefließentlich durch ihre Umgebung nichtsbedeutend geworden sind, diese thebischen Sphinxe, in solche Spielzüge auslaufend, dieses symmetrische, krystallisationsweise erwachsene Gewirre, wodurch die Hauptfigur in der Mitte augenscheinlich vernichtet wird, diese Positur der Silen- oder Priapsfiguren auf den Seiten, um den Raum spaßhaft zu schließen, mit den grotesken Flügeln, die keine mythologische Bedeutung haben, wie keine natürliche Gestaltung, den Herausgeber täuschen, und ihm als ernsthaft und sinnvoll erscheinen? — Die geflügelten Priape sollen Genien der Fruchtbarkeit seyn, und darum (telamonenartig!) die obere Vorstellung tragen, weil sich alles auf seine Unterstützung gründe; die mittlere Figur, die ein großes Gefäß nicht an den Mund hält, sondern komisch damit bedeckt ist, soll in ihren drey Wiederholungen mit verschiedenen Graden des Bartes die Jahresabschnitte wiederholen u. dgl. Wenn uns etwas die versicherte Originalität des Werks, und zwar sehr stark, zweifelhaft machen kann, so sind es diese, nicht bloß schon vorhandenen, sondern augenscheinlich parodirten Figuren des Silens, und dieses ganze bunte komische Wesen. Sollte dieß vor Phidias entstanden seyn, so käme dadurch viel Licht und viel Räthsel zugleich in die Kunstgeschichte. Auf jeden Fall müßte man auf eine frühere größere Ausübung der Kunst, als man sich gewöhnlich denkt, schließen, so daß uns die homerischen Kunstnotizen immer bedeutender würden.

Sey es nun mit der Originalität und dem Alter, in Ansehung dessen der Verf. diesem Monument gar alle in Rom nachsetzt, wie es wolle, so bleibt es immer durch Gegenstand und Zeichnung eins der allerherrlichsten im alten heiligen Stil der Griechen. Diesen schätzt der Verf. mit Recht sehr; aber er spricht, wie allgemein geschieht, von einem erwachenden,

Digitized by Google

noch ungewissen Gefühl des Schönen, von bekannten Mängeln, von schonenden Forderungen, die man machen müsse. Wir möchten lieber als von einem Heros von dieser Kunst reden; zu deren Natur gerade das gehört, was in Vergleich mit späterer Cultur der Bewegungen und Costüme Mangel gescholten wird; die man nicht mit Glimpf zu betrachten braucht; sondern die durch ihre Wahrheit, Anmuth, Einfachheit und Tiefe Bewunderung fodert; worin die Kraft nicht allmälig auflebt, sondern unüberwindlich dasteht, so daß sie alle künftigen Geschlechter der Kunst in ihren Lenden zu tragen scheint. Das Manierirte genannte ist feste Eigenthümlichkeit, das Idealische, das man ihr entgegensetzt, ist eigentlich in ihr innerlich inwohnend; die spätere Meisterschaft weiß es mit Natur und Fülle zu vermählen, und dem Sinn anschaulicher, ansprechender zu machen, da es hier nur von einem verwandten Geiste aufzufassen ist, wie die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen in der neueren Malerey.

Taf. VIII. Altgriechische Priesterfigur. Taf. IX. Wunderschöne altgriechische Pallas. Taf. X. Titanenkämpfe auf einem herablaufenden Streif von dem atheniſchen Peplos dieser Pallas in Relief. Die Giganten sind noch wahre Menschengestalten. Taf. XI. Zierliche weibliche Figur in altgriechischem Stil, mit einem Rest von Füllhorn, die das Gewand auf der einen Seite in die Höhe faßt; weshalb sie für Spes genommen würde. Das Fassen des Gewandes ist nicht charakteristisch genug, sondern mehrern der alten zierlichen Figuren gemein. Auch die ersten Malereyen in Italien haben eine ähnliche zierliche Vornehmigkeit. Die Figur, oder eine ganz ähnliche ist schon in den Antiqu. sacrées et prof. à la Haye pl. 42 abgebildet. Der Verf. hält sie für Demeter, oder eine Chorführerin an ihren eleusiniſchen Festen.

Taf. XII. Griechische Vase, deren Vorstellung Böttiger in den Vasengem. I, 3 S. 6 für eine Vereidung, Becker für eine Entsündigung durch Lotion, Rec. für eine Scene aus dem gemeinen Leben hält, wie so oft auf dem Vasen vorkommen. Dem sitzenden ausländischen König gießt eine Dienerin aus der

Digitized by Google

Kanne in eine breite, auch sonst so vorkommende, Trinkschale zu trinken ein; hinter ihm steht ein Trabant, der ihm das nachläßig gehaltene Scepter stützt. Taf. XIII. Diana von Ephesus. Taf. XIV. Pallas, die in die zweyte Periode der Kunst zu gehören scheint; die Aegis schräg von der rechten Seite herab unter dem linken Arm hin. Taf. XV. Rückseite derselben, und ein andrer schöner Pallaskopf. Taf. XVI. Asklepios, die „einzige Statue von ihm, von ältern großem Stil.“ Taf. XVII. Auf einem Felsen sitzende weibliche Figur im edelsten Stil, von Lessing Niobe genannt, von dem Verf. Ariadne, wofür man sie leicht erkennt. Taf. XVIII. Bacchus in übergehängtem Peplos, aus dem Brust, Leib und Oberschenkel nackt hervorschauen, so wie er einmal in V. Albani ist, mit einem Pallaskopf, um ihn zum Alexander zu machen. Taf. XIX—XXII und XXIII. XXIV. Die reizenden und süßen, von dem lothringischen Prinzen d'Elboeuf herrührenden Statuen (die letzte doppelt), die mit Veranlassung gaben zu der Entdeckung von Herculanum, gewöhnlich ohne Grund Vestalinnen genannt. Hier erhebt sich die Beschreibung zu einem schönen Enthusiasmus und innig bezeichnenden Ausdruck. Sie gehören vermuthlich demselben Meister an und zu einander; (und sind vielleicht beyde Jungfrauen einer Procession.) Die zweyte, über die das Gewand nicht vom Kopf an herabfließt, gleicht allerdings einer Muse; aber die andre, die in augenscheinlicher Beziehung mit ihr steht, nicht, wodurch auch die Musenhaftigkeit der andern als zufällig erscheinen dürfte.

Taf. XXV. XXVI. Räthselhafte Figur, die in vier, in Antium gefundenen Wiederholungen in Dresden existirt. Ein schlanker, eigen und sehr harmonisch componirter Jüngling im schönen Stil, nach dem Verf. vorn einem Apollon, hinten einem schönen Jüngling gleich, gießt mit hoch erhobener Rechte Wein aus, dessen langen Stral er ursprünglich mit der Linken auffing. Er hat, ohne etwas anders vom Faun, gelinde Faunenohren, ein bakchisches Diadem und Korymben um das Haupt; zuviel, um das ganze Interesse der Statue bloß in

Digitized by Google

die Stellung zu setzen, und zu widersprechend, um ihren Gegenstand zu bestimmen. Hr. Becker möchte sie für den vielleicht nach einer verlorenen Dichtung von Silenos abgestammten Bacchus nehmen, wie nach Pythagoras (Porphyr. de vita Pyth. ed. Kust. p. 18) von ihm Apollo stammte. Das ist viel vorausgesetzt; auch sprechen die Formen nicht für Bacchus; noch haben Stellung und Ausdruck etwas von einem Gott überhaupt. — Hätten wir vielleicht hier einen Liebling und Einschenker eines römischen Kaisers, der in Antium schwelgte, wie Caligula (Suet. 8), oder Nero (Suet. 9), qui Doryphoro liberto, sicut ipsi Sporus, ita ipse denupsit? Wie viele solcher Hofgeschichten mögen wohl unaufgezeichnet geblieben seyn, obgleich viele bekannt sind! Wir müssen noch bemerken, daß das Gesicht, wenigstens nach der Zeichnung, Porträt ist, daß die Ohren nur wenig verlängert, nicht einmal gespitzt sind. Seys nun, daß der Künstler z. B. dem Nero schmeicheln wollte (der, nach Suetonius, wenn er eine Göttin auf dem Theater spielte, die Maske seiner Geliebten nahm, der sich selbst als Apollo Citharoedus auf Münzen bilden ließ), indem er ihm seinen Liebling, als Vorläufer des Antinous, zum Satyr erhob, oder daß er, weil der Künstler Absichten nicht immer argwöhnisch geprüft werden, dem bestellten Porträt einen satyrischen Ueberzug aufheften wollte, indem die Neigungen der Satyrn bekannt genug sind, σατυρα bey Athenäus eine Hure, und das Wort σατυρα selbst bey Hesych. wollüstig heißt; so erfoderte weder die ernsthafte Absicht, noch die muthwillige Anspielung die größte Bestimmtheit und Harmonie in den Attributen, noch eine irgend einem Götterideal streng nachgebildete Körperform. Den Satyrmenschen schmückt Kopfbinde und Korymben, und die Schönheit der Natur ist schmeichelndes Porträt. — Der weimarische Rec. in der A. L. Z. 1806 Nr. 240 hielt die Figur für einen jungen Faun der edeln Art, ohne das zum Faun Mangelnde, noch das ihm Fremde an derselben zu erklären, und bemerkte, daß sie sich noch einmal in Villa Ludovisi befinde.

Digitized by Google

Taf. XXVII—XXX. Auch diese Statue ist für ihren Ruhm zu früh nach Deutschland ackommen. — Es ist Venus, die der Verf. für älter, als die mehr ausgeführte mediceische, und, wenigstens in einigen Theilen, noch vorzüglicher, als diese, hielt, mit der sie überhaupt nicht so nah verwandt ist, als Copie und Urbild. Wir wenden nichts ein, wenn sich der Verfasser vorstellt, das Urbild dieser Statuen sey als Urania (in der Zeit natürlich, wo Urania schon irdischer geworden war) gedacht gewesen, die eben aus dem Element hervortrete, und am Ufer von den Göttern empfangen werde (nur das letzte möchte nicht antik seyn; in einem antiken Werk empfing sie Eros, und Peitho kränzte sie, Paus. V, 11), indem sich, ihr gleichsam selbst unbewußt, die holde Scham entwickelt. Dieß sey in der dresdner Statue, sagt er, noch mehr ausgedruckt, als in jener, indem sie den Rücken unten einwärts ziehe, mehr in sich selbst verschüchtert, oder zusammengeschreckt, da die Pantomime der mediceischen mehr das auszudrücken scheine, was die porträtischen schönen Weiber, für welche er die meisten vorhandenen sogenannten Venusbilder, besonders nach den Köpfen hält, beabsichtigten; auch sey jene von Gesicht römischer. Gegen das Letzte hat sich mit Recht Fernow erklärt; das andre, daß viele Venusstatuen Porträts seyen, hätte Levezow in der Widerlegung der, auch von unserm Verf. befolgten Meinung, daß die knidische Venus das Urbild der mediceischen und ähnlicher sey, benutzen können; denn Fernow's Haupteinwendung dagegen ist auch J. L. Z. 1808 St. 305 wieder die größere Zahl vorhandener Wiederholungen von diesen. Taf. XXXIII. XXXIV. Große Ara, die sowohl in Hinsicht der Form, als des schönen Arabeskenstils für einzig gehalten werden kann.

Band II. Taf. XXXV. Achilles; nur bis unter die Brust erhalten. Wenn diese holde Wehmuth, dieses heiße, weiche Herz in der heroischen Brust nicht den Achilles verräth, so wird wohl jeder Charakterausdruck der Antiken täuschen. Als Büste versichert der Verf. dasselbe Bild in Rom gesehen zu haben. An dem Helm sind wahrscheinlich Hunde (κύνες

Digitized by Google

ἀργοὶ den ποδάρκης zu bezeichnen); wären es dem Ares heilige Wölfe, so ehrten sie diesen areïschen, der, wie Kapaneus (Phönik. 1134) nicht minder als Ares zur Schlacht beseelt war, und, dieses beyläufig zu sagen, gewiß der Haupteinwand, den Hirt in s. Bilderbuch S. 52 gegen Visconti macht, daß nämlich die bekannte Achillesstatue von Borgheſe, die gleichfalls melancholisch sanft unter der Heldenstirne hervorblickt, Mars seyn müsse, wäre gehoben. Mehr aber spricht noch dagegen eine Achillesbüste in Paris, wo Meergeschöpfe unter den Helmverzierungen vorkommen; was wir aber nur nach einem Gypsabguß anführen können.

Taf. XXXVI. Hautrelief, Oberkörper eines bärtigen behelmten Helden, für Odysseus gedeutet, nach „dem Schlauen und Lauschenden seines Ausdrucks.“ Dieser scheint uns aber mehr die starre Stille zu seyn, die die übermäßige Heldenstärke oft begleitet; denn in diese eiserne Physiognomie und diese Titanenformen fände wohl der leichtgewandte Sinn des Odysseus keinen Weg, keine vielgestalte Seele könnte darin umherziehn. Aus troischer Zeit aber mag der Held seyn.

Taf. XXXVII. XXXVIII. Das Hauptstück der Gallerie, das vollendetste nämlich in seiner Gattung; aber sehr verstümmelt. Pankratiast, der mit der Rechten hoch herab Oel auf sich träuft, und die Linke an sich hält, um aufzufangen. Am Tronk hängen Striegel, Salbgefäß und Cestus. Taf. XXXIX. Jupiterskopf, sehr jugendlich und schön. Ein anderer Kopf, finster und mit etwas mehr geschlängelten Locken, vielleicht Pluton. Taf. XL. Neptun; nach Hirt die schönste Statue von ihm; er stützt einen Fuß auf den Delphin und Schiffsschnabel. Taf. XLI. Schöne Pallas und höchst schöner Kopf einer andern. Taf. XLII. Zarter und lieblicher Merkur. Taf. XLIII. Venus, wovon nur der unvergleichliche Leib echt ist; ursprünglich war sie wohl wie die mediceische geformt. Taf. XLIV. Apollon in langem Mantel mit dem Kopf des jungen Marcaurel. Taf. XLV. Treffliche Diana, bis zu den Füßen herab bekleidet, ohne Gürtel; durch das Köcherband ist

Digitized by Google

das Uebergewand nur unter der einen Brust ein wenig geschürzt; sie ruht. Taf. XLVI. Köpfe des indischen Bacchus, und, nach Münzen und Gemmen, des Hippokrates. Taf. XLII. Poseidon, nicht so schön als der obige, und wilder, das Ideal nicht so hervorgearbeitet, der Körper etwas gemein, wie eine Fischernatur, aber aus alter Zeit vermuthlich. Er hält in der Linken das Scepter, und setzt den rechten Fuß auf einen Delphin (wie bey Paus. X, 36, 4). Taf. XLVIII. Pallas, die wegen der seltenen Erhaltung und den Spuren der modernen Ueberarbeitung einiger Theile im Verdacht der Unechtheit gestanden hat. Taf. XLIX. Hermes, stark ergänzt; — der Flügelhut stimmt mit denen auf altgriechischen Vasen überein. Taf. L. Herrlicher Torso, vielleicht eines aufstrebenden Ganymeds, als Alexander restaurirt.

Taf. LI. Weicher Torso des Apollon Sauroktonos, hier unsinnig ergänzt. Daß Apollon der Eidechse nachstellt, möchten wir nicht aus ihrem medicinischen Gebrauche ableiten; aber auch nicht mit Winckelmann als ein bloßes Spiel des Apollon νομιος betrachten; sondern, wie der Verf. auch anführt, als Vorspiel von der Erlegung des Python. Apollon wollte allein Orakel geben; und die Eidechse sollte Vorempfindung des Wetters, und darum Divinationsgabe haben. Daher kriecht sie dem Wahrsager Thrasybulus, dessen Statue Pausanias beschreibt, wie bey Caylus t. II. pl. 77 eine Schlange dem Asklepios, ans Ohr, und offenbart, und findet sich auch in Verbindung mit dem Schlaf und mit Hermes als Eingeberin der Träume. Ramdohr's Bemerkung, daß aber der Gott mehr mit ihr zu spielen, als sie zu bekriegen scheine, ist, wie seine meisten, nur eine halbe. Stürmisch und gewaltsam tödtet man diesen Feind nicht, sondern still lauschend, wozu das Anlehnen hilft, durch Schnelligkeit. Wenn die Ausführung denn auch leicht und spielend scheint, so wäre die ausgedrückte Absicht doch ganz ernst, nämlich die, in der Natur verbreiteten Weissagekräfte an sich zu reißen. Ganz volksmäßig ist es übrigens, wenn weder der Mythos, noch die Kunstvorstellung sich

Digitized by Google

scheut, das Größte mit dem Kleinsten zu verflechten, nichts für zu hoch, und auch nichts für gemein erkennend. Ohne das wäre auch kein Apollo Smintheus nach der Erklärung des Schol. zu Il. 1, 39, oder λυκειος (s. zu Aesch. Sieben g. Th. 141), oder Παρνοπιος (Pausan. 1, 24) kein Zeus απομυιος (Winck. mon. ined. N. 12) ꝛc. ꝛc. entstanden.

Taf. LII. Reizend drappirtes Fragment einer Diana, mit dem Halbmond. Taf. LIII. Niedliches Fragment. Eine bacchische Nymphe, kurzgeschürzt, mit einer Nebris umwunden, worin sie ein Rehchen trägt. Sie scheint gemüthlich in Waldeinsamkeit zu schleichen. Taf. LIV. Wiederholung des sogenannten Antinous von Belvedere, den der Verf. nicht für Hermes, sondern für Perseus hält. Wir erklären uns darüber an einem andern Orte. Taf. LV. Die reizendste wandelnde Jungfrau, als Vestalin Tuccia restaurirt, die zum Beweise ihrer Unschuld Wasser im Sieb trägt, wozu ihr Anzug zu leicht und frey ist, nach Hr. Becker vielleicht ein Mädchen, das, des jungfräulichen Standes müde, Gaben an Dianen in einem Körbchen trägt. Taf. LVI. Zwey Köpfe, willkührlich benannt, der erste Artemisia, der zweyte Berenike, der uns ein recht charakteristisch römisches Damengesicht zu haben scheint. Taf. LVII. Köpfe. Juba II. und eine spätere Kleopatra. Taf. LVIII. Weibliche Gewandstatue, Priesterin, oder Opfernde. Taf. LIX. Portraitstatue nach der schamhaften Venus, von der bemerkt wird, sie sey für einen etwas hohen Standpunct gemacht, wo Unterleib und Brust erst in richtigem Verhältniß erscheinen würden.

Im Allgemeinen hat Hr. B. in den Erklärungen für die Befriedigung des ästhetischen und des gelehrten Interesses gleichmäßig gesorgt. Die Beschreibungen sind ausführlich und plan, und die eigenthümlichen Vorzüge der Werke mit der Feinheit und Liebe auseinandergesetzt, die nur der vertrauteste Umgang mit ihnen eingibt. Schwerverständliche Andeutungen und tiefgegriffene keck hingestellte Züge der inneren Kunstanschauung, und vollere Töne der Lobpreisung eigneten sich nicht für dieses

Digitized by Google

Werk, das nicht sowohl den Leser in die Mysterien der Kunst einweihen, als mit einer Kunstsammlung bekannt machen wollte. Die Bedeutung der Monumente ist aus einer großen archäologischen, fast durchgängig von richtigem, einfachem Sinn geleiteten Gelehrsamkeit entwickelt. Aber daß der Verf. verschmäht hat, noch mehr auf die archäologische, so wie besonders auf die antike Kunstliteratur Rücksicht zu nehmen, halten wir für nachtheilig; denn in diesem Fach muß alles allem dienen, und wie in einem Staaten- so muß auch in einem Statuenverein die größte Communication nach allen Seiten geebnet werden. Die Gelehrsamkeit kann allerdings leicht lästig werden; doch wird geschmackvollen Lesern, die Kenner sind, nur die überflüssige zum Ekel, und sie ertragen die augenblicklich entbehrliche willig, weil sie zur rechten Stunde sehr willkommen seyn kann. Die vornehme Leserey aber darf hier billig nicht vor gründlichem Wissen den Ton angeben, und auch ein splendides Aeußere, wie das des Pio-Clementino, verträgt sich mit vielen Noten. Die Gelehrten können freylich die Citate entbehren; aber oft, wenn der Gegenstand sie eben nicht zunächst angeht, mit Unbequemlichkeit; und weniger noch die in entfernteren Zeiten, die in unsern Kreisen nicht mehr so ganz bekannt seyn werden. — Auch hätten wir gewünscht, daß die Marmorarten immer wären angegeben worden. — Einigemal ist mit leiser Empfindlichkeit berührt, daß Winckelmann die dresdner Kunstwerke nicht erwähnt habe. Aber warum waren sie auch damals so aufgestellt, wie er in seinen Briefen spottend klagt?

Die göttliche Komödie des Dante. Herausgegeben von Carl Ludwig Kannegiesser, Doctor der Philosophie. Erster Theil, die Hölle. Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir. 1809. 252 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Nachdem wir von den vorzüglichsten poetischen Werken fast aller Nationen verdienstvolle Uebersetzungen erhalten haben,

Digitized by Google

erscheint endlich auch eine von dem Dante, einem der schwersten zu übersetzen von allen, vielleicht eben dieser Schwierigkeiten wegen zuletzt. Durch gelungene Uebersetzungen wird das Studium der Originale nicht bloß geleitet, indem sie die anschaulichste Kenntniß davon befördern, sondern auch angeregt und verbreitet, und einer großen Classe, die sie nie in ihrer Fremde aufsuchen würde, werden durch sie die fernen Schätze herbeygeführt. Fernow, der sich im 4. Heft des Prometheus gegen die aus dem Italienischen erklärte, hat ungefähr so viel gesagt, als: man ist thöricht, sich die Antiken in Marmor, oder Gemälde von Raphael copiren zu lassen, oder sie zu zeichnen, weil die Copien doch nie den Originalen gleich werden; Göthe und Shakespeare haben gar keine Italiäner übersetzt (freylich auch keine Griechen), sondern sich nur ihrem Geist angeeignet, was allein frommt, also thue es niemand! Ihm, der mit den Originalen innig vertraut war, mochten mit Recht Uebersetzungen überflüssig, selbst traurig dünken; aber das Publicum ist zahllos, das nicht in dem verwöhnenden langen und leichten Verkehr mit Originalen gelebt hat, und in Bezug auf dieses ist jede gute Uebersetzung, so auch diese des Dante, eine interessante Bereicherung der schönen Literatur, überhaupt ein Werk von Einfluß auf die Bildung der Nation in Geschmack, Geist und Sprache. Daß die kraftvolle schöne Eigenthümlichkeit und Idealität, der umfassende, tiefe poetische Geist, die hohe Redegewalt und strenge Grazie, das denkwürdige Zeitenbild, die ganze Welt des Dante, im Verhältniß ihrer großen Bedeutung und der übrigen poetischen Literatur von einem größeren Kreise noch nicht bey uns gekannt, und gewürdigt werde, liegt am Tage; wie es in Ansehung des Shakespeare, Cervantes ꝛc. sicher auch der Fall seyn würde, wären nicht immer bessere Uebersetzungen von ihnen erschienen. Und doch ist gerade Dante der Dichter, der jetzo von Deutschen vielleicht mehr, als von irgend einer andern Nation, verstanden zu werden verdiente, und geeignet seyn möchte.

Digitized by Google

„Die Ueberſetzung, ſagt der Herausgeber, würde von A. Bode im Jahr 1802 angefangen, und nach deſſen Tode von L. Hain und mir fortgeſetzt, vollendet und gänzlich umgearbeitet, und wird auch in dieſer, wenn gleich die bode'ſchen Proben in der Polychorda (nämlich Geſang 1 — 24 der Hölle und Geſ. 16 des Fegfeuers) übertreffenden, doch nicht bloß der Natur der Sache, ſondern auch unſern Kräften nach unvollkommnen Geſtalt nur wegen äußerer Verbindlichkeiten ſchon gegenwärtig dem Publicum übergeben.“ — Schade, daß an ein Werk von ſo ungemein großer Mühe und ſo vielem Erfolg nicht noch die letzte Hand gelegt worden iſt! Denn, wie es jetzt iſt, möchten viele Leſer ſich durch den Sprachzwang, den italieniſchen Ueberſetzungston, und die Unebenheit, die in einzelnen Stellen um ſo widerlicher auffallen, als ſie große Stücke von reiner paſſender Sprache unterbrechen, abſchrecken laſſen, wenigſtens vom öfteren Leſen und einem liebevollen Studium des Dichters. Zu dem Mangelhaften rechnen wir, die häufige ſchleppende Periphraſis, beſonders zur Umgehung des Imperfectums, durch mögen, müſſen, wollen, laſſen, können, durch das Futurum oder Plusquamperfectum; z. B. allein im erſten Geſang außer dem ich that, das die Sprache doch erlaubt, ich mocht' ertödten, ich mag nicht erkunden, gute Hoffnung wollte mir bereiten, mochte Angſt mir reichen, mocht' ich wen vernehmen, ſo will ich finden, für ich finde. S. 2, 85 willſt erfragen, für erfragſt; 2, 46 muß ermatten, ingombra, das will mich entzücken; 3, 120 drob ich mich konnt' ermannen, io mi confortai; 3, 175 ſo muß ſich zeigen, für: ſo zeigt ſich; 7, 89 Nothwendigkeit muß ihre Schritte jagen, was ganz unverſtändlich iſt, necessità la fà esser veloce; wird dir gebühren, conviene. Eben ſo vermehrt der, ſo oft wiederholte Imperativ mit wolle die Einförmigkeit der Infinitivreime. — Dann iſt nicht immer das richtige Verhältniß der Zeiten gewahrt, z. B. 1, 100 der wird ſie jagen — bis er ſandte; 2, 4 ſchickte mich an, zu trotzen den Beſchwerden, die Pfad und Mitleid wider mich erregen; 2, 11 erwäge — bevor du

mich vertrauet; 2, 32 mein Herz entbrannte, daß ich begonnen; 3, 156 ich dachte nie, daß so viele schon der Tod erschlug. So 24, 53 u. s. w. Die Unbestimmtheit des ausgelassenen ist, sind, war, waren, hätte ꝛc. ist oft unangenehm, wie wenn an einer Figur etwas abgestoßen wäre, z. B. S. 5 daß ich mir umzukehren oft gewärtig (war); daselbst: doch also nicht, daß Furcht mir nicht gegeben (hätte) die Schau, die mir von einem Leun zu deuten (war). So 4, 34: ob (gleich) Heil (ihnen) vergönnet (ist). Eben so sehr die zu häufige und gezwungene Stellung des Zeitworts hinter dem Accusativ, getrennt von seinem Pronomen und dem Adverbium, z. B.

Wehklagen, Seufzer, tief Gestöhn von dannen
Den sternenlosen Aether laut durchdrungen;

oder:

— In solchem traurigen Verkehr
Sich die Schatten derer offenbaren;

wie überhaupt zuweilen die Unbequemheit der Wortstellung, die im Dante meist schlicht, kunstlos und leicht ist. 7, 40 ist die Auslassung des nicht falsch in den Versen: denn alles Gold, was da ist hinieden, Noch was da war, vermöchte (nicht) zu bereiten. — Von veralteten Worten und Formen und neuen Wortbildungen ist nur eingeschränkter Gebrauch gemacht. Wiewohl sich gerade hier das Studium des ganzen Umfangs unsrer alten und der großen Bildbarkeit unsrer Sprache überhaupt sehr fruchtbar seyn könnte, so wollen wir doch nicht behaupten, daß das Alterthümliche der Sprache ein nothwendiger Zug in der Nachbildung des Dante sey. Am wenigsten darf man sich, weil er, wie die ältesten Poeten jedes Volks (mit darum, weil ihnen noch keine feste Gewohnheit des Ohrs und Sprachsystems entgegensteht), einzelne Worte und Formen allzu willkührlich bildet und zwingt, sich in der ausgebrauchteren Sprache etwas ähnliches erlauben, wie z. B. angethaen, oder Zoren, was die Leser dann oft nicht Zorren, mit ganz kurzem E, sondern Zohren böslich aussprechen. Eben so mißfällt uns fleugen, hulden (huldigen), peinet, beuen (bieten), ohn eingen

Digitized by Google

Horte, in dieſen Grunden, bis zu den Munden, infino al mento; Zocke für Fels (24, 28) und, daß wir zu Stein ihn feien, (faremo) iſt uns unbekannt. Aber wohl nehmen ſich, ſondre Treue, doppler Schmerz, welch Bericht, manch Kenntslichen, der einſam blieben war, ſo kommen für gekommen, von der Sennen, mit der Zungen, Schlündung, alsbaldig, ich ließe, fande, überwunde. (S. 251 Z. 12 iſt ein übler Druckfehler, Luſt für Laſt.) Dante erlaubt ſich zuweilen unpaſſend gezwungen ſcheinende Ausdrücke des Reims wegen, aus einer gewiſſen Kraft. Er durfte es wagen, weil ſie in der Lebendigkeit und dem ſtarken Strom des Ganzen bald und faſt gänzlich verſchwinden. Sie haben oft bey dem Sonderbaren etwas Geniales; ihr Rohes ſcheint von ihm gebändigt, und ſtört nicht. Aber nichts iſt undantiſcher, als eine gewiſſe Vornehmigkeit z. B. in der Wortſtellung 4, 116 zu hohen Ortes glanzerhellter Freye, oder in Worten und Bildern; alles Unnatürliche, Uebertriebene, Unnöthige, Schwülſtige, welches ſämmtlich man weniger, als hier und da etwas Unedles, Sprödes, Derbes und Bizarres bey ihm finden wird. Von dieſem undantiſchen Ausdruck wollen wir mehrere Beyſpiele anführen. Geſ. 2, 1 des Aethers Bräune, aer bruno; 2, 10 auf den mein Wandel bauet, che mi guidi; 2, 19 wer klug berathen, uomo d'intelletto; 2, 22 daß mir lautre Wahrheit nüze, à voler dir lo vero, 2, 55 die Augen heller, als Geſtirn ich wähne, luceran gli occhi; 2, 69 daß mich Tröſtung mag erheben, ch' io sia consolata; 2, 97 und dieſer Flehn um Lucia ſich bemühte. So 3 30 wenn Stürme ſich erweiſen; 3, 94 ſprach, der mir zum Horte (war) è 'l duca à lui; 3, 102 der ſtrengen Rede Willen, le parole crude; 4, 21 dir ſcheints der Furcht Empfängniß, che tu per tema senti; 2, 28 Wahlgefäß ſoll das erwählte Rüſtzeug, Paulus, ſeyn, vas d'elezione; 4, 118 des Bodens grüne Streue, verde smalto; 4, 150 zu eines Sturms Entzündung, nell' aura che trema; 8 53 in Schlammes Hüllen, in questa broda; 11,25 doch weil des Menſchen Erbfehl Trug gefallen;

13, 26 dieſer Stimme Reigen, tante voci; 13, 65 der Augen geile Kerzen, gli occhi putti; 14, 124 der Ort iſt rundgeſchlungen, tondo; 27, 66 welche Pein mußt du erkunden; Uferſteilen; Uferſtege ꝛc. — In Anſehung der Auslegung iſt ebenfalls noch manches auszuſetzen. Gegen den Sinn iſt z. B. 1, 9 ſo ich kann' entdecken, für: ich mußt' entdecken, weil es auf das Schreckliche geht, das er lieber verſchwiegen hätte; 1, 18 wie 2, 89 iſt altrui nicht „andre" im Gegenſatz gegen den Erzähler, ſondern einen, d. i. uns, die Menſchen überhaupt; 1, 25 der annoch war entflogen, ch' anchor fuggiva, wo die Gloſſe richtig iſt, era in temore; 1, 28 Ruh erſehen iſt noch nicht ausruhen; 1, 66 uomo certo wahrer Menſch, nicht nach uomo Komma; 1, 72 iſt degli weſentlich; 1, 75 poichè iſt hier, nachdem; 1,100 „an denen es wird hangen." Das Präſens war nothwendig, weil ihm das Futurum „und mehr noch werden ſeyn" entgegen ſteht; 1, 102 und 109 muß für ſie ſtehn es, das Wild, la lupa, nicht gli animali; 2, 18 „die hohen Thaten, das wer und was, dazu er ward erleſen", eigentlich, welche hohe Wirkung, die ſich von ihm ableiten, nicht, durch ihn geſchehen, ſollte, (Rom und Papſtſitz) und wer, was für ein Mann! Im 20. V. muß che, ob es gleich auch die Italiäner imperocchè erklären, daß heißen, und ſo iſt der Sinn der ganzen wunderlichen Periode der: Wenn Gott dem Aeneas in die Unterwelt zu gehn erlaubte, in Hinſicht ſeiner Stiftung, Roms, und ſeines Abkömmlings (des Quirinus, oder Julius Cäſar), ſo ſcheint es nicht unwürdig, daß dieſer vergöttert wurde von der Stadt und dem Reich, die zum heiligen Sitz beſtimmt waren; 2, 27 iſt ganz undeutlich geworden; 2, 34 heißt io m'abbandono ich gebe nach, nicht, ich ſtehe ab; 2, 48 iſt zu erklären, come falso veder (fà) bestia, quand ombra wie (die Furcht nämlich) Thiere falſch ſehen macht, wenn ſie ſcheu ſind (ombra iſt Zeitwort), nicht fà rivolger al primo veder u. dgl. 3, 54 che d'ogni posa mi pareva indegna „daß ſie unluſtig ſchien in Ruh zu ſtehen" iſt zweydeutig; der Umſchwung einer Fahne iſt ſo raſch, daß

sie über jeden Aufhalt unwillig schien, d. h. heftiger bey jedem Anstoß fortfuhr zu drehen; 3, 64 sind sciaurati nach der gleichfolgenden Beschreibung nicht die Ruhlosen, sondern die Unglücklichen. — Rhythmus und Wohlklang zeichnen sich meist sehr aus. Wir wollen hier auf den Aufsatz von Fernow zurück kommen. Er sagt: „Dem Italienischen Endecasillabo liege ursprünglich das jambische Sylbenmaß zu Grunde; er unterscheide sich aber von deutschen eilfsylbigen Jambus durch zwey auffallende Eigenthümlichkeiten, 1) daß er seine Sylben nicht messe, sondern zähle, und auf Längen und Kürzen nur in sofern achte, als die prosodische Regel an gewissen Stellen des Verses betonte Sylben fodre, und 2) daß seine prosodische Sylbenzählung von der gewöhnlichen Zählung verschieden sey.“ Der metrische Effect wird aber hierdurch keineswegs wesentlich verändert. Denn was ist die Betonung verschiedener Sylben anders, als ein Ersatz für den Mangel der Quantität und eine Richtung der Sylben in das jambische Maß? Nur an einigen Stellen darf der Tact fixirt seyn, so folgen die andern in demselben Verse diesem nach, und er läßt sich um so weniger verfehlen, als ein leiser Unterschied in der Geltung der Sylben, ungefähr wie bey unsern mittelzeitigen, immer statt findet, und so benutzt wird, daß er den jambischen Fall begünstigt. Hat aber eine der ungeraden Sylben den Ton, so entsteht dadurch immer ein Spondeus (denn die gerade neben ihm hat ihn auch), der dem Vers Schwung und Kraft gibt. In sofern unterscheidet sich also der Endecasillabo gar nicht vom Jambus; wesentlich auch nicht durch die Zusammenziehung mehrerer Vocalsylben in Eine. Denn entweder werden diese flüchtig wie Eine Sylbe verflochten und verschlungen (wie im lateinischen Vers, besonders in dem der Komödie, derselbe Fall ist), so entsteht eine, freylich sehr schöne, zusammengewebte Länge für uns; oder man läßt einzelnen Vocale mehr hören, so können wir durch die dreysylbigen Versfüße nachhelfen, wiewohl diese sehr sorgfältig und sparsam angewandt werden müssen, damit der Vers leicht und schwebend bleibt.

Digitized by Google

Kurz, wir müssen dem jambischen Vers die Mannigfaltigkeit geben, deren er fähig ist, die Regel so darin verstecken, wie im Italienischen geschieht, und ihn nicht in lauter Jamben einförmig hinhüpfen lassen. Eben darum soll auch der Trochäus, nach dem Muster des Endecasillabo, eingemischt werden (Hr. K. hat ihn nur selten, ungefähr Einmal in einem Gesang, in der Mitte des Verses nur 4, 93), Spondeen verstehn sich von selbst. Besonders wohl würden schöne Anapästen thun, wie im Libyerlande. Im Endecasillabo kommen eigentliche Anapästen vor, z. B.

Il cór, che m'avéa dato, si ritolse.

Der Beweis wäre nicht schwer, daß die antiken Sylbenmaße mit weit beträchtlicheren Modificationen in unserer Sprache nachgebildet werden, als die italienischen Versarten; doch ehren beyde unter Meisterhänden unsere Sprache. Mit Recht behauptet Fernow, der übrigens die Bedeutung des Reims im Allgemeinen nicht erkannt zu haben scheint, daß wir männliche Reime einmischen müssen; und die folgenden Bände der Uebersetzung werden dadurch sehr gewinnen, daß Hr. K. von dem unnöthigen Zwang, bloß weibliche Reime zu nehmen, (nur S. 28 ist ein männlicher) abgehen will. Unter dieser Voraussetzung halten wir es bey unendlichem Fleiß möglich, den ganzen Dante in reinen terze rime eben so frey von allem Undeutschen und Anstößigen zu übersetzen, wie die anmuthige, in den Reimen beschränkte Uebersetzung von Stellen der Hölle von A. W. Schlegel ist, in den Horen 1795, die nur vielleicht dem Balladenton, gleich Schillers ersten Gesängen der Aeneide, etwas zu nahe kommt. Der Reim modificirt zwar fast immer die Bedeutung ein wenig; aber dieß wird entweder gleichgültig ausfallen, oder bald zum Nachtheil, bald zum Vortheil des Ausdrucks, da der Originaldichter auf ähnliche Weise gebunden war. Man muß also nur streben, dem ersten durch das andere die Wage zu halten. — Noch ist zu bedauern, daß diese Uebersetzung durchaus keine Noten begleiten, und nichts im Allgemeinen über das Gedicht gesagt

Digitized by Google

ist. Diese Eleganz dürfte hier schädlich seyn; der Dante bedarf ihrer mehr, als Homer und Shakespeare, für die, welche sich zuerst mit ihm bekannt machen wollen, und selbst für die geübtesten Leser. Denn es sind der historischen, geographischen, scientifischen, allegorischen Dinge, die Erörterung bedürfen, in ihm zu viele, als daß man sie immer alle gegenwärtig haben könnte. Darum verschmähen es auch die Italiäner nicht, die Prachtausgaben, wie die Handausgaben des Dante mit Noten auszustatten. Wären diese kurz excerpirt, sie würden den Lesern willkommen, nicht abschreckend seyn.

Nach allem diesem wollen wir nun, was die Hauptsache seyn dürfte, einige Proben mittheilen. — Zuweilen ist es ganz unmöglich, die hohe, gleich anmuthige und kraftvolle Simplicität des Originals zu erreichen. Welche Sprache kann die majestätische Inschrift des Höllenthors getreu und eben so schön und klangvoll reimen, die den Worten nach so heißt:

Durch mich geht man hinein zur Stadt der Schmerzen,
Durch mich geht man hinein ins ew'ge Wehe,
Durch mich geht man zu dem verlornen Volke;
Gerechtigkeit trieb meinen hohen Meister,
Es machte mich die göttliche Gewalt,
Die höchste Weisheit und die erste Liebe.
Vor mir ist nichts erschaffenes gewesen,
Nur ewiges, und ewig werd' ich dauern,
Laßt, ihr, die eingeht, jede Hoffnung fahren.

Dieß ist so übersetzt:

Durch mich gehts ein zur Stadt der bangen Klagen,
Durch mich gehts ein zur ewiglichen Trauer,
Durch mich gehts ein zum Volk, vom Heil verschlagen.
Gerechtigkeit trieb meinen hoh'n Erbauer,
Mich gründeten zur Qual der sünd'gen Scharen
Die Weisheit, Lieb' und Macht zu steter Dauer.
Eh denn ich war, noch keine Dinge waren,
Als die unendlich, und ich bin unendlich,
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren.

Den folgenden Stücken, die zu den gelungensten gehören, wollen wir eine Uebersetzung zur Seite stellen, die sich dem Original noch etwas mehr anschmiegt. Zuerst aus Ges. 5 die

Geſchichte der Francesca von Rimini, der Tochter von Guido da Polenta, Herrn von Ravenna, dem Freunde des verbannten Dante, vermählt an Lancilotto, Herrn von Rimini, der tapfer, aber häßlich war. Sie verliebte ſich in ihren Vetter Paolo, wurde mit ihm von ihrem Gemal betroffen, und getödtet, mit jenem durch n Streich. (S. auch Horen 1795 3. St. S. 40 ff.).

Ueberſetzung von Hrn. Kannegießer.

Drauf, als ich ſo vernommen meinen Meiſter
Der Vorwelt Frau'n und Ritter mir verkünden,
Zwang faſt die Wehmuth meine Lebensgeiſter.
Und ich hub an: Wohl möcht' ich Tröſtung finden,
Spräch' ich die zwey dort, die beyſammen gehen,
Und alſo leicht erſcheinen vor den Winden.
Er drauf: Wann ſie uns näher, magſt du ſehen,
Und dann bey jener Liebe ſie beſchwören,
Die ſie entführt; ſie werden Rede ſtehen.
Und wie die Stürme ſie zu uns verſtören,
Beginn' ich laut: Ihr Seelen ſo voll Bangen!
Naht zum Geſpräche, will euch ſonſt nichts wehren.
Wie Tauben, hingerufen vom Verlangen,
Zum ſüßen Neſt mit ausgeſpanten Schwingen
Durchziehn die Lüfte, von Begier befangen:
So jen' hervor aus Didos Haufen gingen,
Sich zu uns wendend durch der Luft Beſchwerde,
So ſtark war meines Rufs ſehnſücht'ges Dringen.
O gütig Weſen, freundlicher Geberde,
Das zu uns her durch ſchwarze Luft gezogen,
Die wir mit unſerm Blut gefärbt die Erde;
Wenn uns des Weltalls König wär gewogen,
So wollten wir für deinen Frieden beten,
Weil unſre Qual zu Mitleid dich bewogen.
Sprich, welch Bericht von uns dir iſt vonnöthen,
Auf daß wir hören und berichten mögen,
Indeß die Winde ruhn, die uns verwehten.
Das Land, woher wir ſtammen, iſt gelegen
Am Meeresſtrand, wohin der Po ſich ſenket,
Sammt dem Geleite dort der Ruh zu pflegen.
Amor, der ſchnell ein edles Herz umſchränket,
Ließ Sehnſucht ihn nach meiner Schönheit faſſen,
Die ich verlor; noch jetzt die Art mich kränket.

Digitized by Google

Amor, der nie Geliebten Lieb' erlassen,
Gab mir an dessen Sehnsucht solche Freude,
Daß, wie du siehst, sie noch mich nicht verlassen.
Amor auch führt' in einen Tod uns beyde
Zu Cain, der das Leben uns genommen! —
Also ward uns von jenen zum Bescheide.
Als die gekränkten Seelen ich vernommen,
Senkt' ich den Blick, und hielt ihn so darnieder,
Bis jener sprach: Was kann solch Sinnen frommen?
Als ich drauf Antwort gab: Weh! sprach ich wieder,
Welch süßes Sinnen, sehnliches Behagen,
Hat sie geführt zur Schmerzensbahn hernieder.
Drauf wandt' ich mich zurück, mehr zu erfragen;
Und ich hub an: Francisca, mir bereiten
So Traurigkeit als Mitleid deine Plagen.
Doch sage mir, in süßer Seufzer Zeiten,
Wann und was Art gelang das Liebsgeständniß,
Als ihr nur Sehnsucht kanntet, kaum zu deuten?
Und sie zu mir: Das ist ein Leid ohn' Endniß,
Wenn man gedenkt in solchen Kümmernissen
Glückselger Zeit, deß hat dein Meister Kenntniß.
Dieweil du denn den ersten Keim zu wissen
Von unsrer Liebe hast solch mächtig Sehnen,
Sag' ich dirs an, werd' ich auch weinen müssen.
Wir lasen eines Tags, der Lust zu fröhnen,
Von Lancelot, wie Lieb' ihn thät umstricken;
Wir waren einsam, ohn' ein Arg zu wähnen.
Oftmal begegneten wir mit den Blicken
Beym Lesen, und verfärbten unsre Wangen;
Doch nur ein Augenblick mocht' uns berücken.
Und als wir lasen, wie er voll Verlangen
Geküßt das Lächeln von der Liebsten Munde:
Da nahte der, so stets wird an mir hangen,
Sich meinen Lippen, bang' im Herzensgrunde,
Galeotto war das Buch, und der 's erdachte!
Nicht weiter lasen wir in jener Stunde.
Weil solcherley der eine Schatten sagte,
Erscholl des Andern Jammerlaut so sehnlich,
Daß mich das Mitleid nach dem Tode brachte,
Und ich dahin fiel einem Leichnam ähnlich.

Uebersetzung des Recensenten.

Nachdem ich meinen Lehrer angehöret
Die alten Ritter und die Damen nennen
Besiegte Mitleid mich, und wi verstöret

Begann ich: Diese zwey, muß ich bekennen,
Sprach' ich sehr gerne, die zusammen gehen,
Und die so leicht dahin im Winde rennen.
Und er erwiederte: Du wirst sie sehen,
Izt gleich; und bey der Lieb, die sie regieret,
Mußt du sie bitten, und es wird geschehen.
Sobald darauf der Wind sie zu uns führet,
Stimm' ich so an: O ihr gekränkten Seelen,
Kömmt, sprecht uns, wenn ihr nichts dabey verlieret.
Wie Tauben, die Sehnsucht und Lieb beseelen,
Zum süßen Nest mit offner, fester Schwinge
Die Luft durchziehn, und nicht den Weg verfehlen,
So traten die aus der Didonen Ringe,
Und kamen zu uns durch der Lüfte Grauen,
Als ob ihr Zug an unsern Bitten hinge.
„O gütig Wesen und voll Huld zu schauen,
Das durch die schwarze Luft gehst, uns zu finden,
Uns, deren Blut die Erde that bethauen;
Wenn wir den Herrn der Welt zum freundgesinnten
Gott hätten, bäten wir für deinen Frieden,
Weil du Mitleiden hast mit unsern Sünden.
Zu reden sind und hören wir zufrieden,
Von was ihr gerne redet, oder höret,
Indeß der Wind sich so zur Ruh beschieden.
Das Land, wo ich geboren bin, gehöret
Der Küste, wo der Po hinab sich giesset
Mit dem Gefolg, hin, wo ihn nichts mehr störet.
Lieb, welche feine Herzen schnell umschließet,
Thät diesen zu dem schönen Leib erfassen,
Den ich verlor, wie es mich noch verdriesset.
Lieb, die Geliebten Lieben nie erlassen,
Erfaßte so zu ihm mich mit Verlangen,
Daß, wie du siehst, sie mich noch nicht verlassen.
Durch sie sind wir zu Einem Tod gegangen.
Caina harrt deß, der uns dazu brachte."
Die Worte sind von ihr an uns ergangen.
Als ich gehört, was die Verletzte klagte,
Neigt' ich das Angesicht und hielt es nieder,
Bis mir der Dichter, an was denkst du? sagte.
Darauf antwortet' und begann ich wieder:
Ach wie viel süßes Sinnen und Begehren
Zog sie den schmerzenvollen Weg hernieder!
Dann eilt' ich mich nach ihnen umzukehren
Und sprach: Francesca, deine Pein und Leiden
Macht mich weichmüthig bis zu frommen Zähren.

Digitized by Google

Doch sag mir, zu der süßen Seufzer Zeiten,
Wobey und wie die Lieb' euch hat vergönnet,
Die zweifelhaften Wünsche klar zu deuten?
Und sie zu mir: Kein Schmerz, der tiefer brennet,
Als an die Zeit des Glückes zu gedenken
Im Elend, wie dein Lehrer auch bekennet.
Doch soll ich deiner Neigung dieses schenken,
Und unsrer Liebe erste Wurzel sagen,
Red' ich wie die, so nasse Augen senken.
Wir lasen eines Tages aus Behagen
Von Lancelot, wie ihn die Lieb gebunden;
Und war'n allein, ohne Verdacht zu tragen.
Mehrmalen macht' uns, was wir hier gefunden,
Den Blick aufschlagen, das Gesicht entfärben;
Doch hat nur Eine Stell' uns überwunden.
Wir lasen, daß mit lieblichem Bewerben
Er des ersehnten Mundes Lächeln küsse.
Da küßte mir den Mund der, wie zum Sterben
Zitternd, der nie getrennt von mir seyn müsse!
Galeotto war das Buch und der's gedichtet.
Deß Tages lasen wir nicht weiter, wisse.
Indeß der Eine Geist uns dieß berichtet,
Weinte der andre so, daß ich vor Leide
Ohnmächtig ward, als würd' ich selbst gerichtet,
Und hinfiel wie des Todes sichre Beute.

Ugolino.

Den Mund erhub vom grausenvollen Essen
Der Sünder drauf, und wischt' ihn an den Haaren
Des Haupts, das er von hinten angefressen.
Drauf hub er an: Du willst mir nicht ersparen
Den grimmen Schmerz, darob mein Herz muß brechen
Beym Denken schon, noch vor dem Offenbaren.
Doch weil vielleicht mich meine Worte rächen
Durch Schmach an dem Verräther, den ich zehre,
Sollst du zugleich mich weinen sehn und sprechen.
Ich weiß nicht, wer du bist, noch vom Begehre,
Darum du kommst, doch muß ich wahrlich schließen,
Du seyest aus Florenz, wenn ich dich höre.
Graf Ugolino war ich, sollst du wissen,
Und Erzbischof Ruggieri ist dieß Wesen;
Hör' itzt, warum ich also ihn zerbissen.
Daß, kraft verruchten Anschlags dieses Bösen
Ich ihm mich anvertrauend ward gefangen
Und umgebracht, ist dir wohl kund gewesen.

Und daß du noch nicht mochtest Kund erlangen,
Das heißt, wie grausamlich ich mußte enden,
Das hör', und sieh, ob Kränkung ich empfangen.
Ein schmales Fenster in des Thurmes Wänden,
Der drauf den Namen Hungerthurm erhalten,
Dahin man nach mir andre noch wird senden,
Hatte schon einges Licht durch seine Spalten
Mir offenbart, da sollte die Geschicke
Der Zukunft mir ein böser Traum entfalten.
Als Herr und Meister daucht er meinem Blicke,
Zu jagen Wolf und Wölflein an der Höhen,
Die Pisa wehrt, daß es nach Lucca blicke.
Mit giergen magern Hunden mußt' ich sehen
Gualandi, mit Lanfranchi und Sismunden
Zuvorn an der Verfolger Spitze stehen.
Des Vaters und der Söhne Kräfte schwunden
Nach kurzem Lauf, so schien mir's, und ich schaute
Mit scharfen Hauern ihren Leib verwunden.
Als ich erwacht war, wie der Morgen graute,
Da hört' ich meine mitgefangnen Kleinen
Nach Brod im Schlafe schrein mit bangem Laute.
Wol bist du hart, will dirs nicht schrecklich scheinen,
Wenn du bedenkst, wie mir dabey geschahe,
Und weinst du nicht, was bringt dich dann zum Weinen?
Wir waren wach und schon die Stunde nahe,
Wo man uns pflegte Speise zu gewähren,
Doch nach dem Traum sich keiner Guts versahe.
Da mußt' ich unter uns verriegeln hören.
Die Thür des Schreckenthurms; drum stumm gemeinet
Ich auf die Söhne thät mein Auge kehren.
Ich weinte nicht, so war mein Herz versteinet;
Doch weinten sie und mein Anselmo fragte:
O sage, Vater, was dein Starren meinet?
Darob ich doch nicht weint' und nichts auch sagte
Den ganzen Tag, bis auch die Nacht gewichen,
Und es dem Erdenrunde wieder tagte.
Und als sich auch ein matter Strahl geschlichen
In unsre Schmerzensgruft und ich gesehen
Vier Angesichter, die dem meinen glichen;
Nagt' ich mir beyde Händ' in wilden Wehen;
Sie meinten, es geschehe aus Hungers Leiden,
Und jeder war befliffen aufzustehen,
Und sprach: wir werden, Vater, minder leiden,
Wenn du uns essen willst, von dir empfingen
Wir dieses Fleisch, du kannst uns auch entkleiden.

Digitized by Google

Um sie zu trösten, mußt' ich mich bezwingen.
Zwey Tage ward darauf kein Laut vernommen,
Wie konntst du, harte Erd', uns nicht verschlingen?
Als bis zum vierten Tage wir gekommen,
Da fällt mein Gaddo vor mir hin, verziehet
Den Leib und ruft: Will keine Hülfe kommen!
Hier starb er, drauf, wie mich dein Auge siehet,
Sah ich, wie einzeln auch die drey verblaßten
Am fünft' und sechsten Tag, und war bemühet
Schon blind jedwede Leiche zu betasten;
Rief dann noch zween Tage die schon Todten,
Bis endlich mehr als Schmerz vermocht das Fasten.
Drauf schielend, als er solches uns entboten,
Packt' er den armen Schädel ohne Schonen
Mit Zähnen, die gleich Hundeshauern drohten.

Ugolino.

Den Mund erhub darauf vom wilden Bissen
Der Sünder, wischt' ihn an des Hauptes Haare
Sich ab, das er schon hinten ganz zerrissen,
Und sprach: Ich soll den Schmerz, den ich erfahre,
Denk' ich nur dran, im schaudernden Gemüthe,
Mir nun erneu'n, indem ich's offenbare? —
Doch sollen meine Worte seyn die Blüthe,
Die Schmach trägt dem Verräther, den ich nage,
So red' und wein' ich gern zugleich mich müde *)
Ich weiß nicht, wer du bist, durch welche Wage
Herabversetzt; doch Florentiner müssen
Seyn, wo du her bist, nach der Sprache.
Ich bin Graf Ugolino, sollt du wissen,
Und der da Erzbischoff Ruggier. Gehöret
Denn, warum ich den also angebissen!
Daß ich durch seinen bösen Sinn, bethöret
Durch mein Vertrauen auf ihn, ward gefangen
Und dann getödt, davon bist du belehret.
Doch höre, was dir sicherlich entgangen,
Das ist, wie fürchterlich mein Tod gewesen;
Dann weißt du, ob er sich an mir vergangen.
In das Gefängniß, drinnen ich gesessen,
Das sie von mir her Hungerthurm benahmen,
Und für das auch noch andre sind erlesen,

*) So Prometheus bey Aeschylos V. 197.

Durch eine kleine Oeffnung zu mir kamen
Schon Strahlen 'rein, als mich die Träume plagten,
Die von der Zukunft mir den Schleier nahmen;
Der schien der Herr, und Wolf und Wölflein jagten
Sie nach dem Berg, der sich vor Pisa stellet
Und Lucca deckt dem Blick, und jene zagten.
Er hatte magre brave Hunde zugesellet
Gualandis, den Sismondis und Lanfranken,
Und an die Spitze sie voran gestellet.
In kurzem Lauf, schien mirs, ermattet, sanken
Der Vater und die Söhn', und scharfe Klauen,
Glaubt' ich zu sehn, zerrissen ihre Flanken.
Als ich erwachte, da der Tag thät grauen,
Hört' ich im Schlafe wimmern meine Kleinen
Bey mir, und sah sie sich nach Brod umschauen. *)
Nun ohne Schmerz zu seyn, mußt du versteinen,
Wenn du bedenkst, was meinem Herzen schwante,
Und weinst du nicht, um was pflegst du zu weinen? **)
Schon waren sie erwacht, die Stunde mahnte,
Daß man die Speise sollte zu uns tragen;
Durch seinen Traum ein jeder böses ahnde.
Und ich vernahm, wie sie zu schließen wagen
Den Ausgang unten des Schreckenthurms. Da schaut' ich
Ins Aug den Kindern, ohn ein Wort zu sagen.
Ich weinte nicht, nein innerlich ergraut' ich.
Sie weinten und mein Anselmuccio sagte:
Blickst, Vater, so, was hast du? — Ohne Laut ich,
Und weinte nicht, that nicht als ob er fragte
Den ganzen Tag hindurch und auch die Nacht,
Bis daß ein' andre Sonn' am Himmel tagte.
Als sich in unsre schmerzensvolle Wacht
Ein bischen Licht gedrungen und ich sehe
An vier Gesichtern, wie ich selber schmacht',
Beiß ich in beyde Hände mir vor Wehe,
Und sie erheben schnell sich, weil sie meinen,
Daß es von mir aus Lust zu kau'n geschehe,
Und sprechen: Vater, minder machts uns weinen,
Wenn du von uns ißt, du hast uns bekleidet
Mit diesem armen Fleisch, ziehs aus den Deinen.

---

*) Vgl. die Scene zwischen Mutter und Kind in der Numancia von Cervantes Act. 3, Sc. 2.

**) Pianger ben merti ogn' or, s' ora non piangi. Tasso 3, 8

Da ſtillt' ich mich, weils ihnen ſo verleidet'
Und alle ſchwiegen wir zum dritten Tag.
O harte Erde, die ſich noch nicht ſcheidet!
Nachdem der vierte Tag gekommen, ſprach
Mein Gaddo, Vater, warum hilfſt du nicht?
Wobey er mir geſtreckt zu Füßen lag.
Da ſtarb er, und ſo ſiehſt du mein Geſicht,
Wie ich die drey ſah nach einander fallen
Am fünft' und ſechſten Tag. Da blieb ich nicht
Recht aufrecht mehr, und tappte blind auf allen,
Rief noch zwey Tage ſie, die ſchon hernieder,
Dann ſchwieg der Schmerz dem Hunger zu Gefallen.
Nachdem er dieß geſagt, erfaßt er wieder
Verdrehtes Blicks den Schädel mit den Zähnen,
Die ſtark, wie eines Hunds, am Knochen waren.

Der Goldfaden, eine ſchöne alte Geſchichte. Wieder herausgegeben von Clemens Brentano. Mit Vignetten. Heidelberg bey Mohr und Zimmer. 1809. 371 S. 8. (3 fl.)

Der Herausgeber erwirbt durch die Erneuerung dieſes alten Romans einen Dank, welchen ſich früher ſchon Leſſing damit verdienen wollte. Die Seltenheit des Buchs (wovon in dem kochiſchen Compendium der altdeutſchen Literatur, dazu an einer unrechten Stelle (II. 247), der ſpätere nürnberger Druck aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert angeführt wird, hat es wahrſcheinlich der Bekanntmachung entzogen, bis ſich auf der göttinger Bibliothek ein Exemplar der Originalausgabe, Strasburg 1557. 4. vorfand, wovon dieſer Abdruck genommen worden. Der Verfaſſer deſſelben iſt Georg Wickram, von Colmar, welcher in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts lebte, und deſſen übrige Werke ſich vortheilhaft unter gleichzeitigen auszeichnen. Sein Stil gehört in die beſte Zeit, er fängt an, ſich in Perioden zu bilden, ohne daß er darum von der früheren naiven Art verloren hätte, und hat eine ſchöne poetiſche Ausführlichkeit, ohne breit zu ſeyn; in den Selbſtgeſprächen und Klagen aber herrſcht (wie S. 34 ff., und 219 ff.) eine eigene Anmuth.

Digitized by Google

Die Geſchichte begibt ſich in Spanien und Portugall, und man könnte daher auf eine Ueberſetzung ſchließen, allein es iſt uns keine Notiz von einem ähnlichen altſpaniſchen Roman vorgekommen, und wenn auch die einfache Begebenheit aus einem ſolchen entlehnt wäre, ſo iſt doch das Ganze durch und durch deutſch in Darſtellung, Sitten und Gebräuchen, ja auch das frühere altdeutſche Gedicht, der Reuner, von Hugo v. Trimberg wird darin erwähnt, daß wir es für eine eigene Arbeit Wickrams halten dürfen. Der Charakter des Buchs iſt eine heitere Liebenswürdigkeit, die Erzählung geht ruhig fort, und iſt doch ſtets anziehend. Namentlich gilt dieß von der erſten Hälfte des Buchs, und reizend gleich beginnt es mit dem Leben eines frommen Hirten, zu dem ſich ein Löwe freundſchaftlich geſellt, und mit der Erzählung von dem jugendlichen Königreich, das noch heute beſteht. Der König entflieht, weil er ſich nicht mehr mit Ehre behaupten kann, und wird Kochbube bey einem reichen Graf. Und wen wird hier der arme treue Knabe nicht rühren, der durch ſeine fröhlichen Geſänge ſich den Dienſt bey ſeiner Liebſten erwirbt, und ihr geringes Geſchenk, einen Goldfaden, in eine Wunde unter ſeinem Herzen legt, die er dann ſolchergeſtalt, ihn wohlverwahrend, zugeheilt, und endlich nach mancherley Schickſalen auf einen grünen Zweig kommt? Ein paar hundert Jahre hat dieſer Roman verborgen gelegen, und doch iſt er unverſehrt und glänzend geblieben, wie der Goldfaden ſelbſt, den Angliana aus der Wunde wiederum empfängt, während ſo vielen andern, ihre eigene Zeit wie ein Gewürm, das mitgeboren, alles Laub und alle Blüthen abgefreſſen hat, und der verdorrte Stamm nur noch in den literariſchen Regiſtern ſteht. Wo die Friſchheit dieſer Poeſie begegnet, da erweckt es einen Muth, wie Leufried der Anblick ſeiner Angliana (S. 70) ihm war, als komme er aus einem finſtern Gewölb urplötzlich in den klaren Schein der Sonne. Und wie es nicht ſelten iſt, daß wir von einem geiſtreichen Geſicht mehrere Eindrücke, ganz verſchieden, und doch dieſelben empfangen, ſo kann auch dieſes

Digitized by Google

Gedicht auf mannichfache Weise ansprechen, und einen jeden Sinn befriedigen. Die Unschuldigen werden sich einfach an der Geschichte und ihren Verschlingungen ergötzen, andere können sich schöne Lehren daraus ziehen, und die, welche bey einem freudigen Menschen nachsehen, ob auch das Herz ihm schlage, mögen sich die philosophische Idee und die Bedeutung des Ganzen heraus und hinein suchen, alle aber werden gern diesen goldenen Faden um den Rosengarten unserer Poesie aufziehen.

Orthographie und Kleinigkeiten im Stil sind zur Bequemlichkeit im Lesen abgeändert; die Kupferstiche in Holzschnittmanier dienen zu einer netten Verzierung.

Schließlich wäre nun auch die Auffindung und Bekanntmachung eines andern alten Romans zu wünschen, des von Lotarius und Wilibald, dem unsaubern Knaben, den Koch (B. II. S. 360) sehr problematisch behandelt, welche aber von demselben Wickram, und zu welchem eben dieser Leufried als ein Gegenstück geschrieben worden ist, damit man umgekehrt sehe, wie der böse Muthwillen sich den Rittergarten des Lebens verscherzt, und auf der kahlen Hirtenwiese, von Sonne und Armuth zerbrennt, sein Ende nimmt. Um aber Wickrams Eigenthümlichkeit als Dichter besser kennen zu lernen, wäre ein neuer Abdruck eines andern seiner Werke, des seltenen irrleitenden Pilgers zu wünschen, das freilich keines so allgemein zusprechenden Inhaltes, wie der Goldfaden, aber wohl werth wäre, in einer abkürzenden Bearbeitung wieder zu erscheinen. Wir setzen als Probe desselben eine Stelle hierher, worin der allgemeinen Verständlichkeit wegen Einiges unbedeutend geändert ist.

Der Garten war groß lang und breit,
Worin er trat zur Morgenzeit,
Mit schönen Hecken unterfangen,
So selbst gewachsen und aufgegangen.
Zu äußerst um den Garten ging
Eine schöne Mauer, die ihn umfing,
Die war inwendig getüncht so rein,

Digitized by Google

Und dann bemalt mit Farbenschein.
Im ersten Garten sah man stehn
In der Mitte einen Brunnen schön,
Der war gemacht von Marmelstein,
Weißglänzend wie ein Helfenbein,
Mit vier vergüldeten Röhren groß,
Daraus das Wasser reichlich schoß,
Oben darauf ein Weibesbild schön,
Künstlich mit einer Krone zu sehn,
Einen Kelch trug sie in rechter Hand
Und an dem linken Arme stand
Ein Crucifix, das thät sie halten.
Aus dieses Brunnens Kasten walten
Vier schöne Wasserbäche klar,
Durchwässerten den Garten gar,
Ob in dem Jahr kein Regen gekommen,
Es hätte ihm doch die Kraft nicht genommen.
In diesem Garten gar nichts stund
Denn hohe Bäume gewachsen rund,
Die waren der allerbesten Frücht,
Denn sich der Abt ließ dauern nicht
In fremde Land zu schicken weit,
Nach jedem Baum zu gelegener Zeit,
Damit er solche möcht bekommen.
Keine Frucht war hier nicht ausgenommen,
Von Aepfeln, Birnen mancherhand
Er hier in diesem Garten fand.
Unter den Bäumen stand das Gras,
Lustig im Thau noch blinkend naß
Mit vielen Blümlein untermenget,
Als wenns mit Farben wäre besprenget,
Der edle süße Vogelgesang
Auf allen Bäumen so laut erklang,
Daß einer an demselben Ort
Kaum hören mocht sein eigen Wort,
In einer dem andern zuwider erschallt,
Daß es durch alle Bäume erhallt.
Der Zaun, so da ging rund umher,
Der war von lauter Kreuselbeer,
Die hingen allenthalben voll Frucht,
Der Zaun ganz dick war in der Zucht
Von Laub und Dornen, daß kein Maus
Hätt' mögen kommen ein noch aus.
Pomona stand gar herrlich gemalt,
Die Göttin groß von schöner Gestalt

Auf vorherbeschriebener Gartenwand,
Wie sie im Garten zu pflanzen verstand
Die schönen Früchte wundersam,
Davon ihr Name auch herkam,
Von Poma ist sie Pomona genannt,
Auch war zierlich gemalt an der Wand,
Wie Vertumnus der Jüngling zart
Der Pomona Buler ward.
Hier sah man, wie er oft verwandelt
Als Fischer kam, mit Fischen handelt,
Dann kam er wie ein Gärtener,
Trug auf dem Hals einem Rückkorb schwer,
Jetzt kam er wie ein reisiger Mann,
Sprach allezeit die Pomona an,
Daß sie sich wollt erbarmen sein
Als Bulen ihn bey sich nehmen ein.
Pomona es aber nimmer wollt,
Den armen Vertumnus sehr auscholt;
Sie wollte ihm nimmer günstig seyn,
Er sollte sie endlich lassen allein.
Zuletzt verkleidet er seinen Leib,
Und kam gleich einem alten Weib,
Und sich an einem Stecken lehnt,
Gerunzelt die Stirn und ungezähnt,
Als wär sie alt wohl hundert Jahr,
Die Augen roth und grau das Haar,
So klopft er an des Gartens Thür,
Pomona kam zu ihm herfür,
Da bat er sie mit Worten süß,
Daß sie ihn in den Garten ließ,
Pomona ließ ihn zu sich ein,
Empfing da das alte Mütterlein.
Er ging im Garten hin und her,
Beschaut ihn allenthalben so sehr,
Und als er alles hat beschaut,
Rühmet er sehr die schöne Jungfrau,
Das mußte der Jungfrau wohl behagen!
Als nun das Weib thät zu ihr sagen:
„O Jungfrau, edel schön und zart,
„Wie magst du der Früchte soviel Art
„Zusammenbringen in deine Gewalt
„Auch so viel Bäumen von mancherley Gestalt“!
Das alte Weib zuletzt auch thät
Pomonen so freundlich dazu beredt,
Daß sie zu ihr auch nieder saß,

Gutwillig in das grüne Gras,
Und listig ihre Hand um sie schlug.
Daß nun heraus kam der ganze Trug:
Denn es verschwand das alte Weib,
Verrumnus zeiget ihr seinen Leib,
Und gab sich zu erkennen sogar,
Warum er hergekommen war.
Also hielt er nun Pomona umfangen,
Mit dem alten Weib hats angefangen.
Und alles in des Baumgartens Wand
Gar künstlich man eingemalet fand.

Eumorphea. Anleitung zur Geschmacksbildung für die zeichnenden Künste, mit besonderer Hinsicht auf landschaftliche Darstellung. Entworfen von Fr. Barthel, Zeichner und Kupferstecher. Mit 21 Kupfern. Leipzig bey Voß. 1807. 82 S. kl. 8.

Mit wahrer Achtung wird man beym Aufschlagen dieser Schrift gegen einen Mann erfüllt, der Zeichner und Kupferstecher zu seyn für seinen Beruf erkennt. Wenn alle Künstler mit einem solchen Geiste begabt, die Kunst behandelten, sie würden sich hoch über das Gemeine erheben, und der ausübende Theil von Künstlern, der sich bisher von den Freunden und Kennern der Kunst in einer so weiten Entfernung hielt, würde den, der den Künstler, dem äußern Anscheine nach, zu den Handwerkern noch gesellt, bald wieder an die Zeiten erinnern, wo Staatsmänner und Regenten in ihren Feyerstunden sich mit dem Pinsel beschäftigten, oder mit den Sängern um den Preiß des Lorbeers kämpften. Des Lobes bedarf ein solcher Künstler nicht, der in der Haltung, worin er sich dem Oeffentlichen darstellt, sich selbst den größten Lobspruch macht; des Tadels nur bedarf er, denn er kann ihn fassen und verstehen, und Tadel wünscht er sich von einem jeden, der ihn zu würdigen vermögend ist. Was lobenswürdig sey, das weiß er besser. Doch was ein Anderer, der ihn hört und

Digitized by Google

liest, an ihm vermissen würde, das konnte er bey seiner Arbeit nicht wissen. Das Werk von seiner Künstlerhand soll uns das erste seyn. Hier spricht der Geist sich viel lebendiger, als durch Worte aus; vorausgesetzt, daß er den Griffel wie die Feder brauchen kann, um damit auszudrücken, was er will. *) Zwanzig Kupferstiche, von denen viele einzeln, doch mehr als drey auf einem Blatte, nirgends vorkommen; eilf Blätter im Ganzen sind es, zu denen die Eumorphea den Text uns liefert. Man mag sie als Erläuterungen nehmen, oder als Vorbilder, sie verdienen unsere aufmerksame Beschauung vor allem andern, was uns der Schriftsteller sehen läßt. Sie können sich dem Urtheile nicht entziehen, wozu die gewichtigen Worte des Verf., mit denen er das Publicum begrüßt: Anleitung zur Geschmacksbildnng, das Auge jedes Kunstverständigen herausfordern. Mit Wohlgefallen ruht das Auge auf dem achten Bilde; der Wiederhall davon tönt ihm noch aus dem eilften und dreyzehnten zurück. Vom nächsten Blatte, wo die Wasserfälle durch Felsengrotten rauschen, wird es überrascht. Beruhigt fühlt es sich bey den nachfolgenden, und erquickt bey der neunzehnten Vorstellung. Alle übrigen lassen mehr, oder minder ein mißbehagliches Gefühl zurück; und N. 3 fängt an zu spötteln, N. 5 und 10 spotten unverholen der Göttin, deren offene Tempelhallen wir zu betreten meinten. Doch es winkt der Priester, und wir lassen uns durch nichts abhalten, ihm ins innere Heiligthum zu folgen, worin bisher nur wenige Blicke gedrungen sind.

Wie ist es möglich, sagen wir erstaunt, eine so reine, klare, durchdringende Anschauung des Schönen im Künstler, und ein so unschönes, bey allem Vorzüglichen gegen andere doch so entsetzlich gemeines Zeichnenmachwerk in der Künstler-

*) Zu unserm Mißvergnügen erfahren wir nur allzufrüh, daß der Verf. seinen eigenen Griffel zu diesem Werke nicht gebrauchen sollte. Es sind radirte Landschaften von Schule, zu welchen der Verleger einen Commentar verlangte.

Digitized by Google

hand. Wenn auch die schärfere Kritik die Form des Denkens und den Ausspruch des Gedachten selbst am Schriftsteller noch dem Tadel unterwerfen, und an das Richtscheid der Philosophie gemeßner legen wollte; sie wird nichts auszusetzen finden an einem Manne, der unter allen es zuerst versuchte, den Sinn des Künstlers für das Höchste aufzuschließen, und das, was kein Philosoph bisher vermochte, die Wirkungen der sinnlichen Affection in eine geistige Algebra zu verwandeln, die uns neue Formeln für die Verhältnisse des Anschauens darbietet, welche noch von keinem Kunstverständigen berechnet worden sind. Sey du erst Künstler, würde man zu einem solchen strengen Richter sagen, lerne erst den Stoff bezwingen, der dir gegeben werden soll, werde mit den Schwierigkeiten bekannt, das, was die feinern Sinne unmittelbar berührt, und nicht berühren kann, ohne zugleich sie gefangen zu nehmen und zu bezaubern, die bis zum letzten Grade verflüchtigte Beweglichkeit der aufgeregten Materie in ruhige Gedanken zu verwandeln; — so lernst du nachsichtsvoll den Versuch eines praktischen Künstlers beurtheilen, der nicht mehr aussagen kann, als was er sah und fühlte.

Schon dadurch stellte sich der Verf. auf einen höhern Standpunct bey seinen Untersuchungen, daß er dem Zeichner, was Plastik, oder plastische Darstellung sey, vorerst begreiflich zu machen suchte. Indem er das, was man sonst Bildnerey allein zu nennen pflegte, reelle Plastik nennt, erhebt er die Zeichnung zur idealen Plastik, und stellt die Anaglyphen, das halberhabene Bildwerk, zwischen beyde in die Mitte. Den Schein des Plastischen können selbst in der Natur nicht alle Körper annehmen. Sie schildern zu können, macht den Vorzug und das Eigenthümliche der Zeichnung aus, wenn sie das Nichtplastische zum Grunde ihrer plastischen Gebilde macht. Nicht das Dynamische allein, auch das chemische Wirken der Natur (auch die in der Auflösung der Stoffe begriffene Schöpferin der Dinge) vermag sie darzustellen, und zwar auf eine Art, die sie vor der reellen Plastik überall auszeichnet. Denn

Digitized by Google

alles, was sie ergreift, sagt der Verf. unvergleichlich wahr und ausdrucksvoll, das pflegt sie mit besonderer, unverhehlter Liebe, beherrscht sie mit tiefer Weisheit und Treue, weil es ihr eigenes Wesen, den Ausdruck ihrer Bestimmung ausmacht. Was sie nur borgte, und auf die Fläche versetzte, die Gestalt bildet sie durch andere Erscheinungen, als die der bloßen Ausdehnung (Allseitigkeit der Figur) ins Runde, Volle, Körperliche; und richtet so ihr ganzes Streben darauf, diese sicher zu ergreifen, und deutlich und wahr dem Gesichte und Getaste aufzuschmeicheln.

Die Poesie der plastischen Darstellung, die der Verf. aus der Idee der reinen Einbildungskraft, wie ihre Formen aus der Geschichte der Menschheit zu entwickeln sich bemüht, hält sich an Ideale des Gesichts, und braucht zu ihrem Ausdrucke Körper, oder Phänomene, an welchen und in welchen sie am reinsten in den Raum treten. Das erste Ideal für das Gesicht ist die freye Expansivkraft, das Licht und dessen Stellvertreterin, die Luft im Bilde (wie in der Natur die Sonne). Ihre Klarheit und Reinheit, obgleich sie nicht das hellste wäre, darf von nichts übertroffen werden. Dieser Quell des Lichts im Bilde ist die Höhe, nach welcher die Phantasie das sinnliche Auge richtet. Plastisch ist das Gewölk, das in wundersamen Gestalten die luftigen Räume durchzieht. Der Sonne Stralen brechen sich an ihren kantigen Umrissen, und vergolden, oder versilbern ihre unsteten Formen. Der reine Wiederstral des Lichts wird in den ruhigen Gewässern ein irdischer Himmel durch Verminderung des ätherischen Lichts. Plastisch sind die Wogen der Gewässer. Das zweyte Ideal für den Gesichtssinn ist die Tiefe, oder allmälige stetige Entfernung der Körper vom Auge. Ihr Ausdruck in der Zeichnung ist Beleuchtung. Die unmittelbare Beschreinung vom Lichte bringt Erleuchtung, die mittelbare Wiederschein hervor. Der Mond erleuchtet, das Abendroth gibt Wiederschein. Dunkle Seiten liegen dem erleuchtenden Theile der Oberfläche eines Körpers nur in sofern gegenüber, als sich nicht erleuchtete Seiten anderer Körper

Digitized by Google

hinter denſelben in ſolcher Richtung befinden, daß ſie ihnen ihr Licht durch Rückſtralung mittheilen. Was Körperſchatten, oder Schlagſchatten ſey, wird bey dieſer Gelegenheit erklärt. Die Geſetze der Beleuchtung, nach den Regeln der Katoptrik, Dioptrik und der Perſpective, werden ſehr ausführlich vorgetragen.

Das dritte Ideal für das Geſicht iſt die objective Bewegung, oder Handlung. Ihr Ausdruck iſt Gruppirung — was man eigentliche Zeichnung ſonſt zu nennen pflegte. Dieſer Gegenſtand wird von dem Verf. mit einer Gründlichkeit behandelt, wie man ſie in andern Werken vergebens ſuchen würde. Erſt wird die Richtung des Bewegten betrachtet. Körper, die ſich einander Bewegung mechaniſch mittheilen, contraſtiren in ihren Richtungen. Die Bewegungsrichtungen müſſen im Gleichgewichte ſtehen. Nur ein beſchwingter Gott kann idealiſch das Gleichgewicht verletzen, und doch nur, wenn es durch Flügel erſetzt wird. Die lothrechte Richtung der Umriſſe eines Körpers drückt Ruhe, oder Tod aus. Eben ſo der rechte Winkel, der deßwegen für freye lebensreiche Natur vermieden werden muß. Die kreisförmige Figur, und bey beſchränkter Ausdehnungskraft die Ellipſe, iſt das Symbol der freyſten Bewegung; die Wellenlinie der Ausdruck des organiſchen Lebens. Sie macht das Unbelebte für die Anſchauung lebendig, und veredelt das Gemeine, indem es das kärgliche bereichert, und das Starke, Markige, Eckige dem Gefühle anſchmeichelt. Dieſen Geſetzen wird die Zeichnung unwillkührlicher Bewegung unterworfen. Die willkührliche kann nur durch die Richtung der Geſtalt und verſchiedene Tendenzen nur durch Richtungen nach verſchiedenen Seiten angedeutet werden. Folgende Geſetze werden dabey aufgeſtellt. Zwey Glieder einer einzigen Geſtalt ſollen ſich niemals nach entgegengeſetzten Richtungen gleich ſtark bewegen, weil das Streben nach zwey Zwecken die Idee von aller Willkühr vernichtet. Auf dieſem Satze beruht die Ruhe und Einheit der Handlung ſowohl einer Geſtalt, als auch einer ganzen Gruppe. Echt

Digitized by Google

plastisch ist die, im Bilde erlaubte Parallele der Handlung. Eine falsche Parallele der Umrisse aber wäre es, wenn der Künstler auch die Linien der sich bewegenden Theile parallel vorstellte.

Von nun an geht der Verf. zu den Kräften, die jeder Extension vorausgesetzt werden. Er theilt sie in mechanische und moralische, Natur- und Willenskräfte, wozu auch die Triebkräfte (wenn man Instincte annimmt) gerechnet werden. Was jene betrifft, so wächst im Bilde die Stärke bewegender Körper (Kräfte) mit ihren zunehmenden Massen bey dem zunehmendem Maße ihrer Bewegungswinkel. Was diese betrifft, so drücken zwey, oder mehrere gleiche Massen, die nach einerley Richtung gleich bewegt erscheinen, einerley Stärke der Kraft aus, einerley Stoß, oder Widerstand, wenn die bewegende Kraft außer ihnen, einerley Stärke des Willens, oder Triebes, wenn sie in ihnen liegt. Die Richtung, welche die stärkste Kraft einem bewegten zusammengesetzten Körper ertheilt, nähert sich der geraden Linie. Gleiche Richtungen ungleicher Massen von gleichen Kräften bewegt, sind im Geiste des Bildes fehlerhaft. Ganz gleiche Kräfte gegen einander wirkend vorgestellt, würden starre Ruhe, oder Symmetrie erzeugen. Bey den Umrißlinien der Bewegung sollen nie Tiefen gleichen Tiefen, und ihre Höhen gleichen Höhen gegenüber stehen. Eben so unerlaubt ist aber auch eine vollkommene Parallele der gebrochenen, oder Wellenlinie. Die erlaubte Parallele der Umrisse ist eine theilweise Einfügung der Eindrücke in die Eindrücke.

Widerstand und Unterstützung sprechen sich durch das Verhältniß der Höhe der Räume zu ihrer Breite, und der horizontalen Länge zu ihrer Höhe aus. Die Höhe soll den Durchmesser um so vielfacher enthalten, je beweglicher ein unbelebter Körper erscheinen soll. Das vierte Ideal für das Gesicht ist Wärme, sofern sich ihre Grade durch die Brauchbarkeit und Zersetzung des Lichts als Farbe aussprechen. Höhe und Tiefe der Farben (Tinten) und die Anordnung der reinen

Digitized by Google

oder durchscheinenden, vermischten Farben (Töne) sind die Mittel des Ausdrucks. Ueberaus viel Lehrreiches für den Coloristen enthält dieser Abschnitt. Mit ihm beschließt der Verf. die erste Ansicht der reinen Formenlehre, und geht über zur ästhetischen, welche die Ideale des Gefühls darstellt, die nur durch ein Analogon im Bilde darstellungsfähig sind. Was hier der Verf. von Schönheit und Erhabenheit im Allgemeinen, und in Beziehung auf den Künstler besonders sagt, ist keines Auszugs fähig. Nur von dem kurzen Abrisse der angewandten Formenlehre des Zeichnens entlehnen wir das Wenige, was von den Eigenschaften des Ausdrucks, des Vortrags und der Manier dem Künstler ans Herz gelegt wird. Geistesarmuth ist das mühselige Ergrübeln, das ängstliche Zusammensuchen der Gegenstände und ihrer Bezeichnung aus der Natur, oder aus Meisterwerken. Der wahre Künstler will nicht erfinden und anordnen, wenn sich sein beßres Selbst nicht unwillkührlich regt, vielweniger kopiren. Aus der Originalität der reichen Erfindung von Nebengegenständen geht der Stil hervor, der sich durch Reinheit bey guten Meistern auszeichnet. Manier wird sich der gute Künstler weder von andern erborgen, noch sich selbst darin wiederholen. Sogar die Sorgfalt in der Ausführung wird man seinem Bilde nicht ansehen.

Wir haben den Schriftsteller, so unverstümmelt, als wir seine abgekürzten Worte auffassen konnten, bis hieher reden lassen. Einem Manne, der so zu sprechen weiß, darf man nicht in seine Rede fallen, selbst wenn man ein Recensent wäre. Erst muß man seine ganze Ansicht fassen, dann darf man sagen, ob dieser, oder jener Stein, den er zu seinem Gebäude brauchte, von uns anders behauen, und anders eingefügt worden wäre. Ob wir darum ein schönes Ganze würden aufgebaut haben, das steht dahin. Unter solchen Bausteinen fällt uns die Gruppirung, die der Verf. als Ausdruck der Bewegung brauchen will, vor andern auf. Der Landschaftszeichner sollte leicht bemerken, daß sich das Ruhige in der Natur, wie das Bewegliche gruppiren lasse, daß weder Rich-

Digitized by Google

tung, noch verschiedener Grad der Kräfte das Zauberband um die Gestalten schlinge, die vor dem Auge sich gefällig zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinen. Leichter läßt es sich gruppiren, wo jeder Gegenstand sich in Ansehung seiner Beweglichkeit in willkührliche Lagen bringen läßt, aber für den Ausdruck der objectiven Bewegung hätte der Schriftsteller den Künstler nicht durch das Wort: gruppiren, irre leiten sollen. Ob das Nämliche auch noch bey einigen andern Ausdrücken statt finde, das wollen wir den, nach Fehlern und Mißgriffen spähenden Augen nicht verrathen. Ohnehin wird mancher, der sich auf den Dreyfuß setzt, von seinem Richterstuhle die strenge Sentenz aussprechen. Der Verf. hat seinen Gegenstand in ein Gebiet gezogen, worin er noch nicht ganz einheimisch geworden ist. Er hat mit einem der Philosophie, und noch dazu der ungewohnten Philosophie entlehntem Wortaufwande und in einem Tone zu Künstlern und Liebhabern der Kunst gesprochen, die ihn ganz ungenießbar finden werden. Er hat sich oft in einzelnen Betrachtungen verloren, die man in seinem Buche nicht zu suchen berechtigt war. Das alles mag zum Theil wahr seyn. Wer aber dankt dem Verf. für sein gelungenes Bemühen, die Kunst empor zu heben, und den Künstler zu veredeln? Wer dankt ihm für die Schärfe und Feinheit, und für den Reichthum seiner Beobachtungen, und für das Wohlgefühl, das seine Schrift bey allen Lesern, die seine Ideen weiter noch verfolgen, zurücklassen wird? Lieber wollen wir es ihm zum Hauptvorwurfe machen, daß auch nicht eine der großen, schönen, herrlichen Ideen, womit er sein Werk anfängt, und beschließt, in den kleinlichen Abbildungen versinnbildet worden sey, worin wohl mancher, der sein Buch zur Hand nimmt, die wesentlichste Belehrung suchen möchte. Gesetzt auch, daß mancher Kupferstecher die Radirnadel noch lange nicht so gut, wie sein Freund Schule zu führen wüßte, und daß mancher auf die 11., 13. und 19. Platte sich berufen würde, wenn wir namhaft machen wollten; was die Wahrheit im 17., die Anordnung im 20., die Deutlichkeit im 9., die

Digitized by Google

Besonnenheit im 3., die Faßlichkeit im 5, die Einigkeit im 7., und den Geschmack im 10. Bilde am sichtbarsten verletzt. Hätten nicht zwey, oder drey Linien, zwey oder drey Töne von unserm Kunstlehrer, womit er seine Gedanken uns erläutern konnte, mehr gesagt, als alle diese Bilder?

Kleine Beyträge zur Erdkunde Deutschlands für Liebhaber und Reisende. Mit Zeichnungen. Erstes Heft. Mit einer Berg- und Flußcharte von Deutschland. Lübek, bey Niemann u. Comp. 1810.

Dieß erste Heft eines Journals, welches zur Vervollkommnung unserer vaterländischen Geographie und der Landcharten bestimmt ist, enthält als ersten Beytrag: Totalblicke auf Deutschland. Dieser Aufsatz, früher schon in den Erhebungen mitgetheilt, soll die, in den norddeutschen Handelsstädten lebenden und an Ausländerey kränkelnden Menschen von der Meinung zurückbringen, daß Deutschland (gewiß eins der schönsten Länder Europens S. 12) an schönen Gegenden und an Fruchtbarkeit weit hinter andern Ländern zurückstehe. Der Vorsatz ist zu loben, die Darstellung ist leicht und angenehm, wenn gleich nichts neues enthaltend; nur die physiognomischen Umrisse Deutschlands (so ist die Bergcharte betitelt) möchten dem, welcher sich auf Physiognomik versteht, das nicht zeigen, was das Büchelchen rühmt.

Lehrbuch der Geographie zum Gebrauch für Lehrer beym Unterrichte sowohl in höhern, als niedern Schulanstalten, als auch beym Privatunterricht und für Freunde der Geographie überhaupt. Mit Rücksicht selbst auf die letzten bis zum May 1810 eingetretenen politischen Veränderungen ausgearbeitet von J. Christian Fr. GutsMuths. Erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Einleitung und

Digitized by Google

ganz Europa nebst vollständigem Register. Leipzig bey J. F. Gleditsch. 1810. Vorrede, Zusätze u. Verbess. XVI u. 658 S. (1 fl. 20 kr.)

Wieder eine Geographie nach dem alten Zuschnitte! Unsere Zeit mit ihren Veränderungen, sollte man denken, würde die geographischen Schriftsteller, welche an der alten Weise noch festhängen, doch endlich einmal überzeugt haben, daß sie auf diese Art zu nichts Festem und Bestimmtem gelangen, und daß die Geographie als Wissenschaft dabey durchaus nichts gewinnt. Mit jedem Jahre fast ändert sich die politische Gestalt von Europa, von Deutschland, ja von jeden kleinen Ländchen des Rheinbundes. Es thäte also Noth, sich bey jeder Veränderung ein neues geographisches Handbuch anzuschaffen. Mit den politischen Veränderungen und statistischen Angaben hat die Geographie als solche gar nichts zu thun; diese müssen durchaus ausgeschieden werden. Die Geographie ist die Beschreibung der Länder der Erde nach ihren physischen Gränzen; etwas anders ist in der Geographie nicht zu suchen. Die Länder sind entweder nach den Gebirgen, oder Flüssen einzutheilen, so wie es die Natur selbst an die Hand gibt. Diese Gränzen können nicht verändert werden, sondern sie sind, wie die Erde selbst, bleibend für alle Zeiten. Die Producte und Eigenthümlichkeiten der, nach physischen Grundsätzen abgetheilten Länder werden dann nicht mehr aus ihrem Zusammenhang gerissen, und hier und dorthin vertheilt, sondern man lernt sie an ihrem von der Natur bestimmten Orte kennen. In dieser Hinsicht kann Rec. von Hrn. G. Werke nicht viel lobenswerthes sagen; eine apolitische Geographie statt einer politischen wäre weit besser gewesen. Vielleicht hat er aber in seiner Art doch manches Gute? Wir wollen sein Werk betrachten. Die Haupturſache, warum Hr. G. sich zur Herausgabe einer Geographie entschloß, war nicht sowohl der Mangel eines Lehrbuches, das die politischen Veränderungen enthielte, als vielmehr dem geographischen Unterrichte einen streng systematisch abgefaßten Leitfaden zu geben (S. III). Der Hr.

Digitized by Google

Verf. fand nämlich in den bisher erschienenen Lehrbüchern die aufzuzeichnenden Merkwürdigkeiten eines Landes nicht der Natur der Sache gemäß geordnet, sondern vieles sorglos untereinander gemischt, und auch unbestimmt gelassen; z. E. die Gebirgs- und Flußnamen waren oft so geordnet, wie sie in die Feder kamen, statt daß man, wie es sich in der Natur verhält, das System jedes Hauptflusses von seinem ersten bis zu seinem letzten Nebenflusse links und rechts getreu verfolgt, die Küstenflüsse abgesondert, das Clima durch bestimmte Angaben kenntlich zu machen gesucht, dem Zusammenhange und den Verzweigungen der Gebirge und Höhen gehörig nachgegangen wäre. Hierin hat der Verf. viel gethan, was ihm zum Lobe angerechnet werden muß. Der Plan des Werks ist auf ein Lehrbuch berechnet, und es enthält für den Lehrer eine vollständige systematische Uebersicht dessen, was in den Schulunterricht zu ziehen ist. Das Politische, was eigentlich zur Statistik gehört, hätte wegbleiben, dagegen alles, was zur Kenntniß der Oberfläche des Erdbodens, z. E. Höhen, Tiefen, Flüsse, Lage der Orte genau angegeben werden sollen. Recensent muß in dieser Hinsicht Herr G. den Vorwurf machen, daß er auf die Länge und Breite der Orte, und auf ihre Erhöhung über der Meeresfläche durchaus keine Rücksicht genommen hat; die dürftige Angabe, innerhalb welchen Längen- und Breitengraden ein Land liege, ist unzureichend. — Gegen die Ausprägung der Wissenschaft in mehrere Curse eifert er sehr, und meint, der Lehrer müsse die Fähigkeiten seiner Untergebenen besser zu unterscheiden wissen, als die, welche solche Lehrbücher schrieben. Rec. kann hier den Verf. nicht beystimmen. Das Mehr oder Minder der Objecte will er nicht in Anschlag bringen, denn dieß entspringt aus der verkehrten Methode einer politischen Geographie. Aber auch in dieser Hinsicht muß eine Abtheilung in Rücksicht des Vortrags statt finden. Der Anfänger wird hier so manches finden, was er nicht versteht. Es ist daher gut, daß ihm eine Schrift seiner Fassungskraft angemessen in die Hände gegeben wird, wo er durch das Fremde beym Selbst-

Digitized by Google

ſtudium nicht gestört wird. Der Grund des Rec. ist ein anderer. Die Geographie ist nur eine, und zwar die, welche uns die Länder nach ihrer physischen Beschaffenheit kennen lehrt; Rec. möchte sie die reine Geographie nennen, im Gegensatz der angewandten, welche der Militair, der Kaufmann, der Diplomatiker ꝛc. für sein Fach braucht. Der Vortrag der reinen Geographie bleibt einer und derselbe, und hier kann es keine Curse geben; aber für die angewandte sind sie unentbehrlich, weil die Gegenstände, für die sie angewendet wird, verschieden sind. Hier bedarf man mehrerer Lehrbücher für angewandte Geographie, sowohl zum Vortrag, als zum Selbststudium. — Die Methode, einen Staat, der aus verschiedenen Ländern besteht, als ein einziges Ganze aufzustellen, und zu beschreiben, will Hr. G. nicht gut heißen. Nach seiner Ansicht hat er vollkommen recht: allein, wenn man den, von ihm angeführten österreichischen Kaiserstaat, der aus verschiedenartigen Provinzen besteht, nach Heusingers Methode betrachtet, nämlich als Donauland, so fallen die, durch die politische Geographie verursachten Schwierigkeiten gänzlich weg.

Was das Einzelne betrifft, so erlaubt sich Rec. hier einige Bemerkungen. Die Einleitung, welche in zwey Abschnitten einiges aus der mathematischen und physischen Geographie und Statistik vorträgt, ist zu kurz behandelt. Von den Landcharten ist nichts erwähnt. Ueberhaupt scheint der Hr. Verf. in der Hinsicht, daß er bey den einzelnen Ländern weder die besondern Landcharten, noch auch die einzelnen geographischen Schriften und Reisebeschreibungen erwähnt hat, wie es z. E. in Fabri's Handbuche geschehen ist, gefehlt zu haben. S. VIII der Vorrede heißt es: „der Verf. hatte bey seiner Arbeit den festen Willen, sein Lehrbuch zu den richtigsten, und in den Angaben zu den bestimmtesten zu machen. Er möchte behaupten, es seys“. Rec. zweifelt, und wählt, um dieß zu beweisen, das Königreich Sachsen, in dessen Nähe der Verf. lebt, und deshalb die besten Nachrichten einziehen konnte. Die Größe des Königreichs ist zu 750 □M. angegeben. Nach Canzler und Neuern fast

Digitized by Google

um 20 □M. zu groß. Die Volkszahl betrug im Jahr 1806 mit Ausschluß von Cottbus, und mit Einschluß des an Westphalen abgetretenen, gleich großen Mannsfeld und Barby, 1 987 811 Seelen (s. der rheinische Bund v. Winkopp H. 28, S. 116). Hr. G. gibt für 1802 die Anzahl von 2,085,718 E. an, welche Summe die letztere Zählung fast um 100,000 S. übersteigt. Rec. kann sich gar keiner Ursache entsinnen, wodurch innerhalb vier Jahren die Bevölkerung so bedeutend sollte abgenommen haben. Die Oder berührt Sachsen bloß unterhalb Crossen bey Fürstenberg ꝛc. und bildet ungefähr sechs Stunden lang die Gränzen zwischen Preußen und Sachsen. Den Wein möchte Rec. unter Sachsen's Producten nicht aufzählen unter dem Prädicate von schätzbarer Güte. Das, den Sachsen vom Hrn. Verf. mitgetheilte Lob: Liebe zum Vaterlande und Fürsten, kommt ihnen nicht allein zu; jedes Land rühmt sich dieses. Was der Hr. Verf. unter den echten deutschen Ständen versteht, welche vor Willkühr der monarchischen Regierung, beseelt von einer Rechtlichkeit, die selbst der Ausländer verehrt, schützt, sieht Rec. nicht ein. Wenn die Regierung rechtlich ist, so ist ein Schutz vor Willkühr von Seiten der Stände nicht nöthig. Uebrigens ist Sachsen gerade in diesem Puncte weit hinter den andern Staaten des Rheinbundes zurück, jedoch steht zu hoffen, daß auf dem nächsten Landtage diesem Gebrechen wird abgeholfen werden. Vortrefflich möchte Rec. den sächsischen Landbau nicht nennen, da im Ganzen mehr darin könnte gethan werden. — Die königl. Salzwerke: Dürrenberg, Kösen und Artern, sammt den andern, Privatpersonen zugehörigen Teudiz und Kötzschau, liefern Salz nur hinreichend; mithin ist starke Salzsiedereyen zu viel gesagt. Unter den Gebäuden Dresdens hätte das Landschaftshaus nicht übergangen werden sollen. Einer Ritterakademie zu Dresden entsinnt Rec. sich nicht. Unter den Strömen bey Leipzig fehlt die Luppe; auch hat Leipzig nur vier Hauptthore, das Schloßthor dient bloß für das Schloß. Unter den dortigen Sammlungen hätte auch das linkische Cabinet erwähnt werden sollen; eben so die Nicolaischule, das Taubstummeninstitut, die klinischen Anstalten, die Sternwarte auf der Pleißenburg. Warum fehlen die Oerter Oschatz, berühmt wegen seiner Tuchfabriken, Eilenburg, Rochlitz, Leißnig, Colditz mit einem Arbeitshause für Bettler, der Fabrikort Mittweide, Altranstedt ꝛc.? Ueberhaupt sind mehrere merkwürdige Orte vergessen, z. E. Schleußingen, Hauptort für das königl. sächs. Henneberg, Lützen bey dem Stift Merseburg ꝛc. Uebrigens wird der leipziger Kreis eingetheilt in (den weniger bekannten, obern und untern, oder in) den eigent-

Digitized by Google

lichen leipz. Kr. und in das Collegiatstift Wurzen aus den Aemtern Wurzen, Mügeln und Klosteramt Sornzig. Pforta ist keine Fürsten- (besser Land-)Schule für junge Philologen; sondern es werden Kurfürst Moritz Verordnung zufolge, „daß es mit der Zeit an Kirchendienern und andern gelehrten Leuten in unsern Landen nicht Mangel gewinne“ (Augusts Ordnung v. 1. Jan. 1588 Cod. Aug. T. I. S. 475 ff.), junge Leute für die Wissenschaften erzogen. Die Klosterschule Roßleben bey Wiehe, von v. Witzleben gestiftet, für funfzig Schüler, nach einer ähnlichen Einrichtung wie Pforte, so wie die nahe dabey liegende werther'sche Stiftung, Donndorf, für zwölf Schüler, sind mit Unrecht übergangen. Die Lage des Fürstenthums Querfurt (bestehend aus den Aemtern: Querfurt, Dahme, Jüterbock und Heldrungen) ist zu unbestimmt angegeben. Rec. könnte dieß Register noch beträchtlich vermehren, allein er will etwas Besserem dadurch den Raum nicht wegnehmen. Den Ruhm, wonach Hr. G. gestrebt hat, kann Rec. ihm nicht zuerkennen, doch hält er gegenwärtiges Handbuch der Geographie auch nicht für das schlechteste.

Ueber Geographie, Ethnographie und Statistik. Nebst einem Abriss dieser und der politischen Wissenschaften. Zum Behuf akademischer Vorlesungen von Christoph Rommel, D. u. Prof. d. Ph. zu Marburg. Marburg in Comm. d. Krügerschen Buchhandlung. 1810. S. 22. (2 Ggr.)

Herr Prof. Rommel will in diesem Werkchen die, bisher so nachlässig betriebene und so willkührlich behandelte Geographie (die Urkunde der Erde und Basis aller im Raum herrschenden Wissenschaften, S. 3) auf ewige und unantastbare physisch begründete Gränzen zurückführen, und sie nebst der, noch interessanteren und ganz neuen Wissenschaft der Ethnographie, welche die Völker, als solche, mit ihrem ganzen Inhalt organisch zu beschreiben hat in einer eigenen, ganz unabhängigen Sphäre, zur Hauptwissenschaft machen. (Amerika wird Hr. R. hinfort Colombia nennen, um so wenigstens für seine Person keinen Antheil an der Ungerechtigkeit gegen einen Namen zu haben, der der größten Verehrung würdig ist. S. 4). Mit ihnen hängt zusammen die Statistik, oder, wie Hr. R. will Poligraphie, oder auch politische Ethnographie, welche die jetzigen Staaten, wo möglich nach einem aus ihrem Begriff selbst genommenen Princip beschreiben soll. Die Poligraphie ist aber Schule, oder empirische Grundlage der Politik. S. 16.

Digitized by Google

Von jenen drey zusammenhängenden Wissenschaften und ihrem Anhange liefert nun der Verf. einen Abriß, welcher im Ganzen genommen Rec. Beyfall hat. Seine eigenen Bestrebungen für dieses Fach hat Hr. R. anzuführen nicht vergessen.

Topographie des Herzogthums Warschau, nebst einem kurzen Abriss der polnischen Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Nach dem Polnischen des Herrn Flatt bearbeitet und mit Zusätzen in Bezug auf die im Wiener Frieden neu acquirirten Provinzen herausgegeben. Leipzig 1810. Bey Ad. F. Böhme. 8. S. 250.

Der eigentlichen topographischen Beschreibung des Herzogthums Warschau geht eine kurze, nicht tief eindringende Geschichte des ehemaligen Königreichs Polen mit dem Großherzogthum Litthauen voraus (S. 1 — 98): dann werden die Gränzen, Lage, Größe (gegenwärtig 2778 □ Meilen; nach andern nur 2171 □ M.), die Bevölkerung (jetzt 3 774,262 Seelen, mithin auf 1 □ M. 1615 S.; nach andern 3,567,000 S.), Religion (das ganze Land hat über 200 Klöster mit 2000 Mönchen und 400 Nonnen, und über 30 geistliche Orden. Wenn es heißt S. 125: Ueberhaupt befinden sich im Herzogthume ungefähr 10,000 Geistliche von jeder Religion; so kann man, da die Nichtkatholiken nicht viel über 420,000 Seelen betragen, statt dessen sehr gut setzen: von allen dort geduldeten Religionen) die Regierungsform, Gesetzgebung ꝛc. angegeben (S. 153), und nachher zur eigentlichen Topographie geschritten, welche nicht viel über ein Drittel des Werks beträgt. Der Stände gibt es im Herzogthum Warschau vier; der Adel ist der vornehmste (im ganzen Herzogthume über 30,000 Familien, von denen aber nur 4,000 Güter besitzen; im Departement Lomza leben über 20,000 adeliche Familien), die Geistlichkeit der zweyte, der Bürgerstand, wozu auch die Juden gerechnet werden, der dritte, und der Bauer der vierte. Ehedem war der Bauer ganz elend, ohne Eigenthum und Rechte, und besaß nach seinem Sprichworte nur das, was er vertrank. Die Topographie ist mit Fleiß abgefaßt. Die von dem deutschen Bearbeiter zugefügten Noten erläutern und verbessern manche Irrthümer des Textes. Der Verleger hätte durch ökonomischen Druck den Preiß dieses Werkes, welches unter den Deutschen wenige Käufer finden wird, auf die Hälfte setzen können.

Digitized by Google

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Literatur

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Funfzehntes Heft.

Histoire de l'Académie royale des Inscriptions et belles lettres, avec les mémoires de Littérature tirés de Registres de cette Académie, depuis l'année MDCCLXXXIV jusqu'au 8 Août MDCCXCIII. Tome quarante-septième, 422 S. (Histoire de l'Académie) und 458 S. (Mémoires de Littérature) gr. 4. A Paris, de l'imprimerie impériale. MDCCCIX. Tome quarante-huitième, 776 S. MDCCCVIII. Tome quarante-neuvième, 788 S. MDCCCVIII. Tome cinquantième, 760 S. MDCCCVIII. T. 47, 48, 49, 50 führen nur den Titel: Mémoires de Littérature tirés de Registres de l'Académie Royale des Inscriptiones et belles-lettres etc.

Hr. Von Joseph Dacier, der letzte Secretär der Akademie der Inschriften, jetzt beständiger Secretär der Classe der Geschichte und alten Literatur des Nationalinstituts, übergibt hier dem Publicum die letzten Arbeiten dieser ehrwürdigen Gesellschaft, welche durch weitumfassende und fruchtbare Untersuchung in allen Fächern der Alterthumskunde und durch eine

Digitized by Google

geistreichere Behandlung derselben soviel Licht über die Gegenstände, welchen sie gewidmet war, verbreitet hat, daß schwerlich irgend eine Akademie mit ihr verglichen zu werden verdient, und daß sie jeder ähnlichen Anstalt als ein ewig denkwürdiges Vorbild und Muster aufgestellt zu werden verdient. In der vorausgeschickten Geschichte der Akademie erzählt Hr. D. in einer würdigen, dem Gegenstande angemessenen Sprache die letzten Schicksale derselben seit dem Jahre 1784. Nachdem im July 1793 die letzten Bände der Schriften der Akademie (bis zum 46.), welche mit dem benannten Jahre schließen, herausgegeben worden, dachte die Akademie, welche ihre Auflösung deutlich voraussah, ernstlich darauf, wie sie ihre noch ungedruckten Denkschriften bis auf glücklichere Zeiten aufbewahren könnte; dessen ungeachtet ist manches untergegangen, manches ist in dem Nachlaß der Erben begraben worden; aber daß die vorliegenden Bände endlich erschienen sind, verdankt sie jener Sorgfalt der Gesellschaft und ihres thätigen Secretärs. Mit Vergnügen liest man auf dem ersten Bogen, wie der König in den letzten Zeiten diese literarische Verbindung theils durch Erweiterung ihres Wirkungskreises, besonders durch den, von ihm niedergesetzten Ausschuß zur Bekanntmachung der pariser Handschriften, theils durch Hinzufügung außerordentlicher Mitglieder und Vermehrung der Einkünfte zu heben suchte, und wie er derselben kurz vor ihrer Auflösung eine neue Einrichtung und Verfassung gab (den 22. Dec. 1786); aber mit Wehmuth erfüllt die Erzählung der Begebenheiten vom Jahr 1788 an, mit welchem die Ruhe und Sicherheit verloren geht, ohne welche die Beförderung der Wissenschaften unmöglich ist. Jetzt wird die Akademie aus ihrem Sitz im Louvre vertrieben, um einem Bureau Platz zu machen, welches überall eben so gut als hier seine Geschäfte treiben konnte; sie muß bald bey der Académie Françoise, bald bey der Académie des Sciences ein Asyl suchen; ja sogar des freyen Gebrauchs ihrer Bibliothek wird sie beraubt; der Ausschuß zur Prüfung und Bekanntmachung der Handschriften wird, ungeachtet der triftigsten Vorstel-

Digitized by Google

lungen, welchen man den noch triftigern Grund der Oekonomie entgegensetzt, aufgehoben, ohne daß jedoch die Mitglieder vor der völligen Unterdrückung der Akademie ihre Arbeiten einstellen. Sie muß ihre Verfassung, vermöge eines Decretes der Nationalversammlung vom 20. Aug. 1790, nach den neuen Ideen und den gegenwärtigen Umständen ummodeln, ohne dadurch neue Festigkeit zu erhalten; doch trifft sie bis 1792 kein ausgezeichnet trauriges Ereigniß; die neuen Machthaber schenken ihr im Gegentheil wiederholte Beweise der Achtung und des Zutrauens, indem sie über verschiedene Gegenstände literarischer Art von ihnen um Rath gefragt wird. Mit dem 10. August 1792 und den Tagen des Schreckens, welche darauf folgen, ändert sich die Gestalt der Sachen gänzlich; und wenn die Akademie bisher noch den Wunsch und die Hoffnung ihrer Erhaltung hatte, so verliert sie jetzo beydes; ohne Unruhe wie ohne Ueberraschung erhält sie das Decret vom 27. Nov., wodurch ihr die Besetzung freygewordener Stellen untersagt wird. Sie hätte gewünscht, daß die plötzliche Auflösung geboten worden wäre: viel Unruhe, Angst und Gefahr hätte man ihr dadurch erspart; aber sie beschließt sich nicht selbst aufzulösen, und ihre gewohnten Beschäftigungen fortzusetzen, so lange es den Herren ihres Schicksals gefallen würde, ihr diesen matten Rest des Lebens zu gönnen. Länger als die Hälfte des folgenden Jahres versammelt sie sich noch zu den bestimmten Zeiten, und, was merkwürdig ist, mitten unter den Bewegungen und Stürmen dieser fürchterlichen Zeit sind ihre Zusammenkünfte immer noch so zahlreich, wie in den Tagen ihrer Blüthe, ihres Glanzes; und niemals geht sie aus einander, ohne ein Werk gehört zu haben, was ihrer Aufmerksamkeit würdig wäre: man konnte sagen, daß die Mitglieder mehr als je sich in die vergangenen Jahrhunderte vertieften, um sich dem Schauspiele der herzzerreißenden Verbrechen, von welchen sie umringt waren, zu entziehen, und ihre letzten Tage zu verherrlichen. Durch das Decret vom 8. August 1793, welches die Akademie als unnütz aufhebt, wird dieser langsame Todes-

Digitized by Google

kampf geendigt. Den 9., als den ordentlichen Tage der Sitzung begeben sich die meisten Mitglieder, welche mehr in ihren Büchern als mit den Menschen lebten, unwissend des Vorganges, zur gewohnten Stunde in den Louvre; anfangs wollen sie noch die Ankunft der Commissarien erwarten, welche die Zimmer der Akademie versiegeln sollten; doch, um nicht als Uebertreter des Gesetzes angesehen werden zu können, entfernen sie sich in Eile. „So endete die Akademie nach einer Dauer von 129 Jahren, wenn man von ihrer ersten Gründung im J. 1663 an rechnet, und von 92 Jahren, von ihrer Erneuerung unter Ludwig XIV. im J. 1701, da sie gleichsam zum zweyten Mal geschaffen wurde, indem sie ein gesetzliches und regelmäßiges Daseyn erhielt und eine der Verschiedenheit und Ausdehnung der Arbeiten, für welche sie bestimmt war, angemessene Einrichtung; und da sie, ohne aufzuhören, sich der Verfertigung von Sinnbildern, Denkmünzen und Inschriften für die öffentlichen Denkmäler, wozu sie vorher ausschließlich bestimmt war, zu widmen, das weite Feld der Geschichte und Literatur aller Zeiten, Völker und Länder betrat.“ Hr. D. zählt nach dieser kurzen Darlegung der Schicksale des Instituts die, von ihm ausgesetzten Preiße auf; in den letzten Jahren blieben sie meist unbeantwortet, so daß sie weiter keine Aufgaben mehr zu geben von selbst beschloß. Hat doch jetzo, nach eingetretenen günstigern Umständen, das Ausland vorzüglich die Bewerber um die Preiße des Institutes zu liefern! Nach der Angabe der Preiße findet man noch eine Uebersicht der Veränderung des Personals in den letzten Zeiten der Akademie.

Den Anfang machen Auszüge aus zwey Abhandlungen, über die persischen Alterthümer und das Buch Tobiä. Hierauf wird ein Hemerologium mitgetheilt, welches aus einem Manuscript der florentinischen Bibliothek, enthaltend den Commentar des Theon von Alexandrien zu den προχείροις κανόσι des Ptolemäus, genommen ist, mit Ergänzungen aus einer leidner Handschrift, welche von van der Hagen obss. in Fa-

Digitized by Google

stos Gr. S. 314 schon herausgegeben war. Aus dem Nachlaß des Baron de la Bastie kam die Abschrift an die Akademie, und sie stellt uns die Monate dar der Alexandriner, Tyrer, Griechen (der antiochischen), Araber (Syro-Macedonier zu Bostra in Arabien), Sidonier, Lycier, Heliopoliten (am Antilibanon), Asianer, Kreter, Epheser, Kyprer, Bithyner, Kappadoker, Askaloniten, Gazäer, Seleukier. Die darauf folgenden Observations sur le monument d'Ancyre von St. Croix beschäftigen sich insonderheit mit den Schriften des August, mit der Geschichte der ancyranischen Tafeln und der Erläuterung einiger Puncte derselben, besonders mit der, von Richard Pockocke aufgefundenen, aber ziemlich fehlerhaft abgeschriebenen griechischen Uebersetzung; und man wird auch diese Bemerkungen mit Vergnügen lesen. S. 105—208 erhalten wir einen sehr wichtigen Beytrag kritischer Bemerkungen über das Etymologicum magnum, von Hrn. Larcher, dessen liebenswürdige Bescheidenheit eben so groß ist, als seine echte Gelehrsamkeit, worin man einen Mann aus den Zeiten vor der Revolution erkennt. An die unermeßliche Arbeit einer befriedigenden Ausgabe des Etymolog. M., meint Hr. L., scheine eben kein dazu fähiger Philologe seine Mächte und den kostbarsten Theil seines Lebens setzen zu wollen; und sollte sich selbst einer finden, welcher den öffentlichen Nutzen seinen besondern Vortheil vorziehen wollte, so würde es noch größere Schwierigkeiten haben, einen Verleger dafür zu finden, „in einem Jahrhundert, und in einem Lande vorzüglich, wo die griechische Literatur nicht nur herabgefallen ist von ihrem alten Glanz, sondern beynahe gänzlich vernichtet.“ Hr. L. legt die sylburgische Ausgabe zum Grunde, vergleicht sie mit der ersten vom J. 1499, nimmt den Eustathius, die venetianischen Scholien zum Homer, die Scholien zum Aristophanes, Pindar u. s. w. den Pollux, Hesychius, Suidas, Phrynichus, Ammonius, Moris, Phavorinus zu Hülfe, dann den ungedruckten Orion von Theben, von welchem auch in Deutschland Abschriften durch ihn vorhanden sind, und ein von dem ge-

Digitized by Google

druckten ſehr verſchiedenes Manuſcript des Etymol. M. aus der kaiſerlichen Bibliothek; er führt die Stellen der Schriftſteller genau an, und ſucht ſie auf, wo ſie nicht angegeben ſind. Wir haben hier Proben aus den letzten Buchſtaben von T bis Ω, und einzelne aus andern Buchſtaben; bis jetzo hat Hr. L. von T bis Ω ſeine Anmerkungen vollendet, und zu den andern Buchſtaben vieles geſammelt; Alter und Krankheit erlauben ihm nicht die Arbeit fortzuſetzen. Eine Bearbeitung des Buches nach dieſer Art, hier und da mit größerer Kürze, als der Genius der franzöſiſchen Sprache erlaubt, würde eine unſchätzbare Fundgrube grammatiſcher Erudition ſeyn, iſt aber ſchwerlich bald zu hoffen, indem in Frankreich wahrſcheinlich die Luſt dazu, und in Deutſchland, wenn nicht beydes, wenigſtens die Mittel, fehlen. Indeſſen ließen ſich wohl viele Mängel an der Arbeit des würdigen Greiſes auffinden, ſo wie auf der andern Seite der Ueberfluß des Bekannten in dieſen Anmerkungen anſtößig iſt. So befriedigt uns keineswegs die Note zu Χέραδος, beſonders zu den Worten, καὶ Πίνδαρος τὴν δοτικὴν εἶπε, χεράδει σποδέων: Barnes prétend, sur le vers ci-dessus cité de l'Iliade, que c'est le vers 13 de la VIe Pythique, οὐ on lit παμφέρῳ χεράδι τυπτόμενος. M. Dawes s'élève avec force contre cette opinion de Barnes à l'endroit ci-dessus cité; et je pense qu'il a raison, quoique je ne puisse aprouver l'explication, qu'il en donne. M. Schneider (carm. Pind. Fragm. p. 101) penche au contraire vers le sentiment de Barnes. Ce qu'il en dit, ne m'a pas paru convaincant.“ Wir glauben letzteres gern, indem Hr. Schneider aus dem Euſtathius ſogar folgert, daß bey Pindar χεράδει geleſen worden, da doch Euſtathius gerade das Gegentheil ſagt. Alle Handſchriften leſen auch χεράδι, was das Metrum wohl leidet: es möchte ſogar zweifelhaft ſeyn, ob beym Etym. M. nicht χεράδι zu leſen ſey. Wie dem ſeyn möge, ſo iſt aus der Vergleichung mit Euſtathius klar, daß der Etymolog allerdings die Stelle Pyth. VI, 13 meine, wo man χέραδι fand, aus Un-

Digitized by Google

kenntniß des Metrums aber leicht verführt werden konnte χεράδει zu schreiben. Wenn jedoch die Herausgeber und Kritiker σποδέων in den Text des Pindar setzen, wie Hr. Beck gethan, so dünkt uns dieses beynahe lustig, da offenbar ist, daß beym Etym. M. zu lesen sey: Πίνδαρος τὴν δοτικὴν εἶπε χεράδει (oder χεράδι) ϛ' Πυθίων. Eustathius sagt auch ausdrücklich ἐν πυθιονίκαις. Die S. 145 beygebrachte Verbesserung des Kratinus, und die dort angeführten Stellen finden sich schon bey Porson Vorr. zur Hekabe S. LXIV, leipz. Ausg., obgleich sonst Hr. L. in der Citation der Schriftsteller bis auf unsere Zeiten herabgeht. Für aristophanischen Scherz scheint Hr. L. keinen Sinn zu haben, wenn er S. 144 zu Nub. 997 die Kritik macht: Le poëte fait ici un miserable jeu de mots sur la ressemblance entre υἱέσιν et ὗσιν; denn dieses Wortspiel ist gerade eines der köstlichsten. S. 178 wird in Plat. Cratyl. p. 404 C. ὀνομαθέτης corrigirt, wo Heindorf bereits richtiger ὁ ὀνομαθέτης statt ὁ νομοθέτης geschrieben hat. S. 179 konnte wohl Brunck's Meinung, daß man ἐπιφέρειν ἦρα verbinden müsse, nicht entgegengesetzt werden, daß sich im Homer ἐπιφέρειν nicht finde; denn, in Ein Wort genommen, geht es ja nicht in den Hexameter. S. 184 ist statt ζυγάξω zu lesen ζυγάζω; denn θαυμάζω macht im Dorischen des Sophron θαύμακτρον, weil im Futurum ein κσ (ξ) ist, wie ὀνυμακτὸς von ὀνυμάξω; daher setzt der Etymologe hinzu: οὗ τὸν μέλλοντα οἱ Δωριεῖς θαυμάξω λέγουσι; aber ζύγαστρον und δέπαστρον sind nur von ξυγάζω, ζυγάσω, δεπάζω δεπάσω, ohne ξ. Indessen ist wohl ξυγάξω nur ein Druckfehler, da Sylburg das richtige hat. Die hierauf folgenden: Recherches sur la géographie ancienne von Hrn. Gossellin sind nichts als ein ausgedehnter Auszug aus dessen Recherches sur la géographie systematique et positive des anciens, welches nach und nach der Akademie war vorgelesen worden, und für diese Sammlung bestimmt war, dem Verf. aber während der Revolution weggenommen, und auf Befehl der Regierung gedruckt,

Digitized by Google

worden ist (Paris, Impr. de la Républ. an VI. 2 Voll. gr. 4), daher man es wieder abzudrucken unnöthig gefunden, und sich darauf beschränkt hat, den Gang und die Hauptresultate des Werkes zu bezeichnen. Den Beschluß der, in die Geschichte der Akademie verwebten Denkschriften machen einige prosaische Uebersetzungen von Epigrammen der Anthologie auf Linus, Orpheus und Musäus aus der Feder des Hrn. Dacier, mit weitläuftigen Erklärungen, woraus man zwar allerley Bekanntes lernen kann, die sich jedoch durch nichts auszeichnen, und uns besonders dadurch mißfallen, daß Hr. D. das von diesen Heroen Ueberlieferte für baare Münze nimmt, als ob es wirkliche Geschichte wäre, da doch offenbar ist, daß alles, was ihre Abstammung, und vieles, was ihre Lebensumstände betrifft, mythisch zu verstehen sey, und gewisse Stufen und Fortschritte der Cultur bezeichne, deren Geschichte in diesen Fabeln symbolisirt ist, so daß diese Personen nicht einmal als Individuen betrachtet werden dürfen, sondern als Repräsentanten ganzer Zeitalter und denkwürdiger Bildungsepochen dastehen. Zu Ende kommt ein Verzeichniß der Inschriften und Münzen der Akademie und Hrn. D. angenehm geschriebene und interessante Lobreden auf die, seit 1784 bis 1793 verstorbenen Akademiker: Bignon, Séguier, Pacaudi, den Abbé Arnaud, de Burigny, Grosley, den Marquis de Paulmy, Bejot, de Rochefort, de Nicolai, d'Ormesson, und dem Abbé Brotier.

Unter den eigentlichen Memoiren machen den Anfang: Observations générales sur l'origine et sur l'ancienne histoire des premiers habitans de la Grèce, par Nicolas Fréret (S. 1—139), bereits im J. 1746 und 1747 vorgelesen, daher im 21. Bd der Schriften der Akademie sich schon ein Auszug der Hauptidee von dem damaligen Secretär Bougainville befindet. Wir wollen den Gang dieser lehrreichen Abhandlung kurz darlegen, und es dem Leser selbst überlassen, hieraus ein Urtheil zu ziehen, in wiefern dieselbe jetzo noch der Bekanntmachung werth war, nachdem die neuern Abhandlungen

von Heyne de origine Graecorum und des Franzosen Dupuis Abhandlungen über den Ursprung der Pelasger erschienen sind. Nachdem Fr. die wunderlichen Grillen eines Bochart, Rudbek, P. Peyron (Antiquité des Celtes), eines Bretagners, welcher die Titanen zu Fürsten seines Volkes machte, und welchen Leibnitz würdigte, von ihm widerlegt zu werden, seiner eines Pastorius, Prätorius, Otrockzi u. a. verworfen, die Griechenlands Ureinwohner aus Phrygien und Kleinasien, aus Phönicien und Aegypten, oder gar von den Kelten, Schweden, Liefländern, oder Ungarn ableiten, spricht er mit treffendem Blick auch den Genealogien der Hellenen das Urtheil, so wie Huets (Demonstr. evang.) und anderer Versuchen, die helleniſchen Sagen mit den hebräiſchen zu vereinigen, und den Umdeutungen der uralten Mythologie zu einer politiſchen Geſchichte des ältern Griechenlands, welchem man ihnen zufolge vollendete Civiliſation würde zuſchreiben müſſen. Wenn man aber auch zugeben will, daß nach der Ausſage des ägyptiſchen Prieſters im Timäus des Platon das Gedächtniß der Hellenen nicht ſo weit hinaufreiche, wie das der Aegypter und anderer Orientalen, ſo will doch nach dem gegenwärtigen Stande der Kritik nicht einleuchten, warum S. 5 die moſaiſche Urkunde ſo ſehr erhoben, und ſogar von ihr behauptet wird, ſie unterrichte von dem wahren Urſprung des menſchlichen Geſchlechtes; wenn die helleniſchen Stammväter erdichtete Perſonen ſind, woran niemand zweifeln kann, wie kann ſich doch die Perſönlichkeit des Abraham behaupten, zumal als Tradition eines Volkes, welches gewiß auf genealogiſche Tafeln ſo ſehr verſeſſen war, als irgend eines? Sehr unbeſtimmt und mancher Anfechtung unterworfen iſt auch der Satz, daß mit Inachus, Kekrops, Kadmus und Danaus die eigentlich hiſtoriſche Tradition anfange, weil dieſe die Schreibekunſt nach Griechenland eingebracht. Denn was möchte wohl aus Kekrops und den nächſten Zeiten Schriftliches auf die Nachwelt gekommen ſeyn? Wenn nach Plutarch de gen. Socr. T. II, S. 577, 578 unter Ageſilaus in dem Grabmal der Alkmene ſich Hieroglyphen fan-

Digitized by Google

den, so beweisen diese für den benannten Satz wahrlich sehr wenig, zumal wenn man bedenkt, daß die persönliche Existenz des Herakles selbst vielen Schwierigkeiten unterliegt. Wir wollen nicht davon sprechen, daß selbst Kadmus', Kekrops und die Heroen aus dieser Zeit von Einigen für erdichtet gehalten werden: wenigstens um dergleichen zu beweisen, ist mehr Kritik, wenn auch nicht mehr Geist und Scharfsinn nöthig, als Kanne aufgewandt hat; aber Inachus selbst erscheint doch in das Dunkel der Mythen eingehüllt. Manche der alten Könige könnte man eher für Naturerscheinungen, als Personen halten. In dem Könige in Sikyonia Aegialeus, als erstem Herrscher des Uferlandes ist vielleicht das erste Freywerden des letztern von der Ueberschwemmung des Meeres zu suchen. Nach einer Sage bey Pausan. II, 15, 5 war Inachus, des Phoroneus Vater, gar kein Mann, sondern Fluß. Inachos war damals König in Argos, mag also heißen: der Fluß hielt noch das Land überschwemmt; er opferte der Hera, das ist, er vertrocknete allmälig und trat zurück, indem er Dünste gen Himmel sendend, die niedere Luft, oder Atmosphäre damit erfüllte. Phoroneus, der erste in diesem Lande, nebst den Flüssen Kephisos, Asterion und Inachos, hat zwischen Hera und Poseidon entschieden, daß das Land der Hera gehöre; daher entfernt Poseidon vollends alles Wasser, und die Flüsse haben solches nur beym Regen. Hier ist offenbar mehr Naturgeschichte, als Erzählung von Menschen. So viel über die Réflexions préliminaires. Die Abhandlung selbst enthält folgende Abschnitte: I. Description de la Grèce, wozu eine Charte gehört, die auch beym Uebrigen brauchbar ist; ein mit französischer Nettigkeit ausgeführter und allerdings nothwendiger Artikel. Jedoch findet sich manches Wunderliche, z. B. von den Hyperboreern, welche zwischen den Bergen Boras und Orbelus sollen gewohnt haben, schon aus den Mém. de l'Acad. T. VIII bekannt; auch fehlt es nicht an sonderbaren Etymologien, woran die ganze Abhandlung krankt. So soll Αἰτωλία wegen der Wälder so heißen, von dem ἅπαξ λεγόμενον αἶτος st. ἄλσος bey

Pindar Ol. III. wo leider das Wort erdichtet iſt. Selbſt Italien ſoll daher benannt ſeyn! Merkwürdig iſt S. 11 die Deutung vom Kentauren- und Lapithenkriege. II. Arrivée des Colonies, et changemens qu'elles ont causés. Von dem, was die Colonien an Früchten mitgebracht, den Oelbaum, Wein, Waizen, vielleicht manche Hausthiere. Auch kommt der Verf. ſchon hier auf die Religion, welche theogoniſche und kosmogoniſche Fabeln enthalte, oder unförmliche Reſte der, von den Colonien mitgebrachten Culte. Die Religion der frühern Griechen, im Homer und Heſiod, ſey ein Gemiſche von Materialismus und Pneumatismus, wie nach Jamblichus in Aegypten beyde Syſteme geweſen; das Reich der Götter ende mit dem Anfang der Civiliſation bey verſchiedenen Stämmen früher, oder ſpäter. Schließlich kommt Fr. hier auf Prometheus, Deukalion, Hellen und ihre Nachkommen, welche natürlich alle für mythiſche Perſonen erklärt werden. S. 24 findet ſich eine intereſſante, wenn gleich nicht mehr ganz neue Kritik über Sanchoniathon. Die einzelnen Partien haben eine ſehr loſe Verbindung. Sonderbar ſcheint uns S. 23 die Idee, daß das ſtoiſche Syſtem von einer Intelligenz mit untergelegter Materie chaldäiſchen, oder babyloniſchen Urſprungs ſey. III. Epoques des Colonies. Inachus wird vor Chriſtus 1970 geſetzt, indem die Zerſtörung Troja's nicht ohne Grund im J. 1284 (ſonſt 1184) angenommen wird; Kekrops 1657; Kadmus 1594; Danaus 1586; welcher alſo in die Zeit der Geburt Moſis fiele. Scharfſinnig iſt der Gedanke ausgeführt, daß Danaus während der Verfolgung des Hyckſos ausgewandert ſey. Ungezwungen erſcheinen zum Schluß die Etymologien von Inachus aus Enak, ἄναξ, welches ſich ſchon bey Le Clerc u. a. findet, von Phoroneus aus Phoro (Pharaon), auf welche Apis folgt, gleichfalls ein ägyptiſcher Name, der die Bedeutung eines Richters haben ſoll. Auch Danaus, Danaos ou Tanaos est une dénomination qui désigne à la lettre, le prince ou le seigneur de Tanis, ville du domaine des Pasteurs (der Hyckſos). Daher ſollen auch die Hieroglyphen

Digitized by Google

seyn, welche man unter Agesilaus im Grabmal der Alkmene fand. IV. Religion des Colonies. Da der Cultus des Neptun aus Libyen kam, so wird er als Inachisch gesetzt, geübt von den Telchinen; Here, welche nachher in Argos den Cultus desselben verdrängte, von Phoroneus besonders begünstigt, wird aus Phönicien oder Arabien abgeleitet. Juno sine dubitatione a Poenis Astarte vocabatur. Augustin. Locut. VII, 16. Außerdem brachten die Hycsos noch den Kinderfresser Kronos, auch Moloch, Baal, Ilos genannt, nach Kreta, Rhodus, Cypern und Griechenland. Die Entthronung durch Jupiter und den Titanenkrieg bezeichnet den Streit des neuen Zeuscultus mit dem Dienste des Kronos, und letzterer wird bis auf wenige Spuren verdrängt. Den Zensdienst verbreiten in Kreta die Daktylen, in Griechenland besonders Kekrops. Derselbe hatte den Cultus der Athene nach Athen gebracht, auf der Reise aber schon nach Cypern und Rhodus. Die Demeter führten nach Herodot die Danaiden in Peloponnes ein; allein er wird vernachlässigt, und 170 Jahre nach Kekrops verbreitet ihn von Attika aus besonders Erechtheus. Den Bacchus (Osiris) in phönicischer Form setzt Kadmus in Theben ein; Melampus verändert den Dienst 150 Jahre vor den trojanischen Begebenheiten, nicht weit von der Zeit, da Eumolpus zu Eleusis den Dienst der Ceres einrichtete. Mit vieler Klarheit werden die verschiedenen Momente der fremden Religionen hier aufgezählt, wiewohl auch zugegeben wird, daß nach der Einführung derselben noch alte Culte fortdauern. Auch nach dem Zeusdienste findet man noch den Kronos in Olympia, auch in Athen; selbst Menschenopfer, welche noch nach den Kolonien bey Lykaon die pariſche Chronik erwähnt: auch Tantalus und Pelops deuten dahin: ein Basrelief, wovon Fourmont eine Copie gehabt, mache glaublich, daß sie auch späterhin noch in Arkadien statt gehabt. Freret hat hier die Stellen des Platon nicht gegenwärtig gehabt, aus welchen dieses mit historischer Sicherheit erhellt. V. Mystères. Dieser Abschnitt führt nicht weit. Nachdem

Digitized by Google

mehrere Meinungen späterer Alten angeführt worden, nimmt Fr. diejenige als die wahrscheinlichste an, welche sich in den Schriften der Neuplatoniker, Plutarch, Plotin, Porphyrius, Jamblichus u. a. findet, daß die Symbole und Ceremonien der Mysterien den Augen der Uneingeweihten die Feyer einer erhabenen Religionsphilosophie verbargen, welche die alten Chaldäer und Aegypter gelehrt, jedoch mit mancherley Vermischungen, wie die phrygischen Metroa in Kreta, und daß diese Lehren keine andere seyen, als welche diese Schriftsteller als Pythagorisch und Platonisch aufstellen. S. 53, 54 sind scharfsinnig verknüpfte Muthmaßungen über das, was wohl Aeschylus aus den Mysterien möchte ausgesagt haben, aus Herod. II, 56, ferner Prometh. 964 vergl. mit einem orphischen Fragment bey Procl. in Tim. V, S. 291. Bedenkt man, daß Aeschylos Pythagoreer, in die Mysterien aber nicht eingeweiht war, so gewinnt auch hierdurch die Meinung, daß manche pythagorische Lehren mit den Mysterien übereinstimmten. Schön wird die Erzählung des Diod. Sic. V., daß in Knosos die Mysterien von Samothrake und Eleusis öffentlich gewesen, für falsch erklärt, als eine Stelle aus dem, alle Religion und allen Cultus gegen Wahrheit und Geschichte untergrabenden Euhemerus. VI. Origine des Grecs suivant la tradition Juive. Mit ungemeiner Klarheit dargestellt. Bekanntlich ist der Stammvater der Griechen nach der mosaischen Urkunde Javan (Ἰάων), Japhets Sohn, dessen vier Söhne, Elisa, Tharsis, Kittim und Dodanim mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit auf Elis, die Inseln, Macedonien und Dodona bezogen werden. Hierauf gibt Fr. viel, S. 67: „A ne considèrer Moïse que comme un simple historien, et en faisant abstraction du respect que la religion nous inspire pour lui, ses livres sont très-certainement ce que nous avons de plus authentique et de plus suivi pour l'ancienne histoire. Ils doivent être la règle par laquelle nous jugeron de la vérité ou de la fausseté des traditions historiques de toutes les nations; et lorsqu'elles s'accorderont

Digitized by Google

avec eux, je ne vois pas qu'on quisse raisonnablement s'en écarter." Allerdings iſt die Völkertafel der Geneſis eine ſehr alte Urkunde; und eine ähnliche Tradition findet ſich in den indiſchen Büchern. S. Görres Mythengeſchichte von Aſien B. 2 S. 547, nur daß dort ſtatt des Ararat die Höhe von Kaſchemire als der Ort angegeben wird, von wo die Verbreitung des Menſchengeſchlechtes ausgegangen; und wollte man auch ſagen, es erhelle aus dem alten Teſtament weiter nichts, als daß man ſpäterhin den Namen Javan in der Urkunde auf Griechenland bezogen, ſo ſtimmt doch auch Japetos, nach der Hellenen eigener Sage ihr Stammvater, mit Japhet, und der Name der Joner mit Javan vortheilhaft zuſammen. Daß die Joner nicht von Jon, Xuthus Sohn, genannt worden, wird man Fr. gern glauben, da offenbar die Perſon Jon um der Joner willen erdichtet iſt; nur iſt der Grund, daß dieſer Jon jünger ſey, den chronologiſchen Angaben nach, eben nicht ſehr triftig. Ueberhaupt können wir es nicht ganz billigen, daß Fr. der Hellenen Genealogien gar nicht berückſichtigt: es könnte ſich doch finden, daß die Sagen der Hellenen, obgleich die Namen der Familien erſonnen ſind, einen alten und hiſtoriſch wahren Grund hätten: gerade wie man die drey Söhne des Noah ſchwerlich als hiſtoriſche Perſonen anerkennen kann, ohne deshalb zu leugnen, daß die Sage von denſelben die Thatſache einer alten dreyfachen Theilung des Menſchengeſchlechtes enthalte. VII. Traditions des Grecs sur leur origine ancienne. Dieſer ideenreiche Abſchnitt geht aus von dem Gedanken, daß der Name Hellenen, welcher erſt nach dem trojaniſchen Kriege ſeinen allgemeinen und umfaſſenden Sinn erhalten hat, keineswegs Völker von einer von den Barbaren verſchiedenen Abſtammung und Sprache bezeichne, ſondern diejenigen, welche zu dem helleniſchen Verein gehören. Die Rechte der Hellenen beſtanden außer dem Antheil an den olympiſchen Spielen und Feſten in der Theilnahme an dem Amphiktyonengericht; dieſes bildete ſich zwiſchen der Auswanderung der Aeolier aus Theſſalien, 60 Jahre nach der trojani-

Digitized by Google

schen Krieg, und der Dorer, 80 nach ebendemselben; dieses Resultat ist scharfsinnig gezogen und belegt. Die Amphiktyonenversammlung im Frühling zu Delphi wird ohne hinlängliche Beweise als später angenommen, nämlich als eben so alt wie die pythischen Spiele, welche ungefähr 590 vor Christus anfangen: der delphische Tempel sey jünger, als man glaube; eine Behauptung, welcher sich eine Menge Gründe entgegenstellen ließen, wenn hier Raum zu einer Ausführung solcher Dinge wäre. Wir begnügen uns zu bemerken, daß Odyss. S. 80 keineswegs die einzige Stelle ist, wo der pythische Apoll erwähnt wird, daß also gar kein Grund vorhanden, jenes Stück mit Fréret für Einschaltung einer Rhapsodie zu halten; Il. ι, 405 wird ja des delphischen Apolls Tempel schon als der Inbegriff unermeßlicher Schätze angeführt. Der Herausgeber hat schon erwähnt, daß Pytho öfter vorkomme im Homer, als Fréret behauptet. Daß die olympischen Spiele, wie der Amphiktyonenverein, eine Einrichtung zur Herstellung der Ruhe und Eintracht, erstere zunächst für den Peloponnes gewesen, wird richtig bemerkt; desgleichen daß ungefähr zur Zeit des Heraklideneinfalls die Genealogien der Griechen über ihre Verwandtschaft ersonnen seyen. Als Grund wird angegeben, weil die andern Völker dadurch sich einen gewissen Antheil an dem Ruhme der Dorer hätten zuschreiben wollen. Statt dieses sehr unbestimmten Gedankens würden wir vielmehr die Ursache der Genealogiendichtung theils in den Sagen der verschiedenen Staaten, theils in demselben Bestreben suchen, welches die olympischen Spiele und den Amphiktyonenverein hervorgebracht, nämlich in dem, durch dergleichen Beweis der Verwandtschaft einen auf religiöse Motive, welche allein wirksam sind, gegründeten Frieden und Ruhe zu befördern: ein Zweck, dessen Erreichung die Staaten selbst begünstigen mußten, ohne deren Zustimmung oder gar Mitwirkung diese Dichtungen unmöglich so allgemein und herrschend werden konnten. Das nächstfolgende handelt insonderheit von den Pelasgern, von welchen behauptet wird, sie seyen von den Hellenen der Abstammung

Digitized by Google

nach nicht verſchieden; vielmehr ſey ihr Name bloß Benennung der uncivilisirten Griechenſtämme vor der Gründung feſter Staaten; und ſo wie ein Stamm zu einem civiliſirten Staate geworden, habe er auch einen eignen Namen bekommen, und werde nicht mehr mit dem alten der Pelasger bezeichnet: daher auch die Wanderungen der Pelasger verworfen werden. Fr. beruft ſich auf die Alten ſelbſt; zumal auf Herodot und Thucydides; aber Herodot wenigſtens behauptet das gerade Gegentheil, indem er Hellenen und Pelasger als ganz verſchieden, ſelbſt der Sprache nach, darſtellt. Im Ganzen dünkt uns jedoch Fréret's Meinung von der Einheit der Pelasger und Hellenen nicht unrichtig; nur iſt die Ausführung nicht gelungen, und die ganze Sache iſt ſo dargeſtellt, daß ſie nur auf Hypotheſen beruht. Wegen der Wanderungen der Pelasger geht Fr. in eine Kritik des Dionyſius von Halikarnaß ein, von welcher im 18. Bd der Denkſchriften der Akademie bereits ein ausführlicher Auszug gegeben iſt. Die Gründe, mit welchen gegen Dionyſius geſtritten wird, ſcheinen uns großentheils unhaltbar. Daß Thucydides und Herodot die Pelasger nicht als einen einzelnen Völkerſtamm betrachtet haben, iſt nicht einmal wahr; Herodot ſagt freylich von ihnen, ſie ſeyen nirgends herausgewichen; hieraus folgt aber noch nicht, daß ſie ſich beſonders von einer Stelle aus, Dionyſius und andere behaupten von Arkadien, vorzüglich verbreitet haben; und ganz beſtimmt ſetzt ſie derſelbe Herodot, wie oben bemerkt, als einen von den Hellenen verſchiedenen Stamm. Die Fragen, wie ſo wenige Pelasger des kleinen Arkadiens ſo viele Striche hätten bevölkern können, wie das durch ihren Abzug entvölkerte Land wieder beſetzt worden, wie ſie die Züge durch bereits civiliſirter Völker Land unternehmen, auf welchen Schiffen ſie über das Meer ſetzen konnten, dieſe Fragen kann man alſo von der Hand weiſen, indem man von der Wahrheit der Sache, wenn ſie ſich durch andere Gründe bewährt, auf die Möglichkeit ſchließen muß. Die Behauptung, daß die Archäologie des Dionyſius nur wie ein hiſtoriſcher Roman zu betrachten ſey,

Digitized by Google

wird durch die Widerlegung einzelner Partien noch nicht erhärtet. Jederman wird zugeben, daß das, in Hexametern und in einem ganz ausgebildeten Griechischen verfaßte dodonäische Orakel, in welchem sogar der ungriechische Ausdruck Σατόρνιος αἶα vorkommt, später verfertigt sey: aber ist hiermit erwiesen, daß bey seiner Abfassung keine alte Tradition zum Grunde gelegen? Selbst daß Spina nicht von den Pelasgern gestiftet worden, ist nicht unwiderleglich dargethan. Wenn Spina pelasgisch war, sagt Fr., warum sandte es den Zehnden der Beute nicht nach Dodona, wovon es ausgegangen, sondern nach Delphi? Abgerechnet, daß man nicht wissen kann, ob sie dazu nicht irgend Grund gehabt, so kann man sogar zugeben, daß diese Behauptung des Dionys ein Irrthum sey, wozu ihn seine Quelle verleitet; ist deswegen auch das Uebrige falsch? Die Kapelle der Spineten zu Delphi, fährt Fr. fort, war ein Theil des, von den Amphiktyonen erbauten Tempels nach Strab. IV, S. 214, IX, S. 421, Plin. III, 16. Spina aber ist nach Dionys von den Barbaren, also von den Galliern, etwa 600 J. vor Christus zerstört; folglich ehe jener Tempel gebaut wurde; wer wird den Spineten ihre Kapelle wieder aufgebaut haben? Allein Fr. beweist gleich selbst, daß Spina noch zur Zeit des Skylax, also unter Philipp, Alexanders Vater, als eine hellenische Stadt vorhanden ist; die neuen Spineten konnten also, da sie ihre Stadt wieder hergestellt, auch die Kapelle wieder errichtet haben. Doch mag Spina gegründet haben, wer da wolle, so sieht man deutlich, daß, nach des lesbischen Hellanikus Aussage, die Pelasger bey dem gleichnamigen Flusse gelandet (S. 22, 27), und daß ihnen darum die Gründung jener Stadt konnte zugeschrieben werden, zumal da sie dort sollen ihr Schiffslager gehabt haben. Daß frühzeitig aus Griechenland Einwohner nach Italien gekommen, will Fr. auch nicht leugnen; nur gibt er die einzelnen Wanderungen nicht zu, und setzt an die Stelle derselben wiederum seine Hypothesen, daß die alten Einwohner Italiens vor der Bildung einzelner mit besondern Namen ausgezeichneten Staa-

ten, von den Griechen Pelasger genannt worden. Schließlich wird diese Benennung etymologisch erklärt als einerley mit παλαίχθων, von πέλιος alt, πελάγων, γέρων Hesych., πέλλος, πρεσβύτης ebendas., u. dgl., wie Γραῖος, Γραικὸς von γραῖος, γραϊκὸς, γραῦς u. dgl. eine an sich sehr wahrscheinliche Ableitung, welche jedoch keinen historischen Grund für den aufgestellten Satz gibt, da ja auch so die Pelasger als älterer Stamm von den Hellenen könnten verschieden seyn. Im Folgenden behauptet Fr., um den Dionysius gänzlich zu widerlegen, derselbe habe die Erzählungen von den griechischen Pelasgern auf die italischen übergetragen, die Tyrrhener in Thracien mit den italischen, Krestona (Herodot. I, 57. Thuc. IV, 109) mit Kortona verwechselt: eine Verwechselung, welcher Herodot zuvorkommen gewollt, wenn er I. 94 den Zusatz mache, daß die Tyrrhener in Italien den Ὀμβρικοῖς benachbart seyn. Diese ungeheure Anklage wird durchaus nicht erwiesen; aber freylich hat Dionysius S. 23 Kortona mit Krestona im Herodot verwechselt, zweifelsohne von einer falschen Leseart verleitet, ohne daß er jedoch seine übrigen Gründe von dieser Stelle abhängig gemacht hätte. Den Thucydides führt er ganz richtig an; daß die Pelasger aber, nachdem sie beym Flusse Spina gelandet, Kortona gebaut, ist nur nicht aus dieser Verwechselung des Dionys, sondern aus einer deutlichen Stelle des Hellanikus von Lesbos (S. 22) genommen; und Fr. Beschuldigung ist demnach ganz ungerecht. Schön wird S. 91 bemerkt, daß in der hesiodischen Theogonie zu Ende die Stelle von Argrius, Latinus und den Tyrrhenen eine spate Interpolation sey, da weder Dionys, noch Strabo dieselbe gekannt hätten. Uebrigens behauptet Fr., und Dionys hat dasselbe gethan (S. 21, 5, S. 22, 45 ff.), daß die eigentlichen Tyrrhener in Italien von den Pelasgern verschieden seyen: Dionysius erklärt die Verwechselung der Namen daraus, daß man die Pelasger Tyrrhener genannt, weil sie lange in Tyrrhenia gewesen, und von da zum Theil sich wieder nach Griechenland verbreitet; Fr. setzt dagegen die Hypothese, die Griechen hätten die Etrusker

Digitized by Google

Tyrrhener genannt, weil ſie dieſelben mit den im Etruskiſchen wohnenden Agylläern oder Cäriten verwechſelten, welche Herodot I. 167, Tyrrhener nennt, und welche als pelasgiſch angeſehen werden: Pelasger aber und Tyrrhener ſind den Griechen gleichbedeutend. Das letztere lernt Fr. eigentlich erſt aus Dionys, und der ganze Unterſchied zwiſchen beyden iſt hier unbedeutend. Wegen der Aegylläer vermißt man den Beweis, ſo wie den Grund, warum man ſich nicht bey der Bemerkung des Dionyſius beruhigen könne. S. 92—98 enthält intereſſante Ausführungen über Cäre, welche jedoch für den Hauptgegenſtand ohne weitern Erfolg ſind. Aus dieſen einzelnen Bemerkungen kann man bereits ſehen, daß Fr. Kritik nicht ganz unparteyiſch iſt, wir müſſen aber noch darauf, beſonders aufmerkſam machen, daß ſelten der griechiſche Kritiker ſelbſt ſpricht, ſondern daß er meiſt andern folgt; Fr. müßte alſo auf die Geſchichtſchreiber ſelbſt losgehen, und letzterer, obgleich in einige Irrthümer verwickelt, hat das Meiſte mit Stellen belegt. Es iſt wahr, Dionyſius will beweiſen, daß die Römer nicht Leute ohne Heerd, Irrfahrer und Barbaren, und nicht einmal frey geweſen (S. 4, 23 Sylb.); dieſe irrige Meinung will er ſeinen Landsleuten benehmen, und ihnen die Wahrheit beybringen über die Gründer der Stadt, wer ſie waren, wie ſie zuſammenkamen, und durch welche Unfälle ſie ihre väterliche Heimat verließen, ſie ſeyen aber Griechen geweſen, und nicht von den ſchlechteſten Stämmen (ebendaſ. 37). Da aber Einige ſeyn möchten, welche den Hieronymus, oder Timäus, oder Polybius, oder ſonſt einen, welche ungenauer darüber geſchrieben, könnten geleſen haben, und welche glauben könnten, er habe das erfunden, und fragen, woher ihm ſolche Kenntniß zu Theil geworden, ſo wolle er ſeine Quellen nennen, nämlich theils die mündlichen Unterredungen mit den gelehrteſten Römern, theils die Geſchichtsbücher des Porcius Cato, Fabius Maximus, Valerius Antias, Licinius Macer, der Aelier, Gallier, Calpurnier u. a. (S. 6, 30). Ich fange die Geſchichte an, ſagt er (S. 7, 7), von den älteſten Mythen

welche die frühern Geschichtschreiber übernommen haben, da sie ohne große Mühe schwer ausfindig zu machen sind. S. 11, 25: „Wer aber leicht geneigt ist, die Sagen über alte Geschichten ohne Prüfung anzunehmen, der darf auch nicht leicht geneigt seyn, sie für Ligurer, oder Umbrer, oder andern Barbaren zu halten, sondern abwartend das folgende, mag er das überzeugendste aussondern.“ Man erkennt schon in diesen Aeußerungen den redlichen Mann, welchem es um Wahrheit allerdings zu thun war, wenn er gleich nicht selten in Irrthümer und falsche Ansichten verfallen ist, welche er mit vielen seinesgleichen theilte. Auch im Folgenden beruft er sich überall aufs Deutlichste auf die Zeugnisse der Sage, wie S. 7, 37 bey den Sikelern, παλαιότατοι τῶν μνημονευομένων λέγονται u. s. w. und er geht nicht über diese hinaus: τὰ δὲ πρὸ τούτων οὔθ' ὡς κατείχετο πρὸς ἑτέρων, οὔθ' ὡς ἔρημος ἦν, οὐδεὶς ἔχει βεβαίως εἰπεῖν. Wenn er der Darstellung wegen auf eine freylich unkritische Weise manches ergänzt hat, so thut dieß seinen durch Zeugen bewährten Erzählungen keinen Eintrag; und es ist unbegreiflich, wie Fr. übergehen konnte, daß Dionys über die Aboriginer sogar die verschiedenen Meinungen anführt (S. 8 unt.), und für ihren griechischen Ursprung sich auf Porc. Cato und C. Sempronius beruft (S. 9, 7), zugleich bemerkend, daß sie, wiewohl sie einen hellenischen Mythos folgten, keinen hellenischen Schriftsteller als Gewährsmann anführten, wogegen er selbst (S. 10) sich auf Sophokles, Antiochus von Syrakus, einen sehr alten Schriftsteller, und Pherekydes von Athen stützt, welche eine uralte Wanderung der pelasgischen Oenotrer und Peucetier aus Arkadien nach Italien bezeugen; und wie Fr. ferner verschweigen konnte, daß Dionysius demungeachtet den pelasgischen Ursprung der Aboriginer nur hypothetisch aufstellt (S. 10, 11). Auch in Betreff der Wanderungen der Pelasger beruft er sich auf die Mythen und Schriftsteller; das obengenannte dodonäische Orakel ist doch offenbar aus dem dortigen Tempel, wie Dionys mit eines namhaften Römers Zeugniß beweist;

Digitized by Google

die Vertreibung der Sikelier aus Italien bezeugten Philistus und Hellanikus, welcher die Zeit ihrer Vertreibung durch die Oenotrer nach den Tafeln der argivischen Priesterinnen bestimmte. (S. 22, 18). Endlich sogar die Art, wie Dionys die thessalischen Pelasger in Italien untergehen läßt, worüber sich Fr. lustig macht, ist fast wörtlich aus Myrsilos von Lesbos (S. 19, 17. von demselben s. S. 22). Alles dieses läßt uns den ehrlichen Dionysius in einem ganz andern Lichte erscheinen, und rechtfertigt ihn wenigstens gänzlich gegen die harte Beschuldigung einer romanhaften Erdichtung geschichtlicher Thatsachen. Wie hatten überhaupt in diesem Abschnitt mehr Aufschluß zu finden gehofft, als wir wirklich gefunden. VIII. Origine des peuples de l'Asie mineure et de leur langage. Ein sehr interessanter, aber freylich auch wenig strenge Beweise enthaltender Artikel, dessen Resultat ist, daß von Armenien bis an die Donau, oder die Gränzen der Kelten Eine Sprache herrschte, von welcher die griechische ein besonderer Dialekt war. Daß, wie S. 104, 105 behauptet wird, der Ausdruck πρὸ τῶν Τρωϊκῶν auch heißen könne: vor Erbauung von Troja, scheint uns unglaublich, und wird auch durch die beygebrachte Stelle des Diodor nicht erwiesen. IX. De la langue Grecque et de ses dialectes. Der Hauptsatz dieses Artikels, welcher neben manchen trefflichen Gedanken viel Schiefes, Gewöhnliches und Unsicheres enthält, geht dahin, zu zeigen, daß der slavische Sprachstamm, worunter das Illyrische, Bulgarische, Böhmische, Polnische und Russische begriffen werden, mit dem Griechischen in der nächsten Verwandtschaft stehe. Daß die Slaven eigentlich die Abkömmlinge der alten Geten und Sarmaten seyen, wollte Fr. in einer spätern Abhandlung erweisen: und da er schon im achten Abschnitt die Geten mit zu jenen Nationen gerechnet, welche jene von Armenien bis an die Donau reichende griechische Sprache gesprochen, so kann die erstere Behauptung nicht mehr befremden; eben so wenig ist aber durch diese Auseinandersetzung irgend etwas Bedeutendes gewonnen, so wie der darauf folgende Beschluß der Abhandlung (conclusion)

Digitized by Google

kein neues Resultat zeigt. S. 134—139 folgt eine Addition sur la chronologie Egyptienne, welche wir füglich übergehen können, da wir dieser, viele merkwürdige Seiten darbietenden Untersuchung über den Ursprung der Griechen ohnehin schon einen beträchtlichen Raum gewidmet haben.

An dieselbe reiht sich an: Essai d'une Paléographie numismatique. Par J. J. Barthelemy. Deuxième partie. S. 140—208. Der erste Theil dieser gelehrten Untersuchungen war von dem verstorbenen Barthelemy bereits vor beynahe vierzig Jahren im 24. Bd. der Denkschriften der Akademie herausgegeben, und während dieser ganzen Zeit beschäftigte er sich, wenn gleich durch mannigfaltige Arbeiten unterbrochen, mit der Fortsetzung, ohne daß er jedoch das Ganze vollendet hätte; auch fand man in seinen Papieren weiter nichts, als einige Fragmente, welche als Anhang beygefügt sind. Da diese Abhandlung, voll feiner Bemerkungen und gelehrter Combinationen keinen Auszug leidet, so begnügen wir uns die Rubriken anzuzeigen: 1. Temps où l'on ne trouve plus sur les monnoies Grecques l'aire en creux. II. Temps auquel a commencé l'usage des aires en creux. III. Des types, des inscriptions, et de la forme des lettres, besonders auf Athen bezüglich. IV. Médailles de la grande Grèce, von Pixus und Siris, von Metapont, Sybaris und Thurium, Laos, Kaulonia, Kroton, nach drey Epochen, Posidonia, nach zwey Classen, Tarent, Rhegium, Thurium, Velia, Neapel, Kumä, Lokri Epizephyrii, Kapua; einige Worte über die Münzen des Anaxilas von Messene; endlich etliche Fragmente über den Werth des Dareikos, Kyzikenos, über den Sold der Truppen, über die goldnen Stater der Athener. Diese Fragmente enthalten meist bekannte Sachen, oder sind noch zu keinem Resultate gediehen, wozu sie Barthelemy wahrscheinlich erst verarbeiten wollte; insonderheit wünschten wir darin Aufklärung über das attische Talent Goldes, welches so oft erwähnt wird, und worüber hier nur widersprechende Stellen und Meinnngen gesammelt sind, welche die Sache noch unkla-

Digitized by Google

rer machen, als sie an sich ist. Zum Beschluß sind einige kurze Nachrichten über Barthelemy's Leben hinzugefügt. — Observations sur les causes et sur quelques circonstances de la condamnation de Socrate. Par N. Fréret. S. 209—276. Gelesen im J. 1736. Der Gegenstand ist in dieser Abhandlung, wie schon der Umfang gezeigt, mit einer großen Fülle der Gelehrsamkeit, mit vieler Umsicht und Forschungsgabe behandelt; aber auch mit einer Weitläufigkeit, durch welche die Geduld des Lesers geprüft werden könnte, wenn nicht die eingestreuten einzelnen Untersuchungen und seltenen Notizen einigermaßen entschädigten. Im ersten Theile wird ausführlich und gründlich erwiesen, daß die Sophisten an der Verurtheilung des Sokrates durchaus keinen Antheil hatten, wie doch viele Schriftsteller, insonderheit durch eine Stelle des Aelian verführt, die Sache darstellen. S. 212—214 ist eine gelehrte Ausführung über Anytus, welcher als ein bedeutender Mann, der sogar Archon gewesen, und in sehr großen Ansehen stand, dargestellt wird, vorzüglich nach den Zeugnissen der Redner, indem die übrigen Stellen keineswegs vollständig gesammelt sind. Auch über Melitus wird gut gehandelt, und Aristophanes, wie zu erwarten war, von allem Antheil an dem Handel freygesprochen; eine Erörterung, die freylich jetzo zu spät kommt. Ueber Menon von Larissa S. 218 war mehr zu sagen; Fr. hat nicht einmal die Anabasis des Xenophon über ihn nachgesehen. Von der Manier des Platon hatte Fr. offenbar keine hinreichende Kenntniß; sonst konnte er nicht die Zeit des Gespräches zwischen Sokrates und Anytus daraus bestimmen wollen, daß im Menon der Tod des Protagoras angeführt wird: denn daraus folgt, streng genommen, nur soviel, als sich schon von selber versteht, daß nämlich, als Platon das Gespräch schrieb, Protagoras schon gestorben war. Doch erhellt S. 277, daß Fr. die Anachronismen des Platon gut kennt. Uebrigens ist es nicht zu verwundern, wenn Platon öfters sehr übel abgefertigt wird; so wird S. 223 gesagt, daß die Apologie gegen den Geist des Sokrates und gegen die Wahrheit dessen,

Digitized by Google

was sich zugetragen, geschrieben sey: eine Behauptung, welche auch bey Einigen unter uns, die wir den Platon besser kennen sollten, Eingang finden wird. Lustig klingt die Aeußerung S. 228: „quoiqu'il soit vrai que Platon lui-même ait été une espèce de sophiste, et qu'il philosophât comme eux ostentationis causâ." Ebendaselbst wird vermuthet, Sokrates habe keinen solchen Gegensatz gegen die Sophisten gebildet, wie Platon dargestellt; Gorgias habe sogar dieselben Ideen über die Erziehung gehabt, wie Sokrates; letzterer sey selbst beym Prodikus in die Lehre gegangen, wie aus dem Axiochus erhelle, der sonderbarer Weise vielleicht älter als die platonischen Gespäche und auch glaubwürdiger seyn soll! Daß Platon das, was wir aus dem unechten Axiochus lernen sollen, selbst an mehreren Stellen gesagt hat, beweist deutlich, daß es der Abneigung des Sokrates gegen die Sophisten nicht widerspreche; und wenn Aristophanes, wie Fr. zeigt, dem Prodikus nicht minder als dem Sokrates übel mitgespielt hat, so ist dieses ganz erklärlich daraus, daß eben die Athener den einen wie den andern für einen Sophisten hielten. Ja, in demselben Sinne, in welchem Sokrates ein Sophist genannt wird von dem Redner Aeschines, in demselben, in welchem Antiphon der Redner dem Thucydides ein Sophist heißt, mag es auch Platon immerhin seyn, wie er denn von Lysias auch genannt worden, Aristid. Orr. T. III, S. 517; eine Ehre, welche er mit seinen unsterblichen Lehrer und mit dem Sokratiker Aeschines theilt, und um Lysias und die übrigen Redner und Staatsmänner doppelt und dreyfach verdient hat; aber in einer andern Bedeutung diesen Titel zu widerholen, scheint eine schwere Versündigung an einem der ersten Genien der Menschheit. Am erstaunlichsten aber ist die Beschuldigung S. 230 daß die, nach Dionysius von Halikarnaß angeborne Eitelkeit des Philosophen der Akademie verwundet worden sey von dem Lobe, welches man den Sophisten gegeben, da er eben so große Ansprüche auf den Ruhm der Beredsamkeit gemacht, und daß er deswegen die Sophisten so schlimm dargestellt und behandelt

habe; seine Versuche in der Beredsamkeit (welche, mit Erlaubniß des Dionysius zu sagen, von ihm und dem Meisten gänzlich mißverstanden worden) zeigten hinlänglich, daß er in derselben bey weitem weniger, als in seinen Gesprächen, würde geleistet haben. So soll denn jede edle Bestrebung gleich aus der Quelle der Selbstsucht abgeleitet werden, und das bey einem Manne, dessen Schriften redende Beweise sind eben so sehr für die Güte des Herzens als die Tiefe der Wissenschaft! Doch solche Aeußerungen zeugen nur von gänzlichem Mangel an Kenntniß der Lehre und Darstellungsweise des göttlichen Philosophen; sie liefern aber ein Seitenstück zu Fr. oben widerlegter Beurtheilung des Dionysius, welchem er hier beyzupflichten für gut findet. Wenn übrigens S. 231 u. 269 zu Protagoras Ruhm angeführt wird, daß er den Beynamen Λόγος erhielt, wie Anaxagoras wahrscheinlich aus Scherz Νοῦς genannt wird (einen großen deutschen Philosophen würden seine Gegner, wenn sie witzig wären, ungefähr ebenso das Absolute nennen), so verdiente doch bemerkt zu werden, daß seine Landsleute, die Abderiten, ihm diese Ehre erzeugten, für welche es denn freylich kein höheres Ideal des λόγος geben mochte, als ihr Protagoras ihnen war. Vom zweyten Theile über den Fortschritt der Demokratie zu Athen und die wahren Ursachen der Verurtheilung des Sokrates gesteht Fr. selbst, daß er etwas weit aushole, hofft aber, daß man die Verbindung seiner Untersuchungen mit dem Gegenstande der Abhandlung entdecken werde, wenn man sehe, daß Sokrates einzig das Opfer seiner Spöttereyen über die demokratische Verfassung des Staates geworden. Die Uebersicht des allmäligen Wachsthums der Volksgewalt ist lichtvoll; vollendet wurde sie bekanntlich in Perikles Zeit durch den Sturz des Areopagus, und die Einführung einer Art von Besoldungen für die öffentlichen Aemter, wodurch jedem Aermern der Zutritt möglich wurde; auch brachte Perikles durch den Krieg und die öffentlichen Bauten den Schatz des Staates in die Hände der Einzelnen, deren Wohlstand daher wuchs; es kam nämlich dadurch eine

Digitized by Google

Menge Geldes im Umlauf, daher auch der Preiß des Getrai-
des so sehr stieg, daß der Medimnus, welcher unter Solon
eine Drachme gegolten, nunmehr drey kostete. Nach der Re-
gierung der 400 und der 5000 und der Rückkehr des Alkibia-
des erscheint die Demokratie wieder vollständig, und ganz ochlo-
kratisch wirkt die Volksgewalt in dem Proceß der zehn Feld-
herrn, welche die Schlacht bey den Arginusen gewonnen, in
welcher Sokrates derselben als Epistate kräftigen Widerstand
leistete. Fr. verweilt bey diesem Zeitraum lange, und besonders
bey der Umwälzung der Verfassung zur Zeit der Dreißige, um
dadurch den Zustand der Dinge und die Stimmung des Volkes
bey der Verurtheilung des Sokrates, viertehalb Jahre später,
ins Licht zu setzen. Hiernächst schließt Fr. mit Recht, daß
Sokrates wegen seiner antidemokratischen Gesinnung verurtheilt
wurde, da man ihm Schuld gab, die ἀρχὰς κναμευτὰς für
unsinnig erklärt zu haben, und das Verderben, welches Alki-
biades und Kritias über den Staat gebracht hatten, von den
Grundsätzen ableitete, welche sie aus ihrem Umgange mit So-
krates eingesogen hatten. Auch Aeschines (ad Timarch.
S. 287) bezeugt, daß man ihn besonders verurtheilt wegen der
Bildung, welche Kritias von ihm empfangen. Hierauf bezieht
sich also besonders das διαφθείρειν τοὺς νέους. Aus dem
Grunde einer Antastung der Demokratie ward auch Phokion,
obgleich ein hochverdienter Staatsmann, zum Tode verurtheilt;
und man konnte dieses unter dem Schein des Rechtes nach
solonischen Gesetzen. Warum man jedoch den Sokrates nicht
geradezu der Verletzung des Demokratie, sondern der Verder-
bung der Jünglinge und der Irreligiosität angeklagt habe, er-
klärt Fr. S. 264 befriedigend, besonders aus der Amnestie.
S. 264—267 zeigt er, was nachher auch von andern in
Deutschland erwiesen worden ist, daß nicht vom Areopag, son-
dern von einer Heliäa das Urtheil gesprochen wurde, nach
Max. Tyr. Diss. 39, Athen. XIII, S. 611, womit über-
haupt alle Umstände zusammentreffen. Uebrigens finden sich
auch in diesem Abschnitte wieder heftige Klagen über Platon,

Digitized by Google

S. 245, 246, 259, 267, 268; z. B. daß er den Kritias wegen seiner Verwandtschaft mit ihm so vortheilhaft darstelle; was gingen denn aber den Platon die politischen Verhältnisse des Kritias an, und kann man denn leugnen, daß Kritias jene hohe Geistesbildung, welche ihm Platon zuschreibt, gehabt habe? Ferner daß Platon im Menon von der Verurtheilung des Protagoras keine Notiz nehme: ein Vorwurf, welcher um so ungerechter ist, da dieselbe den Ruhm des Protagoras außer Athen eher vermehren, als vermindern mußte, wie gewiß Fichte durch die falsche Anklage des Atheismus eher berühmter, als verdunkelt worden ist: ganz ungereimt wird aber die Beschuldigung dadurch, daß ja Protagoras seinen Ruhm und sein Ansehen wirklich bis kurz vor seinem Ende behauptet hat, da die Beschuldigung des Atheismus und die Verbrennung seiner Schriften ohne Zweifel so kurz vor seinem Tode sich ereignet hat, daß Platon nicht nöthig hatte, beyde Zeitpuncte genau zu unterscheiden. Die Angriffe auf die Platoniker S. 269 ff. mögen zum Theil gegründet seyn, wiewohl sich gegen Einzelnes viel erinnern ließe. Der Beschluß enthält noch mehrere gute Gedanken, welche wir übergehen, um noch einige Worte zu sagen über die Addition sur l'âge de Protagore et sur la date de sa condamnation, S. 277—282. Das Resultat ist eben das Bekannte, daß der Sophist Ol. 92, 1 unter der Regierung der 400 verurtheilt wurde; dieses konnte aber mit drey Zeilen statt mit drey Blättern abgethan werden. Uebrigens halten wir diese Annahme noch nicht für zuverlässig, indem Pythodorus der Ankläger, εἷς τῶν τετρακοσίων (Diog. L. IX, 5), nach einer Bemerkung in der J. A. L. Z. 1809 S. 168, ihn auch später kann belangt haben; denn dieser Pythodor war auch nach der Regierung der 400 noch ein bedeutender Mann im Staate, wenn er anders derselbe ist, welcher unter den Dreißigen Archon eponymus war (Xenoph. Hell. II, 3, 1. Athen. VI, S. 234. F. Lysias Or. VI). Der Proceß mit Euathlus, welcher bey Fr. durch einen Druckfehler Evanthles heißt, ist offenbar ein anderer, der aus dem Gellius

Digitized by Google

bekannt ist, und gehört folglich nicht hierher. — Mémoire sur quelques inscriptions inconnues, ou publiées inexactement: extrait de la relation du voyage littéraire fait dans le Levant. Par J. B. G. d'Ansse de Villoison. S. 283—344. Die hier mitgetheilten Inschriften sind großentheils aus den Inseln des Archipelagus, deren Villoison 34 besucht hat, meist Grabschriften, oder eingemauert in die jetzigen Gebäude der Türken und Griechen, welche die alten Steine benutzen, einige sogar auf rohen Feldsteinen, so daß man von Hellas wahrhaft sagen kann, Nullum sine nomine saxum (S. 309), obgleich alljährlich soviel zerstört und weggenommen wird (auch die Russen haben in dem vorhergegangenen Kriege viele Inschriften fortgebracht). Die Aufschriften sind größtentheils aus den Kaiserzeiten, viele auch christlich, sehr wenige lateinisch, die griechischen aus allen Hauptdialekten, etliche sogar in gemischter Sprache aus mehrern Dialekten. In Lakonia und Arkadien sind wenig Inschriften, dort waren sie sogar durch die lykurgischen Einrichtungen beschränkt (S. 310), und was in Arkadien war, hat Fourmont, wie er selber sagt, zerstört; welches V. aus dem Zeugniß griechischer Greise bekräftigt. Doch fand V. bey Tripolissa in Arkadien ein glücklicherweise in seiner Art einziges Monument, eine Pyramide von 3000 Albanoserköpfen, welche der Kapudan Pascha in dem Russenkriege hatte abschlagen lassen: die Schädel waren mit Kalk und Mörtel verbunden. Manche artige Bemerkung über Sprache und Alterthümer und viele zerstreute Notizen über den heutigen Zustand des Landes und die Schicksale seiner Reise machen diese Denkschrift anziehend, in welcher übrigens die Gegenstände an einem sehr losen Faden zusammengereiht sind, auch Einiges wiederholt erscheint, was schon in Villois. Prolegg. in Hom. gesagt ist; doch hat Hr. Dacier das Ende, welches dort schon bekannt gemacht war, mit Recht weggelassen. — Den Beschluß des ersten Bandes machen Observations sur la situation de quelques peuples de la Belgique, et sur la situation de quelques places de ce pays lors de la conquête par les Romains, par N. Fréret,

Digitized by Google

S. 435—457, gelesen im J. 1746, welche geschrieben scheinen als Antwort auf Levesque de la Ravalière Eclaircissemens sur un passage du IV. livre de la guerre des Gaules, par César, wovon ein Auszug ist in der Hist. de l'Acad. T. XVIII, S. 212. Nach einer allgemeinen Beschreibung von Gallia Belgica folgt eine kurze Uebersicht der Züge des Cäsar in den verschiedenen Theilen desselben, mit mehrern für das Verständniß des Cäsar wichtigen Ortsbestimmungen.

Uebrigens haben wir hier nur diejenigen Abhandlungen herausgehoben, welche das classische Alterthum betreffen; noch enthält aber dieser Band außer den oben angeführten Auszügen zweyer Abhandlungen zwey vollständige Denkschriften, observations sur les Sares de Chaldéens von De Guignes, und Mémoire concernant l'origine du Zodiaque et du Calendrier des Orientaux et celle de différentes constellations de leur ciel astronomique S. 345—435 von welchen in der Folge Gelegenheit seyn wird zu sprechen.

Guido von Isidorus Orientalis. Mannheim in der Schwan- und Götzischen Buchhandlung. 1808. S. 360. (3 fl. 12 kr.)

„Graut Liebchen auch vor Todten?
Ach nein, doch laß die Todten."

In der That läßt sich dem Verf., wenn er seinen Lesern die Frage in der ersten Zeile thut, keine andere Antwort geben, als die in der zweyten. Der Todte, von dem hier die Rede ist, ist ein gar würdiger, in mancher Beziehung uns theurer Geist, dessen frühes Scheiden von der Erde wir alle innigst betrauern: Novalis. Doch eben, um dieser Liebe willen, „laß die Todten", damit ihr Andenken uns bleibe in erfreulicher Klarheit, und nicht ein Zerrbild sich daneben stelle, wenn wir an manche seiner reinen und sinnvollen Erzeugnisse gedenken.

Digitized by Google

Die Poesie mancher neueren deutschen Dichter ist nichts weiter, als eine bloße mechanische Fertigkeit, oder eine Angewohnheit, völlig so, wie man sich etwa gewöhnt, täglich zu einer bestimmten Zeit einen Spatziergang zu machen, oder gar, wie man etwa nach und nach dazu kommt, Tabak zu rauchen, oder zu schnupfen, was man hinterher durchaus nicht mehr lassen kann. Dergleichen Rauchwolken sind aber keineswegs ein würdiges Rauchopfer für die Musen, und es ist ein Glück, daß sie, wie billig, keine Notiz davon nehmen.

Die erste Anforderung an einen Dichter möchte, unsers Erachtens, wohl die seyn, daß er sein eigenes Leben lebt, und aus der eignen Brust dichtet. Auf diese Weise beurkundet sich die productive Kraft, die aber den meisten unserer neueren Dichter so spärlich zugemessen ist, daß sie immer nur nebenbey gehen, und die Töne, die wir so eben von dem Meister rein und harmonisch hörten, gleich darauf unbeholfen und widerwärtig nachmachen. Die kleine Sphäre ihrer Begriffe und Ansichten ist so geschlossen, so versteinert, möchten wir sagen, daß nichts Originales, nichts Lebendigwarmes mehr hinein geht. Daher die langweilige Monotonie unserer neuen Literatur, indem alle Freyheit gelähmt, und die Poesie einem gewissen eisernen Fatum, einer prästabilirten Disharmonie, untergeordnet ist. Wer jene Literatur kennt, wird wissen, daß im Grunde auch gar nichts Neues darin geleistet wird, und daß z. B. die Productionen von 1809 die Sache nicht weiter führen, als sie bereits 1799 geführt worden war. Man gehe selbst ins Einzelne, und man wird diese Prädestination finden. Wir wissen genau die Ansichten dieser neueren Dichter über Kunst und Poesie, Natur und Menschenleben, daher können wir denn auch mit Bestimmtheit vorhersagen, wie sie sich über einzelne Beziehungen und Verhältnisse derselben vernehmen lassen werden, um so genauer, da besagte Poeten immer an einen (wenn wir so sagen dürfen) Wörtergeländer hin gehen, was denn gar bequem ist, wenn auch langweilig genug. Deshalb hat es uns auch gar nicht frappirt, S. 180 dieses

Buchs den bekannten Fugger aus Augsburg also reden zu hören: „Der Handel ist eigentlich nichts anders, als ein mathematischer Krieg; Kriegslist gehört jetzt noch unter seine Hauptgrundsätze. Auch ist er der erste Schritt zu einer neuen unermeßlichen Rechnungsart, zur Dynamik der Geister.“ Guido, der bey einer so schönen Rede doch auch nicht zurück bleiben will, erwiedert: „Dagegen hat der Krieg lebendige Figuren für die Mathematik erfunden. Taktik und Musik müssen sich deshalb sehr nahe berühren. Vielleicht ist der Tanz das Symbol ihrer Näherung. Vielleicht lösen sie sich zuletzt auf in einen großen wahnsinnigen ewigen Tanz.“ — Guido wird nach dieser Rede von den Mädchen, die sich dabey nicht sonderlich erbauen, mit Brodkügelchen geworfen, was eben so unartig als unbillig erscheint, denn er konnte nicht anders. Jene zum Theil recht guten Gedanken Fuggers und Guidos sind seit 10 — 12 Jahren fest gestellt, und mit den Worten dafür liegen sie da: er muß sie aufnehmen. In den Klöstern war es Gesetz auf die Anrede: „Gelobt sey Jesus Christus“, „in Ewigkeit“ zu antworten, und von Willkühr konnte und durfte nicht die Rede seyn. Bey den neueren Dichtern tritt derselbe Fall ein: es ist ihnen fast alles gegeben worden, und sie wagen kaum, etwas zu schaffen, weshalb man ihnen mit dem häufig gehörten Tadel, es sey in ihren Schriften fast alles gemacht oder fabricirt, gewissermaßen noch eine unverdiente Ehre erweist. In ihrem Gehirne, das, um mit dem ewigen Shakspear zu reden, so trocken ist, wie Ueberrest von Zwieback nach der Reise, vermag sich kein eigner Gedanke mehr zu bilden, kein Licht erhellt, keine Wärme erfreuet und erquickt sie mehr. Nicht ganz so schlimm steht es mit Is. Orientalis, der hier und da allerdings ein nicht gemeines Talent darthut, Begriffe, Ideen und Anschauungen zu erschaffen und auszubilden, die von einem strebenden Geiste, von einem sinnigen Gemüthe zeugen. Nur müssen wir leider hinzusetzen, daß wenigstens die Hälfte jener Ideen nicht ihm gehört, sondern nur reproducirt ist. Woran es ihm aber in diesem Werke

Digitized by Google

noch ganz fehlt, ist die Gabe, die nur dem eigentlichen Dichter angehört, Charaktere zu bilden, die da wirklich Leben haben, Situationen zu erfinden und zu verschlingen, in denen sich jene Charaktere klar und erfreulich darstellen, und die einzelnen Theile zu bilden zu einem poetischen organischen Ganzen. Hiezu gebricht ihm selbst noch die technische Fertigkeit, die jetzt überhaupt sehr versäumt zu werden scheint, die der Hochmuth sogar oft für des Strebens unwerth erklärt. Der echte Dichter allein kann mit Göthe sagen von den Gestalten, die er schafft:

Es sind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, sie sind ewig, denn sie sind.

In diesem Werke begegnen wir nur Schatten, und zwar leider solchen, die eine starke Prätension mitbringen, für lebendige Wesen, für Menschen gelten zu wollen. Mit wahrem Vergnügen erklären wir indessen, daß wir bey unserm Verf. die Hoffnung nähren, er werde sich einst noch auf sich selbst besinnen, und in sich selbst Wurzel schlagen. In mehreren einzelnen Gedichten, die durch dieses Werk verstreut sind, sehen wir einen Geist die Flügel regen, der es wohl verdiente, nicht bloß für Momente sich frey zu fühlen. Wir zeichnen folgende Zeilen auf, weil sie uns beziehungsreich scheinen (S. 258 u. 259):

Wird die Plage nimmer enden,
Ist des Elends nicht genug?
Soll ein Wahn mich ewig blenden,
Der mit Blindheit alle (?) schlug?

Nein, ich will das Auge laben,
Und erweitern meine Brust,
Frieden will das Herze haben,
Fröhlich Schweifen ist mir Lust.

— — — — —

Laßt die Sorgen, laßt die Klage,
Werdet an der Sonne warm,
Wahrlich, reich sind alle Tage,
Nur die Blinden bleiben arm.“

Digitized by Google

Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. Berlin, bey Sander. 445 S. (2 fl. 8 kr.)

Göthe war, wenn wir recht rechnen, beynahe dreyßig Jahre als Schriftsteller aufgetreten, ehe er uns mit einer vollständigen Sammlung seiner Gedichte beschenkte, und unserm Schiller, welcher bereits 1781 die „Räuber" gab, mußte man im Jahre 1800 eine Ausgabe seiner Gedichte fast abringen und entwinden. Es scheint, als sahen diese trefflichen Männer das Zusammenwinden ihrer herrlichen, bis dahin nur einzeln gegebenen Blüthen zu einem mannigfach duftenden Strauß für ein süßes, heiliges Geschäft an, das nur mit inniger, wir dürfen wohl sagen, religiöser Sorgfalt verrichtet werden dürfe. Unsre neueren Dichter sind bey einem solchen Unternehmen von allen Bedenklichkeiten frey, sie schütten ihre Mappen aus, stürzen ihre Schreibtische um, und, was herausfällt, muß in die Druckerey wandern. Auf Velin gedruckt, thun ihre Werke dann wenigstens dem Betastungssinne wohl, wenn auch das Herz dabey unergötzt bleiben sollte, dann nehmen sie die staubigen Paradebetten der Leihbibliotheken auf, einige kritische Blätter sprechen ihr Veto, einige Freunde klatschen dagegen Beyfall, und in der nächsten Ostermesse ist die ganze Sache vergessen. Das ist das Loos des Schönen (?) dieser Erde.

Wir wollen gern glauben, daß es dem Herrn Grafen v. L. ein größerer Ernst um die Sache gewesen sey, als hunderte seiner poetischen Collegen des neunzehnten Jahrhunderts zu besitzen scheinen, dennoch kann der Vorwurf der Eilfertigkeit nicht von ihm entfernt werden, so wie der des Zu viel gebens. Wir erhalten hier nämlich 445 zwar elegant, doch eng gedruckte Seiten, die uns gar manche Dichtungsart, aber keine einzige wahrhafte Dichtung, im vollen Sinne dieses Wortes bieten. Dieses Urtheil kann sehr streng, ja hart scheinen, doch sind wir nicht im Stande, ein anderes zu fällen, wollen aber gar gern manches Lob, das sich etwa noch Ge-

dichten, die keine wahrhafte Gedichte sind, beylegen ließe, in Beziehung auf diese unsers Verf. hier niederlegen.

Ein genialer deutscher Schriftsteller warf einst aus dem Ueberflusse seiner Ideen den paradoxen Gedanken hin, es gäbe auch ein reines Denken ohne allen Inhalt; keineswegs ein Denken über irgend etwas, und wäre es selbst über das Denken selbst, sey hier gemeint, sondern wie gesagt, das durchaus leere, rein durchsichtige Denken. Die Sache schien uns ganz plausibel, denn wenn wir auch unser wahrhaftes Symbol, unter welchem wir uns bisher das Denken vorbildeten: „das Schweben des Geistes über dem Wasser" bey dieser Gattung des Denkens nicht gebrauchen konnten, so fanden wir doch gar bald ein anderes Bild dafür, etwa ein ausgeblasenes Ey, oder Seifenblase, doch ohne alles Farbenspiel. Dieses reine Denken ging nun auch in die Poesie über, doch fanden sich anfangs Schwierigkeiten, denn, wenn man Stoff zu einem Gedicht auch noch so dünn und gehaltlos nahm, immer war und blieb es doch Stoff. Fast möchte man indessen behaupten, man habe zuletzt doch das Geheimniß gefunden, und Gedichte geliefert, die eine bloße Form, oder lieber die bloße Form der Form mitbrachten. Dergleichen Gedichte schmeckten etwa wie feuchte Luft, oder wie schwacher Thee, der über Nacht gestanden.

Unser Verf., zwar ausgezeichnet vor manchem seiner Mitbrüder, gehört in sofern ihnen an, als auch er sich fast lediglich um die Gefälligkeit der Form bemüht, und da wir diese letztere, wie es sich von selbst versteht, in allen Ehren lassen wollen, so dürfen wir ihm von dieser Seite ein nicht geringes Lob beylegen. Ihm gelingt die Form des Sonettes, die von manchem deutschen Sprecher so sehr verkannt wird, ihm gelingt sogar zuweilen die schwere und mächtige Terzine, die freylich schon von Vielen versucht worden ist, doch nur von sehr Wenigen mit Glück. Leider gab aber der Verf. der Sonette ganzer zwey und siebenzig, eine Zahl, vor der man mit Recht erschrecken wird. Doch die Darstellung ist oft recht

brav, oft so wohlgerathen, daß man die Mittelmäßigkeit, oder gänzliche Unbedeutenheit des Dargestellten desto schmerzlicher empfindet. Um uns vor manchen Recensenten auszuzeichnen, denen man vorwirft, daß sie nur das Verfehlte und durchaus Schlechte aus einer Schrift anführen, wollen wir hier ein Sonett geben, welches unter allen in diesem Buche das beste zu seyn scheint, vielleicht das Beste aller bisher von unserm Verf. gelieferten poetischen Versuche. Es findet sich S. 320:

Die Stadt, wo ich so vieles Glück genossen,
So viele schöne Regungen empfunden,
Umgibt mich wieder; Jahre werden Stunden,
Nun mich die alten Freunde rings umschlossen.
Und alles grüß' ich, so wie Hausgenossen,
Und im Gedächtniß ging kein Ort verschwunden,
Und vieles find' ich, wie ich es gefunden,
Der alte Bund des Antheils ist geschlossen.
Doch, wie ich alle Häuser wieder nenne,
Die Fenster weiß, an welchen Freunde wohnen,
Bleibt eine Straße, die ich still durchwanke.
Dort steht ein Haus, an dem ich nichts mehr kenne,
Als seine Mauern, die die Jahre schonen,
Und seine Thür, einst meiner Sehnsucht Schranke.

Dürfte man den Ausdruck ein „Beynahe-Gedicht" gebrauchen, wir würden ihn auf dieses Sonett anwenden. Wenigstens zeigt es, daß in dem Verf. eine Empfindung wohnt, der er sich mit Freyheit vertrauen sollte. Deshalb hoffen wir auch, daß er bereits in wenigen Jahren diese Sammlung nicht mehr mit Zufriedenheit betrachten werde, am wenigsten aber die „Reise zum Parnaß" (S. 397), in der eine längst bekannte, fast vermooste Polemik sich hin und wieder recht breit macht.

Der Verf. nennt in diesem Werke Göthe und Flemming mit Auszeichnung. Was den Erstern betrifft, so rechnen wir ihm dieß nicht sonderlich an; indem dessen Vortrefflichkeit schlechterdings nicht verkannt werden kann; in Hinsicht Flemmings aber wollen wir ihn rühmen, daß auch er zu den Wenigen gehört, die den alten freyen köstlichen Dichter zu genießen verstehen. Doch — wir fragen Hrn. Gr. v. L. selbst — wie

Digitized by Google

würde Flemming, den die Poesie nicht etwa nur zuweilen überfliegt, sondern den sie innig und kräftig durchdrang, mit dieser Sammlung von Gedichten zufrieden seyn? Wie Opitz und Wekhrlin, die wir ihm bey dieser Gelegenheit empfehlen wollen, wie Dach und Gryph?

Erzählungen von August, Freyherrn von Steigentesch. Erstes Bändchen. Wien und Triest bei Geistinger 1808. 172 S. Zweytes Bändchen, ebendaselbst. 1808. 175 S. (2 Rthlr.)

Es kann sich zutragen, daß auch der Meister einmal irrt, daß er aus übertriebenem Hange zur Thätigkeit Stunden für seine Arbeit wählt, die der schaffenden Phantasie nicht günstig sind, oder auch, daß er für den Moment nun einmal tändeln will, und nichts als tändeln. So ergreift etwa ein sehr trefflicher Zeichner in der Dämmerungsstunde die Bleyfeder, und wirft in fröhlichem Uebermuth leichte Umrisse auf das Papier hin, unbekümmert, was daraus werden wird, sicher nur, daß wenigstens etwas daraus werden wird, da der Genius ihm niemals ganz abhold seyn kann. Wir wollen durchaus nicht grollen mit dem Meister, wenn ihm einmal diese behagliche Nachlässigkeit befällt: auch die Erzeugnisse dieser Stimmung werden noch mannigfaltigen Genuß gewähren, und oft von beziehungsreicher Wichtigkeit seyn; doch wenn der noch ungesicherte Anfänger, dessen Verdienst allein in unermüdlichem Fleiß und in dem steten besonnenen Zusammennehmen aller Kräfte bestehet, wodurch allein ihm möglich werden kann, einst etwas Bleibendes zu liefern, wenn ein solcher es wagt, sich nachlässig hingehen zu lassen, so werden nur eckigt schwankende Umrisse, widrige Kritzeleyen zum Vorschein kommen. Etwas Aehnliches ist dem Verf. dieser Erzählungen begegnet, die wir geradezu für verfehlt und verkehrt, ja sogar für gewisse noch ganz unreife Leser für gefährlich erklären müssen. Denn welch

Digitized by Google

eine Ansicht des Lebens und der menschlichen Verhältnisse ist es, die uns hier begegnet! Die Quintessenz wäre etwa folgende; das Leben ist ein aus tausend Fetzen zusammengeflickter Mantel, mit einigen wenigen Purpurstreifen verbrämt, die aber leider mit den Jahren abfallen, die Menschen treiben sich um einander herum, wie etwa auf einem geräuschvoll staubigen Maskenball, die Freundschaft ist nicht ganz zu verachten, weil man doch zuweilen, wenn man gegessen und getrunken hat, ein wenig schwatzen will, etwa über die Komödie von gestern, oder über das Feuerwerk, das morgen gegeben wird. Die Liebe ist auch durchaus nicht übel, doch wer mehr in ihr sucht, als die Lust des erwiederten Naturtriebes, verdient nur Spott und Hohn; von der Treue kann gar nicht die Rede seyn in den Jahren der blühenden Jugend, wo noch der mannigfaltigste Wechsel im Genusse offen steht, doch erscheint zuweilen im Alter eine Art von hohläugigem Gespenst, das sich Treue nennt. Ueber alles das muß man sich keineswegs betrüben, sondern einige Halbscherze bereit halten, mit denen die Trauer, daß es wirklich ein so gar sehr gemeines Ding mit dem menschlichen Leben sey, zu beschwichtigen ist, und in diesem Respect vor den sogenannten Wirklichen besteht eben ein großer Theil der Bildung für den gesellschaftlichen Verkehr. Die Philosophie fährt weiter fort: der Tod ist ein grauer garstiger Kobold, der zuletzt in den Saal tritt, und die Redoutenlichter auslöscht, wobey der üble Geruch nicht zu vermeiden ist; doch soll man den Gedanken an ihn nicht aufkommen lassen, damit des Lebens verworrener Genuß ungestört bleibe. Hierin ist nämlich der zweyte und letzte Theil der Bildung zu suchen.

Es versteht sich von selbst, das diese Ansichten in der vorliegenden Schrift nicht mit denselben offenen und freyen Worten ausgesprochen sind, als wir sie so eben aussprechen, aber verhüllt und dem Verf. selbst vielleicht nur halbbewußt sind sie hier allerdings zu finden, denn eine bequeme Behaglichkeit, mit denen sie zuweilen versetzt sind, kann uns nicht täuschen.

Digitized by Google

Wir belegen unser Urtheil zuvörderst mit der Hindeutung auf die Erzählung: „der Beruf“ (S. 33 ff.), in welcher ein recht klarer Spott mit dem Sittengesetz, in Beziehung auf die Verhältnisse der höheren zu den niedern Ständen, getrieben wird. Ferner, in der Novelle: „Zwey Tage auf dem Lande“, wird die unsägliche Schlaffheit und Leere zweyer Eheleute von höherm Stande mit Behaglichkeit dargestellt, in der man wahrlich nicht Ironie zu suchen hat. Die Erzählung: „die Tugend“, ist nur sehr klein, aber sie hat einen so tiefsinnig philosophischen Anfang, daß wir es für unsre Pflicht halten, denselben hier mitzutheilen, weil er unsre Ansichten von dem gesammten Werk rechtfertigen wird (S. 123 ff.):

„Ich glaube an die Tugend, sagte der Graf von Milden, und ich bin zu alt geworden, um meinen Glauben zu ändern.“

„Das sollen sie auch nicht, sagte seine Cousine, aber Sie machen keinen Unterschied in der Tugend, und darin haben Sie unrecht. Wie verschieden ist schon die Tugend auf den Alpen von der Tugend in der Stadt. Die eine blüht einsam auf, wie die Alpenrose und keine Hand streckt sich in der unwirthbaren Gegend nach ihr aus. Aber in der Stadt, lieber Graf, in der Stadt! auch die strengste Tugend hat ihre gefährlichen Augenblicke, und es ist nicht immer ihre Schuld, wenn sie sich erhält.“ Diese Cousine wird hinterher als eine gar wackre Person dargestellt.

Das Maximum der Widerlichkeit scheint indessen in der Erzählung: „Ewige Liebe“, erreicht zu seyn, in welcher zwey alt und kraftlos gewordene Eheleute sich die Geschichte ihrer wechselseitigen Ehebrüche mittheilen; welches von den beyden als recht artig und verständig angekündigten, abgestandenen Personen nicht ohne Scherzhaftigkeit durchgeführt wird. Sie schwören sich am Ende, nach sechs und vierzigjähriger Untreue, ewige Liebe und ewige Treue.

Im zweyten Theile wollen wir nur „das häusliche Glück“ auszeichnen, in dem uns abermals nur abgeriebene, hohle, ekelkokettirende Menschen begegnen, ob wir gleich noch mehreres

Digitized by Google

Andere anführen könnten, was das sittliche Gefühl, so wie das ästhetische Auge beleidigen muß.

Schließlich wollen wir, um gegen den Verf. jede Pflicht zu erfüllen, sehr gern einräumen, daß er nicht ohne Talent für die Darstellung sey, so wie auch, daß seine Schreibart oft leicht und gewandt sich fortbewege, obgleich auch hie und da Kraftlosigkeit und Zerflossenheit der Sprache unangenehm auffallen. Auch eine ganze Erzählung: „Die Nebenbuhlerin" (Th. I. S. 131 ff.), wollen wir als ziemlich gut erfunden gelten lassen. Doch eben dieses zuweilen hervortretende Talent machte ein längeres Verweilen bey diesem Buche nöthig, da wir es sonst nur mit rasch wegwerfenden Tadel belegt haben würden. Möchte Hr. v. St., von dem wir ehedem etwas Besseres gelesen zu haben uns erinnern, den Entschluß fassen, sich an sich selbst zu rächen, und durch ein gelungenes Werk das gegenwärtige in Vergessenheit zu bringen suchen.

Denkmale glücklicher Stunden, von Friedrich Rochlitz. Erster Theil. Mit einem Kupfer. Leipzig, Züllichau und Freystadt bey Darnmann. 1810. 424 S. (2 Rthlr.)

Bey dem Durchblättern der meisten neuen Producte, die sich auf dem Titelblatte als poetisch ankündigen, wird uns nicht anders zu Muthe, als befänden wir uns in einer übeln Gesellschaft, die um so roher, oder fader erscheint, je weniger sie es Wort haben will, daß sie so gar sehr roh, oder fade sey, und es ist dabey nur der einzige Trost zu finden, daß man nämlich durch ein rasches Zuschlagen des Buchs mit einemmale sich wieder in Freyheit versetzen kann, welches bey den ungedruckten schlechten Gesellschaften, in die man etwa einmal gerath, nicht so rasch und bequem zu bewerkstelligen ist. Eine Menge unsrer Schriftsteller scheint sich den Polonius im Hamlet zum Muster und Heiligen erwählt zu haben, und in-

Digitized by Google

dem sie mit unbehaglicher Breite in Gedanken und Sprache einhertreten, möchten sie gern die wirkliche (d. h. gemachte) Welt wie eine Keule gebrauchen, um damit die wahre Welt und die Poesie, welche in ihr wohnt, zu erschlagen. Eine noch größere Anzahl möchte Rec. mit dem Osrik in dem genannten Werke vergleichen, junge Herrn, die „wie Kibitze, noch mit der halben Eyerschale auf dem Kopfe, aus dem Neste gelaufen sind.“ Wenn auch Hamlet sie eine „Mücke oder Elster“ nennt, so macht sie das keinesweges irre, da sie hinreichend beschäftigt sind mit dem Anschauen und der Bewunderung ihrer Anmuth und Zierlichkeit. Höhl und matt, ver- oder zerschoben mag man sie immerhin nennen: das ficht sie nicht an, wenn man sie überhaupt nur nennt.

Gehen wir jetzt zu Hrn. R. und dem vorliegenden Buche über, so werden wir mit Vergnügen erklären, daß uns derselbe in eine recht gute und anständige Gesellschaft führt, so wie denn dieser Schriftsteller überhaupt weder zu der Partey des Polonius, noch zu der des Osrik gehört. Eher möchten wir ihn mit dem Horatio des genannten Werks vergleichen, denn sein Charakter, so wie er sich hier offenbart, ist milder Ernst und ruhige Besonnenheit. Seine Ansicht des Lebens ist nicht flach und gemein, wenn auch eben nicht tiefsinnig und groß, und es gelingt ihm die Darstellung manches Verhältnisses der Menschen, zu welchem die Welt selbst die Belege gibt.

Das Werk beginnt mit der Antigone, einer freyen Bearbeitung des sophokleischen Trauerspiels für die Bühne. Kenntnisse und Sorgsamkeit sind überall sichtbar, doch müssen wir gestehen, daß uns überhaupt keine freye Bearbeitung eines antiken Trauerspiels zusagen würde, ein Urtheil, das wohl auch ohne Auseinandersetzung der Gründe, wozu hier nicht der Ort ist, bestehen mag. In den „Betrachtungen, nebst Beylagen“ S. 197 ff. scheint der Verf. sich am freyesten zu bewegen, nur sollte er sich vor dem scherzhaften Tone hüten, der ihm fast immer zu versagen scheint. Dieß hat besonders dem „Städter und dem Landmann“ (264) so wie den Morgenbe-

Digitized by Google

trachtungen (272) geschadet. — Auszeichnung verdienen die Ansichten über Grauns Tod Jesu und Hendels Messias in den „Prüfungen", die überhaupt mit besonderer Liebe gebildet zu seyn scheinen, und billig nicht hätten Fragment bleiben sollen.

Ueber die frühesten universalhistorischen Folgen der Erfindung der Buchdruckerkunst. Eine Abhandlung, vorgelesen in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in München, als diese den Tag ihrer Stiftung zum funfzigsten male feyerte, am 28. März 1808 von J. Christ. Freyherrn von Aretin, Königl. Central-Bibliothek-Director. München, 1808. 50 S. 4. (12 kr.)

Der Werke über die Geschichte der Entstehung der Buchdruckerkunst ist beynahe eine unzählbare Menge; auch sind die Folgen dieser wichtigen Erfindung, in sofern sie sich auf alle Zeiten beziehen, erst vor wenigen Jahren noch meisterhaft in dem Programm entwickelt worden, welches die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Mainz über die Erneurung des Erfinders der Buchdruckerkunst herausgegeben hat. Aber noch immer fehlt eine philosophische Darstellung der ersten Eindrücke, die durch das unerwartete Erscheinen der neuen allgewaltigen Kunst, durch welche, nach Herder's Ausdrucke, die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen eine gesammelte und sichtbare Kirche geworden ist, in den Gemüthern der Zeitgenossen hervorgerufen wurden. Diesem Mangel hat der Frhr. v. Aretin durch die vorliegende Abhandlung auf eine Art abgeholfen, die ihm den Dank aller Freunde des philosophischen Geschichtstudiums verbürgt. Den Anfang macht ein mit fester Hand entworfenes Gemälde des Mittelalters nach seinen literarischen, kirchlichen und politischen

Digitized by Google

Beziehungen; ein Bild, das freylich mehr Schatten als Licht hat, aus welchem aber doch, gleich Sternen am umwölkten Himmel, die Namen eines Petrarca, Boccaccio und der Mediceer hervorglänzen, „deren herkulischen Arbeiten wir verdanken, daß wir noch jetzt die Luft des alten Griechenlands und Roms einathmen, daß wir mit Sokrates unter dem Schatten seiner Platanen ruhen, und mit Platon im Lyceum wandeln, daß wir noch jetzt von Homer's Idealen und von Plutarch's Helden begeistert werden, und von ebendenselben Lehrern Unterricht schöpfen, die einen Perikles und Scipio gebildet.“ Im Anfange des funfzehnten Jahrhunderts — mit dieser Bemerkung geht der Verf. zu seinem Thema über — war alles zu einem großen Schlage vorbereitet, und die Gemüther im Norden, wie in Süden verlangten heftig nach den Wohlthaten einer neuen Ordnung der Dinge. Aber sie konnten sich einander nur schwer mittheilen. Nun ward ein schnelles und allgemeines Mittel der Gedankenmittheilung erfunden — die Buchdruckerkunst. Ihre Geschichte von den ersten Anfängen bis zur Vollendungsperiode wird in gedrängter Kürze, aber vollständig erzählt, und Gutenberg die, ihm von holländischen Gelehrten bestrittene Ehre der eigentlichen Erfindung vindicirt. Hierauf geht Hr. v. A. zur Darstellung der veränderten Lage, welche durch die Einführung der Buchdruckerey überall entstehen mußte, über, und schildert in einzelnen Gruppen die verschiedenen Regungen und Kraftäußerungen, die dadurch hervorgebracht wurden. Den Reihen eröffnen die Buchdrucker selbst. Wie Faust und Schäfer sich den Gewinn und die Ehre zueigneten, die Gutenberg gebührten; wie seit dem sechsten Jahrzehend des funfzehnten Jahrhunderts die Typographie sich in ganz Europa verbreitet; wie die Buchdrucker damals noch zugleich Buchhändler waren, und auf diese Art bedeutende Geschäfte machten; wie durch die Buchdruckerey ganz neue Stände geschaffen wurden, besonders die Correctoren; wie kenntnißreich die ersten Buchdrucker waren; wie schon im funfzehnten Jahrhundert Buchhändlercataloge und

Digitized by Google

Nachdruck existirten — dieß alles ist, theils kürzer, theils ausführlicher dargestellt. Von den Buchdruckern geht die Betrachtung zu den Gelehrten über, für welche die neue Erfindung wichtiger, als für irgend sonst Jemand, war. Nun brauchten sie nicht mehr Handschriften abzuschreiben und zu verbessern, erlangten wohlfeil alle zum Studien nöthige Hülfsmittel, konnten zu der ganzen Welt sprechen, und wurden dadurch den Regierungen und den Großen wichtig. Durch die Buchdruckerey wurden besonders die politischen und historischen Studien verbreitet, entstanden mehrere bis dahin unbekannte Zweige der Literatur, nämlich Kritik, Methodik und encyklopädisches Studium; gewannen Universitäten, Schulwesen und Bibliotheken; einige Gelehrte schafften sich sogar eigene Druckereyen an. Die dritte Classe der, bey der Buchdruckerkunst thätigen Personen waren die Künstler. Durch die Verbindung der, noch zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts zum höchsten Grade der Vollkommenheit gebrachten Holzschneidekunst mit der Buchdruckerey kamen wahre Prachtausgaben zu Stande; mit besonderer Pracht gedruckte Werke ließ man bisweilen mit Handzeichnungen, oder Gemälden verzieren; nur die Kupferstecherey hat in den ersten Zeitraume der Typographie in Vereinigung mit ihr nichts von großem Kunstwerthe hervorgebracht. Von den Verhältnissen derjenigen Classen, die an der Buchdruckerey selbst thätigen Antheil nahmen, wendet sich der Verf. zu dem damaligen Lesepublicum. Es stand in der ersten Zeit nach Erfindung der Buchdruckerkunst ungefähr auf der Stufe der wissenschaftlichen Bildung, auf welcher jetzt die letztern Volksclassen stehen. Nur allmälig wurde durch den Druck der Bibel, der alten Geschichtschreiber und Philosophen und der vielfältigen Berichte über neuentdeckte Länder und Völker die Kenntniß einer Menge von Facten verbreitet, von welcher man früher nicht einmal eine Ahnung gehabt hatte. So konnte nun das Volk im Besitze von unzähligen neuen Thatsachen und Sätzen Vergleichungen anstellen, und sich über gewisse Gegenstände allgemeine Uebersichten verschaffen, die zuvor unmög-

Digitized by Google

lich waren. Vorzüglich wirkte der neue Unterricht auf religiöſe Geſinnung der Völker und auf Politik. Die verſchiedenen einzelnen Gruppen, die die frühere Geſchichte der Typographie darſtellt, ſind zuletzt unter dieſem Geſichtspuncte zuſammengefaßt. „Vor Einführung der Publicität in Europa war der Staat in der Kirche, ſo wie bey den Alten die Kirche im Staate geweſen war. Seit der Typographie ſchmolzen beyde Syſteme in Eins, und das politiſche und kirchliche Gemeinweſen kamen in dem wiſſenſchaftlichen als dem vermittelnden zuſammen.“

Was man in den Schriften des Frhrn. v. Aretin zu finden ſchon gewohnt iſt, philoſophiſchen Blick, Würde und Schönheit des Vortrags und eine reiche Fülle literarhiſtoriſcher Notizen, findet man auch in dieſer Vorleſung wieder. Nur bey zwey Stellen derſelben haben wir etwas zu bemerken: S. 31 wird geſagt: „vor dem Jahre 1470 war in ganz Deutſchland keine Papiermühle vorhanden. Erſt im genannten Jahre wurde die erſte in Baſel errichtet.“ Läßt ſich dieß mit Gewißheit behaupten? Nach den, in den Literar. Blättern, Bd. 1, Sp. 262, angeführten Schriftſtellern gab es ſchon weit früher Papiermühlen in Deutſchland, und wenn gleich Plümike's Behauptung, daß die Papiermühle, Seydau genannt, bey Bauzen, ſchon vor 900 Jahren ihre Exiſtenz erhalten habe, apokryphiſch lautet, ſo möchte doch die Verſicherung eines v. Murr, daß zu Nürnberg 1390 die erſte Papiermühle angelegt worden ſey, als von einem gründlichen Forſcher herrührend, deſtomehr Glauben, oder eine mit Gründen belegte Widerlegung verdienen. Das zweyte, was wir zu erinnern finden, betrifft die Aeußerungen des Verf. über Cenſur und Beſchränkung der Schreibfreyheit (S. 44), die leicht zu Mißverſtändniß Anlaß geben könnten. Solche Beſchränkungen der Schreibfreyheit ꝛc., wie ehemals von den Päpſten eingeführt wurden, wird kein Unbefangener vertheidigen: hingegen eine nach liberalen Grundſätzen organiſirte Cenſur, die nur darüber wacht, daß Religion, Sittlichkeit und öffentliche

Digitized by Google

Ruhe nicht durch den Mißbrauch der Druckerpresse gefährdet werden, erkennt gewiß auch Hr. v. Aretin für ein dankenswerthes Institut der Regierung.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß diese Abhandlung sowohl mit dem, auf S. 20 als Beylage angegebenen lithographischen Abdrucke der „Meinung der Christenheit wider die Türken“ (vom J. 1454) als ohne denselben (im letztern Falle zu einem niedrigern Preiße) verkauft wird. Dem Exemplare des Rec. hat dieses Fac Simile nicht beygelegen.

Die Versuche und Hindernisse Karls. Eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit. Erster Theil. Berlin und Leipzig. 1808.

Vorliegendes wunderliche Buch soll ein geselliger Scherz mehrerer Freunde seyn, und wie so häufig bey den besten Scherzen in einem vertrauten langverbundenen Kreise, oder in einer einzelnen Familie eine eigne Unbequemlichkeit für den Unbekannten, der eben erst hinzugetreten, unvermeidlich ist, weil er manches wohl gar auf sich deuten kann, was jene nicht berücksichtigten, so finden wir auch in dieser Geschichte uns abwechselnd belustiget und geärgert; ja diese Hindernisse möchten manchen, der weniger tolerant ist, früher zurückschrecken, ehe er zu dem angenehmsten Versuche zum Schlusse des Buchs gelangt. Dieser Ausdruck ist nicht spottend gesagt. Wir verstehen nicht unter dem Schlusse das Ende des Buchs, sondern die kriegerische Katastrophe, die mit vielem Geiste und Leben dargestellt, und durchgeführt, allen Ereignissen eine neue Richtung verspricht; der vorangehende literarische Krieg ist auch wirklich gar zu widerwärtig. Wir wissen recht gut, daß Parodien, wie sie da auf mehrere der bekanntesten Gelehrten, oft mit wahrem Talente, wie die auf Strizelmeier, geliefert werden, gar nicht so böse gemeint sind, sich auch ohne Haß leicht von selbst machen; aber dieser Parodien und der literarischen Satire im Allgemeinen, dächten wir, wären einmal genug; wir denken daran, endlich einmal wieder die eigenthümlichen Schriftsteller statt ihrer Recensenten und Parodirer zu lesen. Was aber dem Wilhelm Meister begegnet, scheint uns, nach den Begriffen unserer Aesthetik, nicht mehr unter Parodie zu gehören. Es ist allzuhandgreiflich,

Digitized by Google

es hat uns empört, und wir fühlten da recht lebendig, daß, wenn die Verf. Kraft genug gehabt hätten, den echten Wilhelm darzustellen, der sich mit den Räubern herumgeschlagen, er auch bald mit dem Gesindel würde fertig geworden seyn, das sie ihm entgegenzustellen beliebten. Aber freylich bey diesem Hauptschlage kommt heraus, daß es ein ganz einfältiger Bursche war, der einige Stellen aus dem Meister auswendig gelernt, und ihm die Empfehlungsbriefe gestohlen hatte. Diese Entwickelung steht nicht im Buche, vielleicht erscheint sie aber im zweyten Bande, den wir übrigens nicht erwarten, oder verlangen. Die rauhe Art, wie hier die Dichter behandelt werden, deutet auf Philosophen unter den Verfassern, welche gewöhnlich jene nur wie Abgänge von ihrer Arbeit betrachten. Aber freylich ist es auch erbarmungswürdig wenig, was sie in den Dichtern finden und lieben; einer verlangt nichts als den Triumph des Ideellen über das Reelle, des Christlichen über das Heidnische, des Schicksals über den Menschen, ein andrer . . ., doch das würde unendlich, die verschiedenen Raupen der Philosophen in ihren Anforderungen an Kunstwerke aufzuzählen, wobey sie sich des scheinbar sehr bescheidenen, aber gründlich unbescheidenen Ausdruckes: ich verstehe dieses Gedicht noch nicht, so lange bedienen, bis sie nach Zerstörung aller seiner lebendig blühenden Pracht einen Tropfen nach ihrer Art abdestillirt haben. Der Wilhelm Meister hat den widrigen Einfluß der Philosophen auf die junge Welt, die in den Jahren, wo sie mit allem und in allem genießen sollte, so gern sich das Ansehn gibt, alles überlebt zu haben, vor allem erfahren. Eine der letzten und thörigsten Meinungen, die auch hier ausgesprochen, ist die vermeinte gänzliche Vernichtung aller Poesie in dem Meister und der Uebergang Wilhelms zu dem gemeinsten befangensten Leben. Wir haben immer dagegen gestritten. Mit dem Aufgeben der Komödianten ist doch wahrhaftig noch nicht alle Poesie aufgegeben; es mag nur ein andrer mit der rüstigen Kraft Meisters fortfahren, auf das Komödiantenvolk zu wirken, und vielleicht ist bey seiner Vorarbeit ein andermal die Zeit günstiger. Schon das Eintreten Meisters in ein kunstgeschmücktes Haus deutet auf seine Hinwendung zu andrer Kunst, und die Fortsetzung, die endlich von Göthe's Hand im tübinger Taschenbuche gegeben, läßt auf ein Umfassen älterer und neuerer Bildnerey und Mahlerey schließen. Kein neueres Werk dieses Allerweltmeisters haben wir mit solchem Jubel empfangen wie diese Fortsetzung, in welcher mit unbestechlichem Wahrheitssinn das eigentliche Verhältniß der älteren Kunstwerke zu unsrer Zeit dargestellt wird, keine eigentlich religiöse Gesinnung mehr dafür, aber ein freundschaftliches Anschließen,

Digitized by Google

Sammeln, Bewahren, so daß wir selbst endlich zu ihnen hinüber zu leben scheinen. — Fast vergessen wir über dieser Fortsetzung des Wilhelm Meister den armen Carl mit seinen Versuchen. Aber freylich gibt es auch wenige so ganz widrige Naturen wie dieser Carl; alle Laster und Fehler der ganzen Welt sind ihm aufgepackt, und doch verlieben sich alle Weiber in ihn. Wir fühlen uns männlichen Geschlechts, wir können ihn nicht leiden, und gönnen ihm die sehr gut erzählte mannigfache Qual, die er auch bey dem schlechten Wetter im Walde erdulden muß, vollkommen. Es freut uns, daß er nichts von den artigen Anekdoten zu hören bekommt, von denen wir besonders eine, welche die Austheilung des Absoluten in der Philosophie sehr gut erläutert, nacherzählen müssen: Hans und Peter waren zwey Kinder, welche ihre Mutter um Erlaubniß baten, auf ein benachbartes Dorf zur Kirmes zu gehen, weil sie großen Appetit zu Kuchen hätten. Die Mutter stellte ihnen vor, daß sie keinen bekommen würden, da sie keine Bekannten daselbst hätten; aber dennoch bestanden die Knaben darauf, und machten sich auf ihren Weg. Abends, als sie zu Hause kamen, fragte sie die Mutter, ob sie Kuchen bekommen hätten. Ich nicht, versetzte Hans, aber Peter hätte bald welchen gekriegt. — Wir fragen die Leser auf ihr Gewissen, ob es ihnen nicht meist auch, so wie einem von den beyden, mit der Philosophie in Büchern und in diesem Buche gegangen? Das Bestreben nach einer Philosophie bleibt darum nicht weniger nothwendig, und darum herrlich; selbst die Freyheit in der ganzen Gesinnung dieses Buchs ist ein Widerschein eines mannigfaltig philosophirenden Kreises, und die Anordnung, der Stil ist ein gutes Beyspiel, wie viel der Wilhelm Meister selbst auf die belehrend wirken kann, die ihn aus philosophischer Höhe weit zu übersehen meinen.

Mémoires du Prince Eugène de Savoye écrits par lui même. Weimar au bureau d'Industrie. 1809. XVI u. 210 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir Deutschen besitzen von unsern großen Männern, welche an der Leitung der Staatshändel nähern, oder entferntern Antheil genommen haben, wenig Nachrichten, von ihnen selbst verfaßt, oder unter ihren Augen gefertigt; die Franzosen sind hierin weit reicher. Die Ursachen davon anzugeben, ist hier nicht der Ort. Eugen von Savoyen ist durch seine Dienste,

Digitized by Google

die er dem österreichischen Hause leistete, für uns selbst ein Deutscher geworden, er lebt in den Andenken eines jeden Deutschen. Die Mittheilung dieser Memoiren sowohl, als auch die nahe Bekanntmachung seiner sämmtlichen Werke durch die cotta'sche Buchhandlung muß daher jedem interessant seyn. Was ihn als Feldherr auszeichnete, Schärfe des Geistes, findet man auch hier wieder. Die Memoiren beginnen vom J. 1685 und gehn bis 1734. Die Vorrede des Herausgebers macht mit den Schicksalen des Manuscripts dieser Memoiren bekannt.

Küsse. Aus dem Lateinischen des Johannes Secundus, übersetzt von Franz Passow. Leipzig, bei G. Fleischer d. j. 1807. gr. 8. 77 S. (12 gr.)

Hrn. P's Uebersetzung der basia des J. Secundus zeichnet sich vor den früher erschienenen zu ihrem Vortheile aus. Der Geist ist im Ganzen getroffen; im Einzelnen aber manches zu erinnern. Wir führen Einiges aus dem 6. Kusse an. V. 1—3 steht statt des Glykonikus ein Gl. Hyperkatalekticus, wodurch das Ganze sehr verändert wird. Durch eine leichte Wendung hätte der Uebersetzer den eigentlichen Rhythmus geben können z. E.

Hundert Küsse wohl hundertmal,
Tausend Küsse wohl tausendmal ꝛc.

V. 5 guttae Thautropfen, in Bezug auf Siculo mari, falsch. V. 10 continuo impetu in Einer Glut dürfte selbst Hrn. P. wohl zu matt seyn; daher wir ihm auch das zu starke Lippenpaar, Wangenpaar statt labris, genis gern überlassen. Unverzeihlich ist V. 13, 14 das freylich schwere, doch dem Kenner gewiß zu findende Beywort conchatim ausgelassen. V. 22 Aethera Luftazur; Lohensteinisch! eben so nata sunt V. 30 entbrannt. Das spielende rivalem und rivales in 32. und 33. V. ist verwischt. Aehnliches läßt sich in den andern Gedichten, so wie auch mancher prosodische Fehler nachweisen; doch man liest die Uebersetzung mit Vergnügen. Der 9. Kuß ist auch von Klopstock im göttinger Musenalmanach vom J. 1770 übersetzt worden. Der Anfang ist:

Elise küsse, küsse mich nicht so oft!
Lisple nicht immer schmeichelnde Freundlichkeit;
Auch lehne dich nicht stets so sterbend,
Nicht so geschlungen an meine Schulter!

Heidelbergische

Jahrbücher

der

Literatur.

Philologie, Historie, schöne Literatur und Kunst.

Dritter Jahrgang. Sechzehntes Heft.

Geschichte der Malerei in Italien nach ihrer Entwickelung, Ausbildung und Vollendung. Aus den Werken der besten Künstler anschaulich dargestellt und mit kurzen Erläuterungen und Lebensbeschreibungen begleitet von F. und J. Riepenhausen. I. und II. Heft. Mit 24 Kupfertafeln in Imperialfolio und 10 Bogen Text. in fol. Tübingen b. Cotta 1810. (14 fl. 15 kr.)

Nachdem die Werke aus der sogenannten Zeit der vollendeten Kunst und die noch späteren längst und häufig durch den Grabstichel bekannt gemacht worden waren, fing man erst in neuerer Zeit an, sich in dieser Hinsicht auch der früheren anzunehmen. Die Bronzethüren von Lorenzo Ghiberti haben einen trefflichen Zeichner gefunden, die 1806 begonnenen Copieen der Gemälde des Campo Santo in Pisa, durch Carlo Lasinio, der in der Folge die berühmtesten Capellen in Florenz und Toscana auf gleiche Weise zu ediren verspricht, sind von großen Verdienst, und schon ging dem riepenhausischen ein Werk von ähnlichen Plan voraus, die Etruria pittrice, Florenz 1791 und 1795 wovon jeder der zwey Bände von 60 Malern von jedem Ein Werk in großen, theils richtigen, guten Zeichnungen, nebst

den Porträts der Künſtler enthält, vom zehnten Jahrhundert, oder eigentlich von Guido da Siena, Giunta Pisano, Margheritone von Arezzo und Andrea Taſi an, zu den frühſten Schulen von Siena und Piſa, dann zu denen des Cimabue, des Masaccio, des Dom. Ghirlindajo in Florenz, und den ſpäteren ausartenden des Vasari, Pietro da Cortona u. ſ. w. Dieſe Sammlung hat auf der einen Seite eine unnöthige Vollſtändigkeit, indem ſie auch die unberühmten und einflußloſen Maler mit aufgenommen hat; auf der andern iſt ſie allzu beſchränkt, indem man ſich nicht begnügen mag, von den alten Meiſtern eine einzige Compoſition zu ſehn, wenn mehrere vorhanden ſind. Sie ſcheint mehr den Zweck zu haben, auf das Vorhandne aufmerkſam zu machen, als das Studium der Originale zu erſetzen. Die Brüder Riepenhauſen dagegen werden uns in 15 Heften, jedes zu 12 Blättern, eine Auswahl der vorzüglichſten Bilder von den erſten Meiſtern an bis zu den letzten großen liefern, mit ſteter Rückſicht auf die innere Entwicklung der Kunſt, in richtiger Folge, ſie wollen die charakteriſtiſchen Erſcheinungen auf dieſem Gebiet in der Art zuſammenſtellen, daß, wer die Originale aufzuſuchen und zu ſtudiren nicht Gelegenheit hat, in dieſem Werk dafür einen möglichſt guten Erſatz finden könne, und daß diejenigen, welche ſie an Ort und Stelle geſehn haben, zerſtreut in manche Capelle in Cortona, Arezzo, Viterbo, Aſſiſe, Florenz u. ſ. w., Ueberſicht und Einſicht in das Ganze des einzeln Geſehenen gewinnen, und es fortdauernd benutzen können. Von der Kunſt iſt allerdings eine Geſchichte möglich bloß aus Abbildungen beſtehend; die geſchriebene Geſchichte würde ſich zu ihr verhalten wie Noten zum Text. Indem Winckelmann ſeine Kunſtgeſchichte ſchrieb, rechnete er auf die Vervielfältigung der wichtigſten Antiken durch den Gyps, und ſetzte eine beſſere Anſchauung von ihnen voraus, als Kupferſtiche zu geben vermögen, die in Anſehung der runden und großen Figuren unendlich weniger leiſten können, als in Bezug auf maleriſche Compoſitionen. Er ſchöpfte ferner zum großen Theil aus den

Digitized by Google

Schriftstellern, und suchte die Schatten der untergegangenen Werke vorzuführen, die sich nur mit dem Geist, nicht mit der Zeichnung auffassen lassen; und doch sahen die Herausgeber seiner Kunstgeschichte ein, wie nöthig es sey, ihr, so viel als thunlich, Abbildungen, die Documente gleichsam, beyzufügen. Auch die christliche Malerkunst würde Stoff geben zu einem Winckelmannischen Buch ohne Kupfer, ihr Geist und Charakter würde sich in Worte fassen, ihre Ideen ahnden und verzeichnen, ihr Inhalt beurtheilen, das Leben ihrer Jahrhunderte in seinen schönsten und mächtigsten Regungen vielfach aus ihr ergründen und empfinden lassen, und sie würde eben so wohl in das Innere derselben einführen, wie die Kenntniß der alten Kunst unstreitig sehr viel dazu beygetragen hat, daß von dem ganzen Wesen der griechischen Bildung eine richtigere und belebtere Vorstellung gefaßt wurde. Mit Einem Wort, der Commentar über eine Geschichte der Kunst in Abbildungen könnte ein selbstständiges Werk werden. Daß man immermehr den Zusammenhang der alten Malerey mit Religion, Poesie und Charakter der Zeit einsieht, und sie nicht mehr als todte Producte der Zeichnung betrachten zu wollen scheint, geht aus dem wachsenden Interesse, das man an ihren Ueberbleibseln nimmt, hervor. Außerdem kann die Kunsthistorie einen Mittelweg wählen, und That und Wort, Bild und Betrachtung Hand in Hand gehn lassen. Nach diesem Plan ist nur die endlich erscheinende Geschichte d'Agincourts von der Barbarey der Künste angelegt, worin aus der möglichst großen Zerstreuung und Dunkelheit für die Anschauung alles dahin Gehörige gesammelt, und alles mit Bemerkungen eingeleitet und begleitet ist. Die Vff. haben sich etwas ähnliches gedacht, indem sie in der Vorrede, der allgemeinen Einleitung, den Biographien der vorkommenden Maler und dem Inhaltsverzeichniß einfache, vielüberlegte und richtige Ansichten von der Kunst, ihren Entwicklungsstufen, ihrem Verhältniß zu den Gegenständen und zur Natur und über einzelne Stoffe angegeben haben, in gedrängtem und oft sehr glücklichen Ausdruck, der das

Digitized by Google

Gepräge des tiefen Selbstdenkens hat, wodurch auch Ideen, die nicht neu sind, als neu erscheinen. Sie wurden durch langgehegte Liebe zu dem Gegenstand zu ihrem Unternehmen bestimmt, das nicht bloß der Unterstützung des Publicums, das dadurch sein eignes Interesse fördert, werth ist, sondern, wenn die Zeiten so etwas hoffen ließen, fürstliche Ermunterung und Begünstigung verdiente. Winckelman sagte, wir sollten schreiben, was wir wünschten, daß die Alten geschrieben hätten, oder daß uns nicht verloren wäre. Unter diese Rubrik gehört dieses Werk vorzüglich; die Nachwelt machen sich die sehr verbindlich, die ihr die Idee von Kunstwerken retten, deren Originale über kurz oder lang des Todes verbleichen werden. Gerade solche Werke, als die von W. beschriebenen, werden aber auch die Mitwelt vorzüglich befriedigen. Die Arbeit der Maler Riepenhausen ist zwar nur zu betrachten, wie eine treffliche Uebersetzung von herrlichen Werken. Aber wie viel willkommner und bleibender sind manche originelle Uebersetzungen, als so viele Originalproducte, auch solche, die sich weit über die Mittelmäßigkeit erheben! Eine Menge moderner auch belobter Compositionen wiegen den Werth dieser Nachbildungen für die Kunstfreunde nicht auf (denn die Jahrhunderte geben der Hauptwerke nur wenige, und diese möchte und sollte sich jederman vor allem zu eigen machen); und die Herausgeber, welche ungewöhnlich reich an glücklichen Erfindungen sind, verdienen den größten Dank und Achtung, daß sie ihr Talent dieser würdigen Thätigkeit gewidmet haben, von der ihre eignen Productionen einen unvergleichlichen Einfluß erfahren werden. Das Unternehmen ist von dem Umfang, daß es die Kräfte von zwey Theilnehmern zu übersteigen scheint, und es wäre daher unbillig zu fodern, daß auf jede einzelne Figur ganz so viel Fleiß gewendet wäre, als bey dem Studium weniger ausgewählten geschehen kann. Im Allgemeinen gehören die riepenhausischen Zeichnungen zu den sorgfältigsten, reinsten und besten Copieen; ein trefflicher Künstler, der in Florenz viele mit den Originalen zusammengehalten hat, gibt ihnen,

Digitized by Google

besonders den späteren, das Zeugniß der gewissenhaftesten Treue. — Das Werk beginnt da, wo aus der Maniera greca, die S. 8 wohl charakterisirt ist, die eigentliche italiänische Malerey hervorgeht. Doch ist im 1. Heft Nro. 3. aus dem berühmten ruthenischen Bildercalendarium aus dem 11. Jahrhundert, im Vatican, worüber Assemani fünf Folianten geschrieben hat, und Nro. 4 das Leichenbegängniß von Ephram Syrus aus Griechenland selbst. Sonst enthält das 1. Heft, außer fünf Werken von Cimabue, welcher „der Vater und Gründer der neuen Kunst zu nennen ist, weil er eine fortdauernde Schule gründete, weil sein Bestreben allgemeines Bestreben war; keineswegs aber, weil er der einzige isolirte kunsterfindende Maler seiner Zeit war", von Andrea Tasi, von Buffalmaco und Guido da Siena, der vor Cimabues Geburt blühte und 1250 starb, von jedem Eins. Das 2. Heft ist ganz dem herrlichen Giotto Bondone gewidmet. Es wäre zu wünschen, daß die Verf. die Werke, die sie genau kennen lernten, oder selbst copirten, und nicht aufnahmen, und die sie erst in einem künftig zu gebenden Tagebuch ihres Aufenthalts in Toscana zu beschreiben versprechen, gleich gehörigen Orts berührten. So erfahren wir hier nichts von den Bildern von Cimabue und Giotto in einer gewissen Kirche in Assisi, nichts von dem herrlichen Fresco des Giotto in der Kirche des H. Antonius in Padua, die Kreuzigung Christi und die Kriegsknechte um sein Gewand losend, noch weniger von den zweifelhaften oder unechten, wie in der Laterankirche, im Pallast Corsini u. s. w. So auch möchten wir, daß sie, wenn sie vielleicht das Campo Santo nicht benutzen sollten, weil es neuerlich ganz edirt worden, die herrlichen Compositionen von Simon Memmi, von dem einfachen, großartigen, klaren Benozzo Gozzoli nicht mit Stillschweigen übergingen. Den beyden Heften sind in ausgeführter, sehr ausdrucksvoller Zeichnung die Porträts von Cimabue und Giotto, nach alten Originalen, beygegeben. Das Titelblatt des 1. Hefts enthält ein allegorisches Bild von leichter Deutung, das des 2. die

Digitized by Google

Scene, wie Meister Cimabue den kleinen Giotto als Schafhirten antrifft, wie er mit einem Stein zeichnet, durch welchen Zufall dieser in seine Lehre und in das Heiligthum der Kunst kam. Diese letzte Composition ist ganz in dem Stil, der sich in den meisten riepenhausischen ankündigt, und große Vorliebe verräth zu graziöser Jugendlichkeit, innigem liebevollen Sinn, unbefangner reiner Natur, zu einer Ungezwungenheit verbunden mit einer gewissen Zierlichkeit, die sich nicht modern ausnimmt, sondern eine Art von romantischen Anstrich hat, zu weich umgossenen, etwas verwehten Gewändern, runden Formen, durchgängiger Leichtigkeit und Physignomieen nach Leonardo da Vinci. — Möchte das Werk, dem gegenwärtig die beyden trefflichen Künstler ihre ganze Anstrengung widmen, schnellen und erwünschten Fortgang haben, und möchte einst eine ähnliche historisch geordnete Gallerie der deutschen Malerwerke entstehn!

Göthe's Lieder, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik von J. F. Reichardt. Erste Abtheilung: Lieder (S. 50). Zweyte Abtheilung: Vermischte Gesänge und Declamationen. (S. 65). Dritte Abtheilung: Balladen und Romanzen (S. 29). Leipzig bey Breitkopf und Härtel. (5 Rthlr.)

Wenn ein Meister des Gesanges ein einzelnes Werk der echten Dichtkunst mit seinem Saitenspiele begleitet — was wohl seltner ist, als man gemeinhin glaubt — so lauscht entzückt das Ohr des Hörers der schönen Vereinigung, und dem aufmerksamen Beurtheiler wird die anziehende Betrachtung über die wechselseitige Beziehung jener verwandten Künste von selbst dargeboten. Noch größere Aufmerksamkeit und Erwartung muß es erregen, wenn ein berühmter Tonkünstler die lyrischen Gesänge eines einzelnen, von Allen gefeyerten Dichters in seine Kunst überzutragen unternimmt, wie dieses Reichardt hier mit einem großen Theile der lyrischen Werke

Digitized by Google

des ersten deutschen Dichters, den wir mit Stolz zu unseren Zeitgenossen zählen, gethan hat. Ein solches Unternehmen entschuldigt nicht nur, sondern verlangt sogar eine umfassendere Betrachtung. Weil aber der Raum und der Zweck dieser Blätter uns hierin eine Beschränkung auflegen, so begnügen wir uns die Reichhaltigkeit und Fülle der sich bey dem vorliegenden Werke darbietenden Untersuchungen bloß anzudeuten, und dann mit der Beurtheilung des Einzelnen zu schließen.

Zuerst drängt sich die Frage auf: welche Gedichte sind musikalisch, besonders im Sinne der Tonkünstler, sowohl ihrem Wesen, als ihrer Form nach? Ist nicht vielleicht das echte Gedicht, schon weil es seiner Natur nach etwas organisch Geschlossenes ist, einer noch höheren Schönheit, weil es selbst schon himmlischer Wohlklang ist, eines höheren Wohlklanges nicht fähig? Was kann man überhaupt dem Gedichte noch geben, das an sich betrachtet selbstständig ist? Ferner: wenn der Tonkünstler dem Dichter, wie am Tage liegt, wenn er ein Werk desselben zur Composition auswählt, folgen soll, in wiefern darf sein Werk noch eigenthümlich genannt werden neben der Originalität des Dichterwerkes, welches er behandelt?

Die Beantwortung dieser Fragen will Rec. hier in der Kürze versuchen, die weitere Ausführung aber einem andern Orte vorbehalten. Musikalisch nennen die Tonkünstler ein Gedicht, sofern es dem Componiren keine bedeutende Schwierigkeit in den Weg legt, und mit der musikalischen Darstellungsweise sich erträgt. Es liegt am Tage, daß dieses ein relativer Begriff, und darum kein Gedicht in diesem Sinne absolut musikalisch ist: denn viele Schwierigkeiten sind bloß subjective, und schwerlich gibt es Gedichte — echte und sogenannte — ja kaum eine Prosa, die nicht für die Verpflanzung in Musik eine Seite, wenigstens die komische, darbieten sollte. Aber abgerechnet jenes, und gesetzt, daß wir nur von dem echten Gedichte sprechen, so wie wir auch unter

dem Componiren des Tonkünstlers kein wirkliches Zusammensetzen im buchstäblichen Sinne des Worts, sondern jene Schöpfung verstehen, welche für das vollendete Wort den entsprechenden musikalischen Ausdruck erfindet, und doch als Kunstwerk für sich zu bestehen scheint, gleichsam als sey das Wort erst aus ihm entsprungen: so läßt sich doch jener Begriff des Musikalischen und Unmusikalischen eines Gedichts aus der Natur der Musik und ihrer Verwandtschaft mit der Poesie fassen und fester stellen.

Denn nennen wir das Musikalische eines Gedichts seine Fähigkeit einem musikalischen Kunstwerke zur Grundlage zu dienen, so muß diese Fähigkeit auf einer Verwandtschaft beyder Künste, oder einem gemeinschaftlichen Berührungspuncte derselben beruhen. Indem nämlich die Dichtkunst Darstellung des Schönen durch den Gedanken mittelst des bezeichnenden Worts, die Musik Darstellung des Schönen durch den reinen Ton ist, so verhalten sich beyde zuerst gegen einander wie Ton und Wort. Da aber der Ton an sich und unmittelbar das Gefühl und die Empfindung, das Wort unmittelbar die Vorstellung bezeichnet, welche die Anschauung in sich faßt, und durch sie das Gefühl erweckt: so könnte man auch im Allgemeinen sagen, sie verhalten sich wie Gefühl und Vorstellung. Beyde Künste aber verbindet äußerlich auf vollendete Weise der Gesang, oder die menschliche Stimme, welche das Gedicht hörbar mit den Verhältnissen des reinen Tons begleitet, oder das Wort harmonisch tönen läßt, — und ihre Verwandtschaft zeigt sich eben auf dem Puncte, wo das Gedicht durch die Vorstellung das Gefühl aufregt und darstellt, und das Tonstück das Unaussprechliche des Gefühls durch den reinen Ton vollkommen mittheilt. Mit einem Worte, — was schon längst gefühlt, und durch die Erfahrung bestätigt worden ist — die Dichtkunst gränzt an die Musik durch die Lyrik, denn diese ist Darstellung des bewegten Gefühls im Gedichte, und die vollendete Darstellung des Gefühls strebt auch unwillkührlich Gesang zu werden.

Digitized by Google

Daraus würde folgen: das rein lyrische Gedicht, oder auch das Lyrische in den Gedichten ist musikalisch, nämlich dem Wesen oder Inhalte nach. Das nicht rein Lyrische ist für die Musik Prosa; und es gibt eine musikalische Prosa für das Einleiten und die Verbindung der lyrischen Partieen, welche sich den schönen Fesseln des harmonischern Rhythmus und der strengeren Melodie um so mehr entzieht, je mehr sie sich dadurch dem Sprechen oder der reinen Declamation annähert, — nämlich das Recitativ. Leicht dürfte man hieraus auch den Schluß ziehen, daß, wo das rein lyrische Gedicht nur declamirt sey von dem Componisten, sein Tonstück verwerflich und mangelhaft, und hingegen, wo ein Gedicht den Charakter des rein Lyrischen tragen solle, und dennoch für den echten Tonkünstler bloß declamirbar sey, es auch nicht musikalisch genannt werden könne im Sinne der Tonkünstler, und wenn es auch in anderer Hinsicht die bedeutendsten Vorzüge besitzen sollte.

Es fragt sich aber weiter: kann auch ein rein lyrisches Gedicht unmusikalisch seyn? Wir tragen kein Bedenken noch mit ja zu antworten, indem wir uns hierbey auf eine Menge von Beyspielen berufen können. Nämlich der Form nach. Wo das lyrische Gedicht z. B. eine Folge von langen Sätzen mit gleichartigen Ausgängen, vielleicht in einer Reihe von Fragen, enthält: so kann dieses dem lyrischen Gedichte sehr angemessen, ja sogar emphatisch seyn; aber die Musik würde durch Beobachtungen dieser fragenden Ausgänge nothwendig in Monotonie gerathen; die periodischen Sätze aber einen überschaulichen und ineinander fließenden Rhythmus in der Melodie verhindern. Etwas ähnliches findet statt in dem Gedichte von Göthe: an die Entfernte (1. Abth.), wo auch Reichardt monoton declamirt hat. Hieher gehören die hintereinander folgenden, wie die Hexameter, welche durch die musikalische Composition gewöhnlich ausgedehnt werden, und dadurch ihren Rhythmus verlieren, oder der die kürzeren Strophen unterbrechenden unverhältnißmäßig längeren Rhythmen

Digitized by Google

(ſo z. B. in den Abſchied 1. Abth. S. 23), eine künſtliche Verſchlingung der Strophen, bey welcher die Reime weit von einander entfernt werden, vorherrſchende weibliche Reime, beſonders in langen Strophen z. B. in den Canzonetten, Seſtinen und Sonetten; allzukurze Strophen, die mit unmittelbar aufeinanderfolgenden Reimen in längeren Perioden fortlaufen; dieſes und andere Dinge mehr ſtehen einer vollendeten Compoſition im Wege. Die Vollkommenheit des lyriſchen Gedichtes aber kann gar wohl mit ihnen beſtehen; ja man möchte faſt die paradox klingende Behauptung aufſtellen, daß die Gedichte, welchen die beyſpielsweiſe angeführten Momente eigen ſind, eben weil ſie an ſich ſchon zu muſikaliſch ſind, unmuſikaliſch d. h. für den Tonkünſtler nicht frey zu behandeln ſind, oder vielmehr die Freyheit ſeiner Darſtellung beſchränken, dagegen ſimple Versarten, wo der Rhythmus nicht ſo ſtreng beſtimmt und bis zu der höchſten Individualität ausgebildet iſt, wo alſo die Muſik ſelbſt freyere Gewalt hat, ihr eigener und günſtiger ſcheinen. Sollte nicht auch darin eine Andeutung des Grundes liegen, warum rhythmiſche Kunſt bey uns Neueren mehr verdrängt, wo nicht verſchwunden iſt, nämlich weil die lyriſche Muſik die herrſchende Kunſt geworden iſt? In der Muſik aber ſind die Anſprüche des Rhythmus den der Harmonie und Melodie gleich, und durch dieſe wechſelſeitig beſtimmt. Aber auch in Rückſicht des Inhalts halten wir dafür, daß ein echtlyriſches Gedicht, ſey es ſelbſt der Form nach muſikaliſch, unmuſikaliſch ſeyn kann. Man könnte nämlich auch unter den lyriſchen Gedichten in dieſer Hinſicht beſondere Gattungen unterſcheiden, eine, wo das zum Grunde liegende Gefühl mit ſeinen mannichfaltigen Nüancen in einer Lage, Begebenheit, einem Character ausgeführt iſt, nur in ruhiger Betrachtung ſich entwickelt, und eine, wo die Gefühle nur angedeutet, und gleichſam maleriſch ſkizzirt ſind, oder es iſt eine in lieblicher Kürze ausgeſprochene Reflexion, welche erſt in einer Reihe von Gedichten ihre Bedeutung erhält, oder durch eine witzige Pointe mehr den Verſtand, als das Gefühl

Digitized by Google

in Anspruch nimmt; wie z. B. S. 13 u. 36. Die letztern sind schon aus dem angegebenen Grunde weniger musikalisch. Zu der ersteren Gattung gehört größtentheils die Ode und viele Hymnen; sie sind gedankenschwer, und binden die Musik in ihrem Gange, indem sie ihr jeden Fußstapfen deutlich vorzeichnen. Von der andern Art sind schon ihrer Natur nach alle romantischen Gesänge, so auch Balladen u. dgl., welche der Einbildungskraft freyeren Lauf lassen, und das Gefühl nur gleichsam anregen, z. B. die Lieder der Franzosen, Deutschen und Engländer und viele lyrische Gedichte der Italiener. Man vergleiche diese mit jenen, — den Erlkönig z. B. und die Lieder der Mignon mit dem göthischen Prometheus oder einer Ode von Klopstock, und man wird fühlen, was wir meinen.

Der Musiker soll das Gedicht nicht wie eine leere Leinwand behandeln, auf welcher der Maler nach Gefallen etwas malt, sondern er soll das, von dem Dichter Angedeutete ausführen, und verstärken mit der Fülle des harmonischen Wohllauts, die leisen Regungen der Gefühle, zu welchen das Gedicht ihn erhob, durch die geheimnißvolle, unaussprechliche Kraft des reinen Tons offenbaren, und so das Gedicht in seinem vollsten, innersten Leben äußerlich darstellen. Das mehr andeutende, weniger schildernde und reflectirende Gedicht ist also schon seiner Natur nach musikalischer im Sinne der Tonkünstler, wenn es gleich auch für sich bestehen und untadelhaft seyn kann; dahingegen das mehr ausgeführte, den Tonkünstler weniger frey läßt. Wo die Sprache aufhört da kann die Musik noch Wunder thun. Die Sprache gibt das Gefühl mittelst des Begriffs und durch den musikalischen Ausdruck des Lauts der Worte in der Declamation. Die Musik stellt in den reinsten Tonverhältnissen, wie aus einer höhern Welt redend, die Gefühle in schönen geläuterten Maßen dar. — Sehen wir also davon ganz ab, daß der ungebildete Tonsetzer von jeher mit dem Gedichte beliebig geschaltet hat, und eben aus Willkühr und Mangel der Bildung, oft auch aus Mangel an Dichtern, Texte für seine Composition gewählt hat,

Digitized by Google

welche der Bedeutung des Gedichts in jeder Hinsicht widersprechen, so ist es doch ausgemacht, daß die Musik auch dem vollendeten Gedichte — denn auch das Andeutende ist in seiner Art vollendet, besonders auch dann, wenn es die Gränzen der Sprache nicht zu überschreiten wagt — etwas geben könne, — nämlich nicht bloß einen äußern Reiz für das Ohr, sondern eben *das*, was der Dichter nicht aussprechen konnte und wollte, daß sie das Unaussprechliche des Gefühls der Dichtung einprägen, und die Lücken gleichsam und Uebergänge der Begriffssprache ausfüllen könne mit der Ursprache des Herzens, ja dadurch alles in eine tief bedeutsame Verbindung stellen, durch welche es in einem noch höhern Sinne ein harmonisches Ganzes genennt werden kann.

Vermöge dieses Verhältnisses zwischen Musik und Poesie (welches, seitdem die Musik durch Trennung von ihrer Schwester selbstständig geworden, mehr zu berücksichtigen war, obwohl es dennoch fast noch nie zur Sprache gekommen, und genauer berücksichtigt worden ist) muß der Tonkünstler den Dichter, dessen Werk nach den oben angedeuteten Bedingungen einer solchen ätherischen Bekleidung fähig ist, nicht bloß zu *verstehen*, die Gegenstände des angeregten Gefühls mit Verstande zu betrachten, sondern mit vollen Herzen zu *fühlen*, das erregte harmonische Gefühl in seinem Stoffe mittelst der Phantasie festzuhalten, und in besonnene Begeisterung gesetzmäßig auszubilden wissen; ja mit dem Gefühle des Lieds muß er dessen Totalausdruck finden, und in einem Zustande leben, der es ihm möglich macht, jene nicht nur in der Seele mit ganzem Ernste, den das Leben in der Kunst verlangt, festzuhalten, sondern auch mit schon erworbener Kraft und Fertigkeit in seinem Kunstmittel auszubilden. Er wird also einem gegebenen Gedichte gleichsam die Musik zu *entlocken*, und diese äußerlich zu machen scheinen, wie auch der bildende Künstler, erweckt durch den Eindruck der Naturerscheinungen, diese zwar nicht unmittelbar, sondern den Geist derselben im natürlichen Stoffe ausprägt. Er gibt *wie dieser* dadurch seine Originalität

Digitized by Google

nicht auf, wenn er auch der Poesie zu dienen schiene; denn er erfindet für den göttlichen Gedanken, den das Wort ausspricht, eine Geisterstimme, er findet den wahren natürlichen Laut, der von der Sprache der Menschen entwichen ist, und die Poesie ist ihm eine Leiter, auf welcher er zu dieser Sonnenhöhe hinaufsteigt, — ja sie ist der Geist aller Künste, der, so fern er sich im Worte kund thut, dadurch selbst zunächst an die Musik gränzt, besonders wo sie das Gefühl ausspricht. Wohl möchte eher umgekehrt die Poesie der Musik dienstbar werden, wenn der Dichter unmittelbar für den Musiker arbeitet, oder dem Werke des Musikers nacharbeitet, weil hier das freye innere Bild der äußeren Form sich fügen muß: denn in beyden Fällen reden wir nicht von einem Wiedergeben des bloßen Rhythmus, oder von einer angenehmen und wohlklingenden Begleitung von beyden Seiten.

In diesen allgemeinen Betrachtungen wird der Kenner von Reichardt's Compositionen schon manche Frage über dieselben und ihr Verhältniß zu dem göthe'schen Texte stillschweigend beantwortet finden.

Schon der Titel zeigt, daß Reichardt verschiedenartige lyrische Gedichte zu seinen Compositionen gewählt habe: Lieder, Oden, Balladen, Romanzen ꝛc. Die erste Abtheilung sollte Lieder, die zweyte Balladen und Romanzen, die dritte vermischte Gesänge und Declamationen enthalten. In allen diesen verschiedenartigen Stücken, so wie selbst in der Wahl seines Dichters erscheint uns Reichardt als ein Mann von kunstreicher, nicht bloß musikalischer Bildung. Ueberall zeigen seine Compositionen, daß er seinen Dichter verstanden habe, und selten wird man hierin einen Mißgriff anführen können. Dieses zeigt sich durch eine fast durchgängig reine *), oft wahrhaft meisterhafte Composition. Aber diese Meisterschaft in

*) Einzelne Mißgriffe scheinen uns zu seyn, daß der Comp. die letzten Worte der ersten Composition (der Musensohn) nicht fragend genommen hat, wie Wilh. Schneider (Lieder bey Dienemann), daß er in dem neuen Amadis (1. Abth. p. 2) declamirt hat;

der Declamation scheinet auch nicht selten den Componisten bey der Wahl seiner Compositionen geleitet, die Schwierigkeit ihn bestimmt zu haben, so daß wir uns oft über die Lösung der Aufgabe freuen können, ohne doch von einem musikalischen Geiste ergriffen zu seyn. Dann hat aber dieselbe Virtuosität in Verbindung mit seiner anderwärts aufgestellten Ansicht vom Liede den Componisten oft für fließende Melodie, öfterer noch auch bey dem eigentlichen Liede, für den Sinn harmonischer Begleitung unempfindlich gemacht, so daß, wenn wir selbst der Ansicht folgen, daß das Lied der eigentliche Gränzpunct der Poesie und Musik sey, und das Lied sich selbst singen müsse, die Musik für den Componisten schon darin enthalten sey, und nur daraus gleichsam entlockt werden dürfe, wir Reichardts Begleitung nicht selten dürftig *), steif, und in besonderer Hinsicht auf das begleitende Fortepiano zu harfenmäßig finden müssen. Er scheint die höchste Simplicität des Liedes oft in der bloßen Declamation desselben zu suchen, und darum finden wir auch, daß das Starke, Gewaltige **), von der andern Seite das sich deutlich ankündigende Naive ***) ihm fast durchaus gelungen ist, weniger das, wo in dem leichten Fluße der Worte eine zarte Empfindung leise fortrinnt, und Melodie und Harmonie in einander verfließen, wodurch Righini und Himmel glänzen, oder in einer spielenden scherzenden Pointe die Empfindung überraschend endet; ****)

---

sagt, wo ist ihr Land, statt wo ꝛc. S. 17. Finsterniß aus dem Gesträuche; II. Abth. S. 5 vollschwellende Thränen, statt vollschwellende.

*) z. B. die ältere Melodie von: Neue Liebe S. 14, 1. Abth.

**) z. B. Weltseele. S. 9.

***) z. B. Verschiedene Empfindungen an einem Platze, Heidenröschen, das Veilchen auf der Wiese, der Schäfer, Jägers Nachtlied.

****) z. B. S. 10 Nachgefühl, die schöne Nacht, Ausnahmen sind. S. 6. 1. Abthl.

ſa in jenem finden wir Reichardt ſo eigenthümlich, daß wir, was bey neueren Schriftſtellern und Componiſten kaum auffällt, faſt auf keine Reminiſcenzen aus fremden Compoſitionen ſtoßen; eher haben die Compoſitionen des Verf. in den beſonderen Gattungen eine auffallende Aehnlichkeit. Dabey iſt aber nicht zu überſehen, daß Göthe's Gedichte, eben weil er als wahrer Dichter keine einzelnen Seiten darbietet, oder anſpricht, größtentheils ſo ſchwer muſikaliſch zu faſſen, und feſtzuhalten ſind, und daß der naive, ſchalkhafte und leichte Flug ſeiner Liedermuſe oft ſo ätheriſch iſt, daß ihr die Compoſition eine Feſſel anzulegen ſcheint, dieſes gilt vorzüglich von mehreren epigrammatiſchen Gedichten, welche R. componirt hat.

Wir gehen nun zur Beurtheilung des Einzelnen. I. Abtheilung: 1) Selbſtbetrug, leichtſcherzende Melodie, doch leichter für Inſtrumente z. B. Violine auszuführen, als für den Geſang. 2) Der Muſenſohn, gefällig und leicht. Man wähle zwiſchen dieſer und der ſinnigen Melodie von Wilh. Schneider. 3) Der neue Amadis, kindlich. Vielleicht wäre ſtatt B die Tonart C noch günſtiger. 4) Wechſellied zum Tanze, einfach und wahr, vorzüglich die Melodie der Zärtlichen ſehr ſchön geſetzt. Intereſſant iſt es, wie dieſes Lied von Verſchiedenen verſchieden genommen worden iſt. S. Wilh. Schneider, und Amad. Wendt's Lieder (b. Breitkopf u. Härtel.) 5) Verſchiedene Empfindungen an einem Platze. Eine Reihe lieblicher Gemälde, ſehr wahr empfunden. Kanne's Compoſition iſt reicher, beſonders in der Begleitung, aber zu opernmäßig. 6) Wechſel, ſehr glücklich getroffen und meiſterhaft declamirt. 7) Heidenröslein, unnachahmlich naiv. 8) Der Abſchied, unſchuldig rührend. 9) Weltſeele, kräftig dithyrambiſch. 10) Nachgefühl, kalt, gewöhnlich, ohne Bedeutung. 11) An die Erwählte, edel. Das Einzige iſt zu bemerken, daß, wie in vielen andern Liedern, welche der Componiſt im Charakter des Baſſes geſetzt zu haben ſcheint, die Begleitung hie und da nicht zu hoch in den Diſcant hinauf gelegt ſeyn ſollte. 12) Die

Digitized by Google

ſchöne Nacht. Dieſes Lied ſcheint uns von dem Componiſten vergriffen zu ſeyn; es iſt zu ernſt und ſchwer genommen, und der höchſt naive Schluß des Gedichts gar nicht beachtet worden; übrigens hemmt auch der matte Ausdruck der Worte: „Zephyr meldet ihren Lauf“ den Fluß dieſer an ſich melodiſchen Compoſition. 13) Die Erinnerung. Dieſer zur Compoſition kaum geeignete Spruch iſt äußerſt unbedeutend genommen worden. Die ſteife Ausweichung, welche den Nachſatz beginnt, trennt das Ganze in zwey Theile. 12) Neue Liebe, neues Leben. Zwey Melodieen. Die ältere bloß declamirt, die neuere fließender. Doch ſcheint der letzte Vers beſonders anzuzeigen, daß das Ganze zu ernſt genommen worden. 15) Am Fluße, innig und einfach. 16) Willkommen und Abſchied, kalt. Geſang und Begleitung holperig und einförmig. 17) An Belinden, zwey Melodieen. Im Ganzen gefällt uns die ältere (auch in der Tonart), im Einzelnen die neuere beſſer. 18) Schäfers Klage, einzig ſchön. 19) Nähe des Geliebten, anſpruchslos. Doch möchten wir Himmels Melodie vorziehen. 20) Frühzeitiger Frühling, lebhaft forteilend. 21) Abſchied; nicht ſchalkhaft genug, übrigens muß die Muſik in der mittlern, langen Zeile des Gedichts den Worten mühſam nachlaufen. 22) Bundeslied. Zwey Melodien. Wir geben der ältern den Vorzug, da die zweyte gegen das Ende weniger behaglich fortrücken will. 23) Wonne der Wehmuth, gefühlvoll declamirt. 24) Dauer im Wechſel, frey und geſangvoll. 25) Tiſchlied, körnig, mit komiſchem Pathos. 26) Geiſtesgruß, ſchauerlich dumpf. 27) Zum neuen Jahr, unbedeutend, mit einem leyernden Baſſe. 28) Erſter Verluſt, klagend, monoton, in dem Stile wie oben 14, Nro. 1. 29) Wer kauft Liebesgötter, paßend. 30) Die glücklichen Gatten. Zwey Compoſitionen, äußerſt verſchieden genommen. Die erſtere ſcheint uns glücklicher. Bey der zweyten kann die Melodie, welche aus D dur geht, in den vier erſten Gliedern nicht aus A dur herauskommen. Für eine Melodie

Digitized by Google

scheint übrigens der Text zu viele Verse und eine zu große Mannigfaltigkeit zu haben. 31) An die Entfernte, kläglich monoton, in der Art, wie 28. 32) Trost in Thränen, einfach und entsprechend. 33) Notturno, gesangreich, nach italiänischer Weise. 34) Sehnsucht, tiefgefühlt, und gesangvoll fortschreitend. 35) Sorge, ganz vergriffen, schwerfällig, kalt, in der Art wie Nro. 13. Uebrigens mußten in dieser leichten spielenden Reflexion des Dichters die Gegensätze glücklich und klug mehr gehoben werden, wenn sie nun einmal componirt werden sollte. 36) Anliegen, leicht, wie 33. 37) Vom Berge. Von diesem Texte gilt wie von einigen vorhergehenden, daß der Reitz, welcher in der Kürze und in dem naiven Gegensatze des leicht ausgesprochenen Gedankens beruht, durch Fixirung in der Composition verloren geht, indem der musikalische Ausdruck alles langsamer und mit größerem Nachdruck sagen muß. 38) An Mignon. Zwey Compositionen, wovon die erstere allzuleer, die zweyte sehr sangbar ist (der Begleitung im 9. und 10. Takte könnte leicht etwas nachgeholfen werden). Wir ziehen die zelter'sche Composition beyden vor. 39) Künstlers Morgenlied und 40) Künstlers Abendlied, kräftig und mit Verstand, Im ersteren Stücke aber ist es unangenehm, den Vers mitten in der Periode musikalisch schließen zu müssen, was im Sprechen nicht so auffällt. 41) An den Mond, ohne Tiefe. Himmels Composition ist ohne Vergleich zarter und gefühlter. 42) Einschränkung, monoton und ohne Leben. Von dem Texte gilt dasselbe, was wir bey 37 erinnert haben. 43) Maylied. Einmal läßt sich wohl diese gar zu einfache Composition singen; mehrere Male aber nicht ohne Mißvergnügen. (Ungleich lebendiger und frischer ist Beethovens Composition, so daß man den Declamationsfehler am Ende wohl verzeihen mag). Dasselbe gilt von 44) Mit einem gemalten Bande. 45) Wandrers Nachtlied. Zwey Compositionen. Wir glauben der letzteren, welche für vier Stimmen gesetzt ist, vor der unbeholfenen und unmelodischen ersten den

Vorzug geben zu müssen. 46) Jägers Nachtlied, einzig, und in ihrer Einfachheit und Naivetät der sich äußerst einschmeichelnden Composition Himmel's vorzuziehn. 47) Rettung, komisch, wie es gedacht ward. 48) Vanitas vanitatum, brav, gemächlich lustig. 49) Christel, vielleicht nicht lebhaft genug. 50) Frühlingsorakel, scherzhaft, lieblich. 51) An Lina, glücklich getroffen.

II. Abtheilung: 1) Kophtisches Lied, pathetisch; die Baßstimme, für welche es gesetzt ist, scheint uns ohne Noth zu sehr herum zu schreiten. 4) Muth, kühn, doch möchten wir nicht für den Satz gutsagen. 2) An Lotte, innig gefühlt. 4) Herbstgefühl. Wer sich dieses lebenswarme Gedicht richtig vorzudeclamiren weiß, der wird bewundern müssen, mit welchem unnachahmlichen Ausdruck R. es musikalisch wiedergegeben hat. 5) Erkanntes Glück, meisterhaft declamirt. 6) Meeresstille und glückliche Fahrt. Nach unserer Einsicht bilden diese beyden verbundenen Momente in R's Musik keinen guten Gegensatz. Ja wir möchten hier dem Componisten den ihm seltenen Vorwurf machen, in die erstere Partie zu viel Melodie gelegt zu haben; sie scheint eher Ruhe, als Meeresstille auszudrücken. 7) Rastlose Liebe. Zwey Compositionen; beyde meisterhaft, voll Bewegung und Drang. Die ältere möchten wir, weil sie uns gedrängter scheint, noch vorziehen. Wir kennen außerdem noch eine sehr glückliche Composition von Harder. 8) Einsamkeit, bloß declamirt. 9) Auf der See, frisch. In letztem Satze ist vielleicht die Begleitung zu einförmig, und die Worte: die beschattete Bucht haben einen falschen Nachdruck erhalten. 10) Süße Sorge, zu schwer. S. oben Nro. 37 1. Abth. 11) Prometheus, riesenkräftig. Hier erscheint R's Declamationskunst in ihrem höchsten Glanze, und kein Tonkünstler unserer Zeit mag sich rühmen, es ihm in dieser Gattung vorthun zu können, er erscheint ein Sänger aus Hellas. 12) Rhapsodie, (aus der Harzreise) meisterhaft declamirt, doch weniger entsprechend. 13) Gott (aus

Digitized by Google

Faust) großartig. S. 11. 14) Ganymed, im Ganzen vortrefflich declamirt, doch fliegt der Text der Musik zuvor. 15) An Lida, unvergleichlich declamirt. 16) Nähe, naiv. 17) Herzog Leopold von Braunschweig; (einstimmig) kräftig und edel. 18) 19) 20) 21) Aus Alexis und Dora. Wir müssen es tadeln, Stücke aus dem Zusammenhang eines Gedichtes auf diese Weise herauszureißen, da nur das Ganze in die gehörige Stimmung versetzen kann; sonst finden wir auch hier eine meisterhafte und edle Declamation, welche Componisten und Sängern zum Studium dienen kann. 22) Felsen stehen gegründet (aus Euphrosyne), vierstimmig. Ein herzerhebender, geisterstimmiger Gesang, welcher für sich steht. Von 23) gilt, was wir bey Nro. 18 ꝛc. bemerkt haben. Wie der bildende Künstler aus dem Gedichte die sprechendsten Momente herausnimmt, und sie darstellt, so thue dieses auch der Tonsetzer, doch muß sein Text auch ein Wortganzes bilden. 24) Lied der Parcen, (aus Iphigenia.) Feyerlich, gewaltig. 25) Aus Proserpina, Siehe 23; auch sind die componirten Sätze des Gedichts noch durch Ritornells getrennt und ausgedehnt. 26, 27) Aus Lila. Beyde stehen für sich. Das erstere frey und stolz, das letztere (dreystimmig gesetzt) sehr angenehm. 28) Dreystimmiger Gesang mit Fortepiano-Begleitung, aus dem Vorspiele: Was wir bringen. Lustig, zart. 29) Klärchens Lied aus Egmont, herzinnig. 30) Ein anderes aus Egmont, munter und frisch. Aus Wilhelm Meister folgende: 31) Sehnsucht, gegen Beethovens einfachrührende Melodie zu schwer. 32) Der Sänger, einfach prächtig. 33) Italien, mit unerreichtem Ausdruck, besonders am Ende. 34) Klage, scheint uns nicht getroffen zu seyn, auch ist die Melodie nicht anziehend. Mehr ist es 35) Einsamkeit. 36) Die Nacht, leicht hingenommen, wie es seyn mußte. 37) Das Geheimniß, mit Sinn. 38) Mignons letzter Gesang, ein würdiges Seitenstück zu 33. 39) Eine andere Melodie zu dem Text von 31; einfacher und entsprechender. 40) Letztes Lied des

Digitized by Google

Harfenſpielers, weit inniger und rührender als das vorhergehende. 50) Philomele, meiſterhaft declamirt, und die Schwierigkeit des Hexameters möglichſt beſiegt. 51) Warnung, ſchalkhaft, nur die Begleitung vielleicht zu einförmig.

III. Abtheilung: 1) Das Veilchen, unſchuldig froh (mit Waldhornbegleitung). 2) Erlkönig. Unter allen Compoſitionen dieſes Textes, welche uns bekannt geworden ſind, die beſte, wenn ſie gleich unſerm Ideale nicht ganz entſpricht. 3) Der Fiſcher. Bey dieſer Compoſition ſcheint R. abermals in ſeiner Simplicität zu weit gegangen zu ſeyn. Wir finden dieſe Compoſition gegen andere z. B. Kanne's gehalten, wirklich unbedeutend und matt, und die Bewegung des Waſſers, welche den ſchauerlichen Hintergrund dieſer Romanze macht, nicht einmal angedeutet. 4) Die Spinnerin, volksmäßig naiv. 5) Der Edelknabe und die ſchöne Müllerin, lebendigſpielendes Geſpräch, meiſterhaft declamirt bis auf den „Mittag.“ 6) Das Blümlein Wunderſchön (durchcomponirt.) Nach unſerer Einſicht hat, trotz der meiſterlichen Declamation, der Blumenduft, welcher in dieſem Texte weht, an ſeiner Lieblichkeit und Zartheit etwas verloren. Der Kenner vergleiche dieſe mit Zumſteeg's und Wendt's Compoſitionen. 7) Der untreue Knabe, erzählungsmäßig, erwartungsvoll. 8) Der König von Thule, zu kirchlich, ſchwer und nach unſerer Meinung nicht volksmäßig genug. 9) Der Junggeſell und der Mühlbach. Lieblicher und das Gehör anſprechender ſcheint uns Zelters Melodie, nur daß ſie auf alle Verſe geſungen werden muß. In letzterer Hinſicht ziehen wir Kanne's Compoſition noch vor. 10) Der Müllerin Verrath, mit komiſchem Groll. 11) Der Müllerin Reue. Liebliches Liebesgeſpräch. Die Melodie der Müllerin S. 26—27 könnte noch etwas bedeutender ſeyn.

Wer möchte nicht wünſchen, daß R. dieſer Sammlung noch eine Fortſetzung folgen laſſen, und beſonders die Braut

Digitized by Google

von Korinth uns darin geben möge? — Druck und Aeußeres dieser Sammlung ist der härtel'schen Offizin würdig.

Historisches ABC eines vierzigjährigen Hennebergischen Fiebelschützen. Herausgegeben von Ernst Wagner. Ein Anhang zu den Reisen aus der Fremde in die Heimath. Tübingen bey Cotta 1810. 232 S. 8. (2 fl. 24 kr.)

Dieß Buch hat auf uns durchaus einen angenehmen Eindruck gemacht. Wir sagen nicht, daß es eine große Bedeutung einschließe, aber es füllt seinen Platz ganz und recht aus, und das ist etwas Bedeutendes. Der Verf. hat darin erstlich die Erinnerungen seiner Kindheit dargestellt, die heimlichen Plätze kindischer Lust, die erste Sünde im Obststehlen, die erste Freude an Bildern, die Gespensterfurcht, die Mitleidigkeit mit der Armuth, die Sehnsucht nach einem idealischen Bettlerleben; sodann, was aus anderer Zeit ihm im Andenken geblieben, Betrachtungen, die ihm lieb geworden; endlich allerley Volkswitz, Volkssitten und Glauben. Alles ist recht gut mit Gemüth und Herzlichkeit erzählt, in einer Form, die wir ihm besonders bequem glauben; in dem Ausdruck ist eine gewisse Geradheit oder Derbheit, womit jeder zufrieden seyn wird, da sie dem Verf. natürlich scheint, und also zu seinem Stil gehört; wir danken zuvörderst für die Erzählungen aus der Kinderzeit, wir haben uns darüber gefreut, weil wohl jeder Leser, dem das Buch gefällt seiner eignen dabey gedenken wird. Denn das kindliche Leben hat, wie der Paradieszustand und die goldne Zeit jedes Volks, bey allen, die es nur wirklich erlebt haben, etwas ungemein ähnliches: es ist der reinste Ausdruck des Herzens ohne alle Heucheley, daher jene mythische Bedeutung, wovon es in der Wirklichkeit oft wunderbar den Schein trägt, und die wir finden in dem Buch von der Kindheit Christi, oder in dem Ausspruch, daß den Kindern das Himmelreich gehöre. Dieß ist der eine Grund, warum

die Poesie, welche die Kinderjahre beschreibt, einen so unbeschreiblichen Reiz hat, der andere ist ihre tiefe Wahrheit. Dieser letztere ist auch den Erinnerungen aus späterer Zeit eigen, und es gilt von ihnen, was wir von jenen sagen wollen. Nämlich, wenn der Dichter uns mit tausend goldenen Fäden, die ihm der Genius gewebt, an seine Dichtung fesselt, so fühlen wir uns hier von allen, an die unser Leben gebunden, und die uns oft unsichtbar, weil sie zu zart sind, hingezogen. Alles wirklich Erlebte, d. h. aus des Menschen Herz Hervorgetretene hat durch die vielen Beziehungen, in welchen es zum Leben gestanden, die wir oft nur empfinden, aber sicher, ohne sie aussprechen zu können, eine Bedeutung, die keine Erdichtung erreicht, weil sie nicht tiefer geht, als die Erkenntniß des Dichters, die groß seyn kann und gewaltig, aber doch nur die eines einzelnen Menschen ist, nicht unbedingt göttlich, wie alle wahrhaftige Geschichte. Wir glauben nicht, daß es der Verf. ungern hören wird, wenn wir ihm sagen, daß was in seinen andern Büchern uns das Liebste gewesen, aus dieser Quelle getränkt worden; ja, wir sehen in seinen Romanen oft dieses als die grün bewachsenen Plätze an, und das andere nur als Wege, die uns dahin führen. So z. B. in der Reise aus der Fremde, die Erzählung von der Rückkehr des Holzmannes (S. 53), die Beylage zum fünften Brief (109 — 173), vor allen die Beschreibung der Jugendjahre (330 — 387). In dieser lieblichen Wahrheit, die Fleisch und Blut hat, erkennen wir die geistige am hellsten, während in andern Charakteren, die der Verf. mit Liebe behandelt, und in welchen wir manches Gute nicht verkennen, wie in der Kordelia und Luise (reisende Maler) und in der Mathildis (Wilibalds Ansichten) die Wärme und das Leben mehr nur das bloße Glühen der Phantasie des Dichters ist. — Wenn uns nicht alle Bemerkungen gleich wichtig und bedeutend vorgekommen sind (wie z. B. die Artikel: Rache, schöne Frau, Schadenfreude), oder wenn wir nicht damit übereinstimmen konnten, wie etwa in der Lust nach Afrika zu reisen,

Digitized by Google

wo, wenn James Bruce Recht hat, die heißeste, herzloseste Grausamkeit herrscht, so ist doch in allen die Aufrichtigkeit des Verf. unverkennbar. Allein sie zeigen noch eine schöne Seite, nämlich eine stille und ruhige Empfänglichkeit für alle Lust des Lebens, auch für die kleinste. Was bey dem guten Artikel: Mahlzeit, richtig gesagt wird: „jetzt ist nur Eile und Uebereiliges vom Halse schaffen an der Tagesordnung, sowohl beym Bereiten als Genießen“ das gilt allgemein von der Art sich am Leben, an der Poesie zu erfreuen. Wie manche werden wir im Urtheil gegen uns haben, welche die Romane des Verf., worin die Vorstellung der Geschichte sie zuweilen wenigstens reizt, bey weitem diesem Buche vorziehen, wo wir leise nur und ruhig uns berührt fühlen. Und doch wird niemand ohne Gefühl für solches Stillleben der Poesie jemals wissen, was sie bedeute in dem Höheren. Alles, was von Volksglauben angeführt worden, vermehrt in unsern Augen den Werth des Buchs ungemein, wie z. B. die Auslegung des Sausens der Vögel, wovon Hebel ein allemannisches Gedicht geben müßte, weil wir eine große Neigung zu dieser Volksdichtung nicht leugnen. So haben wir auch bey dem ersten Lachprobierstein (S. 92) nicht lachen können, als über etwas Dummes (Abgeschmacktes): diese Verbindung des Menschen mit der leblosen Natur, wodurch sie zu einer lebendigen wird, und die so häufig in dem Glauben des Volks ist, hat uns stets etwas Rührendes gehabt; wir empfinden, sie ruht auf einer Wahrheit, aber sie ist wie verloren gegangen. Aus den Artikeln, die Volkssitten beschreiben, nennen wir nur einen: Hurenmenuet, der vortrefflich ist; wir stimmen der Meinung des Verf. ganz bey, es sind schlechte Strafgesetze, die den Verbrecher bloß zur Erde schlagen, und es ihm unmöglich machen, durch Buße sich zu entsündigen. Sollten wir an dem Buch etwas tadeln, so wäre es, daß der Verf. es nicht mehr mit solchem Glauben und Leben des Volks ausgestattet, weil es dann noch reicher geworden wäre, oder daß die Bilder aus der Kinderwelt nicht jene Tiefe der Darstellung haben, die uns den Quintus Fixlein

Digitized by Google

so herrlich machen, allein wir erkennen, daß wir nicht besser handeln würden, als die, welchen Gold gereicht wird, und die es nachwiegen, ob auch kein As daran fehle.

Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores. Eine wahre Geschichte zur lehrreichen Unterhaltung armer Fräulein aufgeschrieben von Ludwig Achim von Arnim. Berlin in der Realschulbuchhandlung. Erster Band. 348 S. Zweyter Bd. 415 S. 8. 1810. - Mit Melodien (von Reichardt, Fürst Anton Radzivil, Beans Beor, und Louise Reichardt. (7 fl. 39 kr.)

Wir achten und lieben zumeist an einem Buche, was allein unvergänglich durch alle Zeiten fortdauert, und bey den verschiedensten Aufforderungen wieder erkannt wird, die innere Kraft, aus welcher es hervorgewachsen, oder das eigenthümliche, ganz auf sich ruhende, nirgendsher erborgte Leben desselben. In jeder Zeit ist ein gewisser Schatz von Erkenntniß im Umlauf, der von einem großen hervorragenden Geist derselben herrührt, oder worauf Glück und Unglück, das sie betroffen, hingeleitet hat. Darnach bildet sich das Talent, und es entspringt eine gewisse Poesie, der wir nicht alle Wahrheit, oder Schönheit absprechen, weil sie etwas allgemein Gültiges enthält, und manches wieder ausdrückt, was wir als trefflich anerkannt; und nicht alles Leben, weil das Auffassen des Erkannten darin oft liebevoll ist, und darum lebendig geworden, und weil sich dann immer auch einiges Individuelle wird eingemischt finden. Der Grad dieser Individualität bestimmt ihren Werth, doch weil das Beste davon nur der zweyte Regenbogen ist mit blässern Farben, so kann sie nicht fortdauern, wenn eine andere Zeit in solchem Geist sich nicht mehr ausbreiten will, die nur das ursprüngliche Licht achtet, und sie vergißt; ihrer Zeit aber ist sie nothwendig, wie sich historisch

Digitized by Google

auch zeigen ließ, indem sie überall erscheint, da nichts einzeln und hart dastehen kann, sondern einen milden Uebergang verlangt, und das Edelste nur als die Blüthe und Spitze des Ganzen. Wir sollen sie als das Bedürfniß derer betrachten, die mit offenen Augen in das Licht zu sehen nicht vertragen, und für die Zukunft wie Pflanzen, die gesäet werden, um edlere Keime, die langsamer wachsen, weil sie höher steigen müssen, unter ihrer Richtung und ihrem Schatten aufgehen zu lassen.

Wir haben an diese Bedeutung der nachziehenden Poesie, woran unsre Zeit reich ist, erinnert, und ihren Werth erkannt, um uns zu jener hinwenden zu dürfen, die einen größern hat, weil sie edler ist und frey geboren, in welcher allein der Weltgeist fortwächst, und die darum seltner sich zeigt. Herrliche Pflanzen sind nicht häufig, jener gewaltige Baum von Toluca erscheint vielleicht nur periodisch und nur in wenig Individuen, oft wird er der einzige seyn. Sie ist es, welche uns in dem Geist dieses Buchs begegnet. Es ist durchaus, in dem reinsten Sinn das Wort, originell; wir meinen damit, daß, während es alle Vortheile benutzt, welche die Zeit erwecken (wie etwa, um ein geringes zu erwähnen, der freygegebenen Sprache), und welche die nachahmende Sucht nach dem Original nur verwirft, es doch gänzlich auf einer eigenthümlichen Ansicht des Lebens beruht. Was die Poesie sey, wird uns ein ewiges Geheimniß bleiben, wie das Leben selber, das unaufhaltsam fortschreitend, stets ein neues Antlitz zeigt, und zu keiner verlassenen Gestalt zurückkehrt. So thut jeder originale Dichter eine neue Welt auf, über die zu urtheilen wir kein Recht haben, sondern die wir anerkennen und ehren müssen; wir dürfen nur sagen, wie weit wir von unserm Standpunct hinein sehen können, das haben wir als Recensent bedacht.

Wir begreifen die Neigung eines Dichters zum Roman leicht, indem er das wichtigste Buch der modernen Poesie ist. Er vertritt gewißermaßen die Stelle des Epos. Dieses entspringt

in der Zeit einer großen Nationalgesinnung, es begreift daher in dem Ganzen jeden Einzelnen, und seine Thaten schreiten über die Erde hin wie ein großes Heer, wie die Wandrung eines Volks; es dringt über die Felder, Berge, Thäler und Flüsse, aber auch in die einsamste Hütte, und betrachtet das niedrigste Leben, wie das höchste. Während unten bey lustigen Feuern das Volk sich lagert und tummelt, hat der König und die Helden die Nachtwache oben auf den Bergen, er sieht die Sterne und ihren Gang, und welches Schicksal sie verkündigen, und auf seinen Ruf versammeln sich alle gehorsam unter ihm. Der Roman entsteht da, wo das Leben einsam geworden, in einem gemeinschaftlichen Interesse sich nicht mehr vereinigt, wo es keine öffentliche Versammlung mehr gibt. Er betrachtet die Erscheinung und das Streben des Einzelnen in dieser Zeit, die Verbindung der Familien, die wir als das Liebste und Wichtigste derselben ansehen: alles was nicht erstarrt sich noch regen und bewegen kann. Jemand also, der den Unterschied zwischen dem Antiken und Romantischen nicht wollte gelten lassen, weil er bloß ein historischer, nicht in der Natur begründeter ist, würde sich nicht damit begnügen, wenn der Roman nach der bekannten Definition ein romantisches Buch wäre, er würde auch das verlangen, was einst im Antiken war, nämlich ein gegenwärtiges Leben. Unsre Tragödie spielt meist im antiken und romantischen, und hat sich abgelöst von all unsern Verhältnissen: bey den Griechen war die alte Mythengeschichte ihr Gegenstand, an welchen die Gegenwart noch mit tausend Fäden angeknüpft war, und die als Chor personificirt auch wirkend eingriff. Eine Komödie gibt es kaum, doch das Wenige, was existirt, verfehlt nie seine Wirkung. So bleibt es dem Roman allein übrig, bildend und belehrend zu seyn, indem er das Leben berührt; in diesem Sinn nannten wir ihn das wichtigste Buch, und so wird hier (B. 2 S. 288) gefragt: „was ist uns denn in einer Geschichte wichtig? doch wohl nicht, wie sie auf einer wunderlichen Bahn Menschen aus der Wiege ins Grab zieht? Nein, die ewige Berührung

Digitized by Google

in allem, wodurch jede Begebenheit zu unserer eigenen wird, in uns fortlebt, ein ewiges Zeugniß, daß alles Leben aus Einem stamme, und zu Einem wiederkehre.“ Wer kann den Vortheil ermessen, den der Wilhelm Meister gestiftet? Hier muß das herrliche Verdienst Jean Pauls genannt werden, und er der Dichter der Zeit in dem edelsten Sinne. Hierauf erwähnen wir den im 17. Jahrhundert geschriebenen Roman von dem Simplicissimus, der allerdings in dieser Reihe steht, und ein vortreffliches Buch ist: daß nicht alles darin abgemessen, wie wir messen, übersehen wir leicht, aber wir erstaunen über die große Lebendigkeit darin, über die reiche Erfahrung, die darin niedergelegt, und über das helle Bild jener Zeiten, das darin abgedrückt ist.

Wir stellen unsern Roman in diese Reihe, weil wir ein gleiches Hindringen und Hinweisen zum Lebendigen darin erkennen. Haben wir den Dichter verstanden, so ist seine Aufgabe das Ewige und Unvergängliche der göttlichen Liebe, das Selbstvergessen in dem liebevollen Umfassen des Ganzen darzustellen, wie den nothwendigen Untergang eines gegen den, im Allgemeinen offenbarten Gott verschlossenen, in sich zurückgezogenen Daseyns. Die Liebe ist in dem Graf Carl, in einem edlen Gemüth, blühend, doch nicht übermäßig, sondern in schöner Thätigkeit sich ausbreitend, Früchte zugleich tragend: adelich in rechtem Sinn, mit dem Bewußtseyn, daß alle aus gemeinschaftlichem Boden erwachsen. Die Sünde ist in der Gräfin Dolores, innerlich leer, und darum schlecht. Was ihn an sie knüpft, ist ihr Reiz und ihre Anmuth und die Engel, die aus ihren Augen blicken können. Denn wie einem leeren Gemüth die ganze Welt mit dem Größten, was sie hat, bald unbedeutend wird, so trägt die Liebe sich in alles über, und sie muß in allem Sinnlichen auch ein Geistiges, Uebersinnliches voraussetzen, wie hier in der Schönheit, und das zieht ihn stets zu ihr hin. Meisterhaft ist es nun in ihrer Ehe dargestellt, wie ihr nichts helfen will, die innere Noth zu überwältigen; die Freude verwelkt ihr bald, wie Rübezahls

Digitized by Google

Menſchen, weil nur die Liebe ihr Dauer gibt: was er geſäet, iſt bald verthan, und in Augenblicken muß er empfinden, daß ſeine Liebe einſam ſey, aber ſein treues Gemüth läßt keinem böſen Glauben Raum. Die Roſen blühen noch um den Ring, wie ſie aber nur fortleben, wenn der Thau eines reinen Himmels darauf fällt, nicht aber unter dem Gewitterdruck einer Schuld, ſo fallen ſie ab, aber die Dornen bleiben übrig. Ein ſchlechtes Leben ſteht nicht ſtill, es führt ſich immer weiter: ſo wird ſie auch von ihrer innern Troſtloſigkeit zum Verbrechen geleitet. Damit aber kann die Poeſie nicht endigen: der Graf verſündigt ſich an ihr, und darf ihr nun verzeihen. Dolores wendet ſich zu einem beſſern Leben, ſie übt eine ſchöne Buße in großer Mutterliebe, und eine Reihe glücklicher Jahre ſind der Lohn. Aber ſie hat die That nicht vernichten können. Die ewige Gerechtigkeit übt ihr Recht, und bereitet ihr durch jene den Untergang. Sie glaubt der Graf habe daſſelbe Verbrechen begangen, deßen ſie gegen ihn ſich ſchuldig gemacht, und der Schmerz darüber bringt ihr den Tod. Doch ſtirbt ſie nicht in dieſem Glauben, ſondern in reinem Frieden.

Dieſe Anſicht haben wir von dem Buch gewonnen, wobey wir uns beſcheiden, daß mannigfache Beziehungen und Bedeutungen uns verborgen geblieben. Es iſt das Schickſal der Dichter, die Erklärungen aller berühmten werden das beweiſen, faſt immer nur von einer Seite erkannt worden zu ſeyn, wie ja auch ein organiſches Kunſtwerk ſo verſchiedene Auslegung zuläßt, und richtige, die der Dichter gerade nicht vor Augen gehabt.

Mit dieſem Bewußtſeyn wollen wir auch unſer Urtheil ſagen. Am liebſten iſt uns gegen die Sitte immer der Held geweſen, der Charakter des Grafen iſt am beharrlichſten durchgeführt, die adeliche, reine und wieder ſo menſchliche Geſinnung, die Liebe, die bey allen Wendungen und Anmuthungen des Schickſals treu bleibt, und nicht untergeht, wie der Ring ſelbſt aus dem Meer wieder hervorkommt. Wenn das

Digitized by Google

Menschliche in ihm nicht recht ist, etwa in der Meinung, es sey Schwäche, daß er sich nicht alsbald gereinigt und getrennt von der Dolores, wie er empfunden, daß keine Liebe in ihr, als die zu ihr selbst, der sollte bedenken, daß wir durch solche Züge erst ein nahes Interesse und Vertrauen zu ihm gewinnen, da eine ganz überfließende Vortrefflichkeit, wie etwa Albanos im Titan, uns allzuweit zurückstellt: hängt doch die alte Sage dem größten Helden Deutschlands dem Dietrich von Bern die Makel an, daß ihm niemals der Bart wachsen wollte. In der Gräfin Dolores ist das Böse der Zeit. Mit großer Kunst ist sie mit der edlern Natur des Grafen in mannigfachen Lagen zusammengestellt. Der ganze erste Band ist vortrefflich, in ruhiger Entwicklung mit immer steigendem Interesse, und voll originell erfundener Situationen. Auch die einzelnen Personen, die eintreten, und Bedeutung in der Geschichte erhalten, müssen wir sehr rühmen, es ist eine große Wahrheit in der Darstellung dieser Naturen, in dem scharfgeschliffenen Frank, in Waller, der ein sündliches Gaukelspiel mit dem Heiligsten treibt, und in dem Baron, der wie die Großohren bey Pompon. Mela und Plinius sich gar nicht zu schämen braucht, weil er sich in seine eigenen Ohren einwickelt. Die erste Hälfte des zweyten Bands ist uns weniger lieb. Nicht etwa, als fänden wir das tiefere Versinken der Dolores nicht im Zusammenhang, oder sey uns die Veranlassung nicht gut gewählt. Sie ist vielmehr recht aus der Zeit gegriffen, und berührt eine Neigung moderner Frauen, die uns immer einer der unnatürlichsten Anblicke gewesen: wie auch die Alten (wir meinen einmal die nordischen) urtheilten, denn ein gutes Schwert durfte nicht in der Gegenwart einer Frau gezogen werden. Was uns zuwider, das ist der Markese, der einzige, in welchem wir kein rechtes Leben erkennen können. Was in ihm wahr ist, ein giftiger Sumpf mit leichter Bedeckung, auf welcher täuschend eine reiche Vegetation luxurirt, die anlockt, und jeden, der sich nähert, hinunter stürzen läßt, dieses Entsetzliche unserer Zeit ist in dem Roquairol viel gewaltiger, tiefer

Digitized by Google

und poetiſcher ſchon ausgeführt (wiewohl dieſen das ſtete Bewußtſeyn der Schuld von dem Markeſe unterſcheidet, und ihn noch ſündhafter macht). Klelie, die im erſten Band, als Gegenſatz zu der Dolores ſchön wie eine ſtillwirkende Heilige erſchien, dachten wir, würde mehr in die Begebenheit eintreten, ſo aber iſt der Blüthenſchnee der Dichtung faſt zu hoch auf ſie gefallen. Manchmal ſcheint es uns, als ob die Idee des Buchs vor der innern Natur der Perſonen Gewalt gehabt. Wir müſſen die Unendlichkeit der Gnade und Kraft der Buße anerkennen für die größte Sünde, aber wir begreifen nicht, oder haben keine Erfahrung davon, wie ein leeres Herz von Liebe je kann angefüllt werden, wie es von der Dolores behauptet wird: die Sünde, die gebüßt wird, ſetzt ein verlorenes Paradies voraus, das wieder erlangt wird. Dolores aber, ſo weit wir ſie kennen, hat nie darin gewandelt. Es iſt ein ſchöner Gedanke, daß Johannes nun ein heiliges Leben führt, und die Sterbende tröſtet, aber für einen ſo räthſelhaften Charakter hat der nicht leicht ein rechtes Urtheil, der bedenkt, daß die Heiligung des Lebens in der Geſchichte meiſt als die Blüthe eines thatenreichen erſcheint. Nach den Veda's iſt den Braminen verordnet, wenn ſie das Kind ihres Kindes ſähen, und ihre Haare grau, dann ſollten ſie ſich zu einem heiligen Leben wenden. Auch von dem Miniſter müſſen wir ſagen, daß wir ihn nicht recht als leichtſinnigen Graf, der an ſeinem brennenden Pallaſt ſeinen Zigaro anzündet, und als Entenfänger denken können. Beyde einzeln aber ſind gut, noch mehr aber hat uns der grillenhafte Alte angezogen mit ſeinen Automaten und dem unſichtbaren Mädchen. Dabey reden wir wohl am beſten einige Worte von der Neigung zu dem Sonderbaren und Auffallenden, die in dem ganzen Buch nicht zu verkennen iſt, und die gewiß oft vorgeworfen wird. Wir finden ſie ganz natürlich bey einem Dichter, der ſo auf das Lebendige und Individuelle hindringt. In einer Zeit, wo eine allgemeine Geſinnung herrſcht, ein Nationalcharakter und ein beſtimmtes Streben, da hat jede außerordentliche Kraft

Digitized by Google

Gelegenheit ſich zu äußern, und indem ſie ihre Stelle findet, wo ſie ſich thätig ausbreiten kann, gewinnt ſie Maß und Begränzung. Die größte Kraft wird dann immer oben ſtehen, das iſt ihre Auszeichnung und einzige Sonderbarkeit. In dieſen Zeiten aber einer unendlichen Spaltung kann jede außerordentliche einzelne Kraft ſich kaum anders äußern, als ſo, daß ſie den meiſten Seltſamkeit iſt: wer hat Gelegenheit oder den Willen durch mannichfachen Verkehr mit der Welt ihr eine rechte Richtung zu geben, und ſie zu zähmen? So wird ſie einſam ſtehend, feſtgedrängt nach einer Seite hin aufſteigen, und ohne Maß ſeyn. Wer will es aber dem Dichter verdenken, wenn er zu dieſen Erſcheinungen ſich wendet, die immer eine lebendige Kraft vorausſetzen, alſo poetiſch ſind, in dieſer gar nicht poetiſch reichen Zeit?

Die einzeln eingewebten Novellen, die alle, wie es ſeyn muß, Bezug auf das Ganze haben, werden den meiſten zuſagen. Die Erzählung von der Fürſtin rechnen wir auch dazu; obgleich der Schluß durch ſie ſehr gut herbeygeführt wird, ſo nimmt ſie doch zu viel Platz ein, und ſchiebt ihn zu weit zurück. Sie hemmt den Strom der Dichtung, den ſie durch zu viele Inſeln in kleine Arme zertheilt; oder, um es anders auszudrücken, es ſind in dieſem Theil des Buchs zu viele einzelne Bilder zuſammengeſtellt, deren helle Farben uns vor den Augen flackern, und in der ruhigen Betrachtung des Ganzen ſtören. Die komiſchen Stücke ſind alle in ihrer verſchiedenen Manier ungemein ergötzlich, zumeiſt das Puppenſpiel: witzig iſt die Zeit in der Art copirt, womit der Meßias ſich einführt und verkündigt. Unter den ernſthaften geben wir der Päbſtin Johanna bey weitem den Vorzug. Dieſes Bruchſtück iſt wunderbar herrlich: wir wiſſen nicht, wo der Zuſammenklang des eben erwachten Blumenlebens der Kindheit mit der Natur zarter und rührender dargeſtellt wäre, und wir wünſchen gewiß mit allen Leſern deßen Vollendung. In den Liedern iſt eine tiefe Empfindung ausgedrückt. Nur wird die Freyheit, womit die Sprache darin behandelt wird, zumal für den

Digitized by Google

ungeübten, beym ersten Lesen öfters eine Dunkelheit verursachen, die besonders in einem Lied nachtheilig ist, das bey seinem freyen Schweben sehr klar seyn muß, um den Zusammenhang nicht vermissen zu lassen. Eigenthümlich ist in vielen die Gewalt, mit welcher einzelne Augenblicke, die wohl ein jeder erlebt hat, ohne sie festhalten zu können, ergriffen sind. Wer ist etwa nicht einmal in einem grünen Wald gegangen, wo plötzlich ein leiser Wind die Bäume bewegt, daß ein wunderbares Licht durch alle Blätter dringt, und die Regentropfen glänzend an allen Spitzen hängen; der alsbald wieder nachgelassen, die Blätter senkten sich wieder zu, und das Licht war verschwunden, und es war wie zuvor, die Erinnerung daran aber verschwand, wie ein Bild, das eben im Traum hell vor uns gestanden. Solche Momente werden uns in diesen Liedern zurückgerufen; wir wollen, was wir meinen, durch ein kurzes Beyspiel deutlich machen, da ein größeres der Raum nicht erlaubt. B. 2 S. 322.

Der Kirschbaum blüht, ich sitze da im Stillen,
Die Blühte sinkt, und mag die Lippen füllen:
Auch sinkt der Mond schon in der Erde Schoos,
Und schien so munter, schien so roth und groß;
Die Sterne blinken zweifelhaft im Blauen
Und leidens nicht, sie länger anzuschauen.

Wir meinen, daß jeder von diesen wenigen Worten muß berührt werden, noch mehr, wenn er sie mit der schönen Melodie hört. Die beyden Romanzen von Ost und West, und von des Bergmanns ewiger Jugend haben wir mit großem Vergnügen gelesen, die auch in der Sprache durchaus klar sind.

Von vielen andern trefflichen Einzelheiten wollen wir nicht reden, sie gehören in den Zusammenhang und sind zur Lust für die, welche empfänglich sind, das Ganze zu lieben mit allen Eigenthümlichkeiten; zum Aerger aber für die andern, weil sie sich doch wiederum nicht wegläugnen lassen. Es lebt in dem ganzen Buch ein reicher Geist, eine freye Ansicht des Lebens, und ein rechter Muth. Dafür daß hin und wieder Nachläßigkeit in der Zusammensetzung zu erkennen, ist auch

Digitized by Google

der Schimmer und frische Morgenthau einer freyen Dichtung über das Ganze ausgebreitet, welchen die Qual und Noth eines mühsamen Zusammenarbeitens abwischt, und den ein Spiegelglanz mit aller Politur doch nie erreicht. Wir gehören auch zu denen, welche die Poesie für eine freye Gabe des Himmels halten, die nicht kann erjagt werden, wie nach der alten Sage das Einhorn von keinem Jäger, welches aber freywillig zu einer reinen Jungfrau kommt, und sein Haupt auf ihren Schooß legt.

1) Fr. Jacobs Elementarbuch der griechischen Sprache. Für Anfänger und Geübtere. I. Theil oder I. II. Cursus. Erste Auflage 1805. Zweyte Auflage 1807. Dritte Auflage 1809. Jena bey Fridrich Frommann. 523 S. 8. (18 gr.) II. Theil oder III. Cursus. Erste Auflage 1806. (XXVI, 439 S.) Zweyte Auflage 1809. 413 S. (1 Rthlr.)

Mit dem besondern Titel:

Attica oder Auszüge aus den Geschichtschreibern und Rednern der Griechen in Beziehung auf die Geschichte Athens.

III. Theil oder IV. Cursus. Jena 1808. 429 S. 8. (1 Rthlr.)

Auch mit dem besondern Titel:

Socrates oder Auszüge aus den philosophischen Schriftstellern der Griechen, für die mittlern Classen gelehrter Schulen.

IV. Theil. Poetische Blumenlese. Jena 1810. 338 S. 8. (20 gr.)

Auch mit dem besondern Titel:

Digitized by Google

Poetische Blumenlese aus griechischen Dichtern verschiedener Gattungen zum Gebrauche für Schulen von Friedr. Jacobs. Nebst einem Anhang von Friedr. Thiersch.

2) Lateinisches Elementarbuch zum öffentlichen und Privat-Gebrauch von Fr. Jacobs und Fr. W. Döring. I. Bändchen. Vorbereitender Cursus. Jena bei Friedr. Frommann 1809. 116 S. 8. (6 gr.) Zweytes Bändchen. Erster Cursus. 224 S. 8. 1809. (8 gr.) Drittes Bändchen. Zweyter Cursus. 356 S. 8. 1810, (18 gr.)

Nachdem die neuere Zeit nicht unfruchtbar gewesen an Elementarbüchern, Lesebüchern, Chrestomathien sowohl für die griechische als für die lateinische Sprache, ist in vorliegendem Werke unter der Leitung mit Recht hochgeschätzter Männer für das Studium beyder Sprachen ein neues Hülfsbuch erschienen. Das Publicum hat bereits über einen Theil dieses Werks sehr vortheilhaft entschieden, indem von dem ersten Theil des griechischen Elementarbuchs in fünf Jahren drey, und von dem zweyten Theile desselben Buches in drey Jahren zwey Auflagen nöthig wurden. Es könnte daher überflüßig scheinen, von der Einrichtung dieses Buches nähere Nachricht zu geben, da sie als bekannt dürfte vorausgesetzt werden. Und wir würden uns auch dieses Geschäftes überheben, wenn wir es nicht dem Zweck unsers Instituts gemäß hielten, einen genauern Bericht von diesem für classische Literatur nicht unbedeutenden Werke auch in diesen Annalen niederzulegen. Es sey uns daher erlaubt, erst nur historische Nachricht von der Anordnung dieser Elementarbücher zu geben, wobey wir bemerken, daß bey dem ersten Theil des griechischen Elementarbuches die zweyte, und bey dem zweyten Theile die erste Ausgabe zu Grunde gelegt ist, indem wir uns vorbehalten, von den, in den verschiedenen Auflagen vorgenommenen Veränderungen besonders

Digitized by Google

zu reden. Der erste Theil begreift zwey Cursus. Für den ersten, der die grammatischen Elementarübungen umfaßt, sind 58 Seiten bestimmt. Es enthält Uebungen über die Declinationen, Adjective, Zahlwörter, Pronomina, Verba nach ihren verschiedenen Arten und Unterarten geordnet. Der zweyte Cursus von S. 61 — 214 beginnt mit einigen äsopischen Fabeln, welchen Anecdoten von Philosophen, Dichtern, Rednern, Staatsmännern und Königen, von den Lacedämoniern, und andern folgen. Der zweyte Abschnitt von S. 90 — 103 gibt Notizen aus der Naturgeschichte, der dritte S. 104 — 156 mythologische Notizen, Erzählungen und Gespräche. Der vierte S. 157 — 205 Länder und Völkerkunde meist aus Strabo, einiges aus Diodor von Sicilien und andern, geordnet nach den verschiedenen, den Alten bekannten Erdtheilen. Den Schluß machen einige Briefe von denen, welcher dem Diogenes und Crates zugeschrieben werden — nebst einigen Briefen Alciphrons. Unter dem ziemlich sorgfältig abgedruckten Text, ein Verzeichniß von Druckfehlern ist vorgesetzt, stehen Anmerkungen, welche die nöthigen Erläuterungen über grammatische Schwierigkeiten und Sachen und besonders sehr fleißige und sorgfältige Verweisungen auf die buttmannische Grammatik enthalten. S. 215 — 323 ist ein erklärendes Verzeichniß, der im ersten und zweyten Cursus vorkommenden Wörter.

Mit dem zweyten Bande beginnt der dritte Cursus, der in zwey Abtheilungen zerfällt. Die erste enthält Materialien zur Geschichte von Athen, von Athen allein, weil sie der Mittelpunct ist der griechischen Geschichte, und weil so unter dem Mannigfaltigen, das gegeben wird, doch Einheit sich erhält, und der Schüler verwahrt wird vor Zerstreuung. Die Materialien nicht in chronologische Ordnung zu stellen, bestimmte theils die Schwierigkeit, man möchte sagen Unmöglichkeit der Sache, theils der, für die Schüler aus dem Hin- und Herflattern von einem Schriftsteller zum andern erwachsende Nachtheil. Eine chronologische Uebersicht der Begebenheiten, welche auf die, im Buche vorkommenden Abschnitte verweißt, lehrt den

Digitized by Google

Schüler den Zusammenhang des Ganzen finden, so wie die Stelle, welche er jeder einzelnen Erzählung anzuweisen hat. Die Ordnung, in der diese Materialien aufeinander folgen, ist diese: Züge aus dem Leben der wichtigsten Männer von Solon bis Demosthenes, nach Plutarch, machen den Anfang. Ihnen folgen S. 81 — 122 Stellen aus Xenophon; S. 123 — 226 aus Thucydides; S. 227 — 269 Stellen aus Lysias; S. 270 — 310 Stellen aus Isokrates; S. 310 — 339 aus Demosthenes; den Schluß machen S. 339 — 438 Stellen aus Herodot. Er steht am Ende als Repräsentant einer eigenen Gattung auch in Rücksicht auf den Dialect, weil im Vorhergehenden nur auf attischen Dialect war Rücksicht genommen worden. Der Text ist nach den bewährtesten Ausgaben abgedruckt, nur hin und wieder ist entweder nach Lesarten der Handschriften, oder auch nach Conjectur von dem dort recipirten Texte abgewichen. Die Anmerkungen sind sparsamer, und erläutern nicht nur Sachen und Constructionsschwierigkeiten, sondern auch da diesem Theil kein Wörterbuch angehängt ist, die Bedeutung einzelner Wörter in Phrasen an einzelnen Stellen. Sehr häufig sind zugleich die Verweisungen nicht nur auf Buttmanns Grammatik, sondern auch auf Viger nach Hermanns Ausgabe.

In dem dritten Theil, welcher den vierten Cursus, oder des dritten Cursus zweyte Abtheilung ausmacht, folgen auf Abschnitte aus Xenophons Memorabilien S. 88 — 241 die platonischen Dialogen: Laches, Kriton, die Apologie und Stücke aus dem Phädon; S. 242 — 311 einige Abschnitte aus Stobäus, nämlich ex Teletis libro de comparatione divitiarum et virtutis und aus Juncus über das Alter. Den Schluß machen S. 311 — 429 Abhandlungen von Plutarch über die Menge der Freunde, über die Furcht vor dem Tode, über die Geschwätzigkeit. In Beziehung auf Text und Anmerkungen gilt dasselbe, was oben bey dem zweyten Theile ist gesagt worden. Der vierte Theil, oder die poetische Blumenlese macht keinen besondern Cursus aus, sondern ist bestimmt in Verbindung

Digitized by Google

mit den andern Theilen nach Verhältniß der Fortschritte der Schüler gebraucht zu werden, so daß einiges schon während des ersten Cursus anzuwenden wäre. Er beginnt S. 1 — 39 mit elegischen Denksprüchen und Epigrammen, gibt sodann S. 40 — 96 homerische Gesänge, erst Hymnen und dann interessantere Abschnitte aus der Iliade; S. 97 — 124 Idyllien von Theokrit, Moschus, Bion, Meleager; S. 125 — 138 Lyrische Gedichte von Anacreon, Sappho, Erinna, Skolien; S. 139 — 160 dramatische Bruchstücke aus Euripides, Sophokles, Aristophanes, S. 161 — 239 schließt eine lyrische Beylage von Friedrich Thiersch, enthaltend einige Chöre aus Aeschylus, Sophokles, Euripides, Aristophanes, und Oden von Pindar. Ein Anhang von S. 239 — 244 gibt Nachricht von der in dem Texte der lyrischen Beylage vorgenommenen Veränderungen, und ein Register von S. 245 — 338 erläutert die in dem poetischen Theile vorgekommenen Wörter. Die Anmerkungen in dem von H. Jacobs bearbeiteten Theile sind äußerst sparsam, weil die oben angegebene Bestimmung dieses Theils vorausgesetzt, das Leichte mit dem Schweren zu sehr hätte gemischt werden müssen. Einige Stellen sind glücklich verbessert. Reicher ausgestellt ist die lyrische Beylage von Hrn. Thiersch, wie es denn die Sache auch gebot. Das Wort-Register enthält, weil das Buch auch unabhängig von den andern Theilen soll gebraucht werden können, viele der bekanntesten Wörter, die auch schon im Wortregister zum ersten Theil sind erklärt worden.

Dieß die Einrichtung des griechischen Elementarbuches. Wir verbinden damit die Anzeige von der Einrichtung des lateinischen. Es zerfällt in einen vorbereitenden Cursus und zwey andere Cursus. Jedem ist ein eigenes Bändchen gewidmet. Das erste, welches auch den besondern Titel hat: lateinisches Lesebuch für die ersten Anfänger, verfolgt nicht den im griechischen Elementarbuch befolgten Plan, erst Beyspiele über die einzelnen Redetheile zu geben, sondern beginnt sogleich mit ganz kurzen Erzählungen, welchen Fabeln sowohl in Prosa

Digitized by Google

als in gebundener Rede folgen, die zweyte Abtheilung von S. 39 — 80 enthält historiae romanae capita praecipua aus Eutrop in sechs Büchern, deren jedes eine bestimmte Periode umfaßt. Den Schluß macht ein Wortregister. Die Anmerkungen erläutern gehörig die grammatischen Schwierigkeiten, und geben Sachnotizen, die zu weiterem Unterricht genugsame Veranlassung geben. Das zweyte Bändchen, oder der erste Cursus läßt auf eine in neuerem Latein geschriebene Nachricht von Cicero's Leben nach Rubriken z. B. Deus est, de homine, de immortalitate, geordnete ganz kurze Sätze aus den ciceronischen Schriften, so wie kurze Geschichtn von eben demselben Verfasser folgen. Die zweyte Abtheilung dieses Bändchens enthält von S. 93 an Grundstriche der alten Weltgeschichte mit besondern Aufschriften z. B. res Assyriorum, res Persarum u. s. f. Das meiste ist aus Justin genommen, zuweilen sind Stellen aus Cornelius Nepos hineingeschoben. Der Text beyder Schriftsteller ist nicht immer gewissenhaft beybehalten, sondern zuweilen mit eigener Darstellung vertauscht. Die Anmerkungen enthalten mehr Sach- als Spracherläuterungen, Verweisung auf irgend eine Grammatik findet sich nicht. Das dritte Bändchen zerfällt wieder in zwey Abtheilungen, eine philosophischen und eine historischen Inhalts. Die erste enthält S. 1 — 27 Stellen aus Cicero de amicitia. S. 28 — 81 aus dem Buche de senectute, S. 81 — 126 Stellen aus den Büchern de officiis und aus einigen Reden; die zweyte historische Abtheilung beschäftigt sich mit Cäsar S. 129 — 182, mit Curtius S. 182 — 232, mit Livius 232 — 280, mit Sallust 281 — 333 und endlich mit Tacitus S. 333 — 356. Die Anmerkungen bey diesem Theil sind lateinisch geschrieben, in der ersten Abtheilung einem sehr großen Theil nach nur den Sinn umschreibend, in der zweyten Abtheilung sehr reichlich den Sprachgebrauch mit gutgewählten Beyspielen erläuternd. Mit diesem dritten Bändchen ist das lateinische Elementarbuch geschlossen.

Digitized by Google

Wir haben bisher uns begnügt, den Plan dieser Elementarbücher genau darzustellen, ohne ein Urtheil einzumischen. Es sey uns erlaubt, nunmehr einige Bemerkungen sowohl über die Anlage des Ganzen, als über einzelne Theile zu machen. Zuerst vom griechischen Elementarbuche. Hier fällt zunächst in die Augen, daß die einzelnen Theile so angelegt sind, daß jeder sowohl als integrirender Theil des Ganzen, als auch als ein für sich bestehendes Ganzes kann betrachtet, und gebraucht werden. Beydes muß der Beurtheiler berücksichtigen, und er wird wohl am sichersten gehen, wenn er erst die einzelnen Theile als für sich bestehende Ganze betrachtet; wenigstens glauben wir diesen Weg einschlagen zu müssen. Der erste Theil also, Elementarbuch im strengsten Sinn, wird gewiß von jedem gerechten Beurtheiler den verdienten Preiß erhalten. Wir haben zwar gute Lesebücher bisher gehabt, aber so planmäßig angelegt noch keines; selbst das vortreffliche krebsische Lesebuch, das in Rücksicht auf die Beyspielsammlung für die einzelnen Redetheile vollständiger ist, als das jacobs'sche, hat in Vergleichung mit diesem den Nachtheil, daß es zu schnell vom Leichtern zum Schwerern, von den Elementen zu größeren Abschnitten führt; da hingegen das jacobs'sche, ehe der Schüler zum Schwerern geführt wird, in Rücksicht auf Stoff und Form trefflich gewählte Abschnitte vorausschickt. Das wird niemand Hrn. Jacobs verargen, daß er nicht nach größerer Vollständigkeit in Beyspielen über einzelne Redeformen gestrebt hat, da es doch unmöglich ist, alles, was in dieser Hinsicht zu bemerken ist, gleich vom Anfang dem Schüler so geläufig zu machen, daß späterhin niemals mehr auf diesen Theil der Grammatik zurückgewiesen werden muß. In Rücksicht auf das Einzelne erlauben wir uns gelegenheitlich ein paar Bemerkungen einzuschalten. Die eine ist, daß mehrere Anekdoten doppelt vorkommen z. B. p. 30 und 73 ist dieselbe Erzählung von Zeno, der seinen Sklaven wegen Diebstahl schlug.

Eben so kommt wenigstens theilweise schon früher vor, was S. 68 von Antisthenes; S. 71 von Xenophon; S. 90

von der Frau Phocions; S. 91 vom Krokodil; S. 175 von Demeter erzählt wird; Wiederholungen, die wenn sie gleich nicht schaden, doch besser wären vermieden worden. S. 83 hätte die Anomalie τοῖς στρατιώταις παρήγγειλεν ἀριστοποιεῖσθαι ὡς ἐν ἅδου δειπνοποιησομένους wohl eine erläuternde Anmerkung verdient. S. 199 steht zu den Worten: τὸν δὲ τύπον τῆς πόλεως (Ἀλεξανδρείας) ἀποτελῶν χλαμύδι παραπλησίον die Note: ὁ περίβολος sc. was Ἀλέξανδρος heißen sollte, wie aus dem Zusammenhang und der Beziehung auf das vorhergehende τὸν μέν erhellt.

Was die Veränderungen betrifft, die mit diesem ersten Theil in den verschiedenen Ausgaben vorgenommen worden, so ergibt sich aus der Vorrede zur zweyten Auflage, daß diese von der ersten sehr wesentlich abweicht, nicht bloß, was sich von selbst erwarten ließ, durch größere Correctheit, sondern auch durch Weglassung einzelner Abschnitte, und Einschaltung anderer an der Stelle der Weggelassenen, so wie auch durch eine genauere Anordnung der Materialien und häufigere Verweisungen auf die buttmannische Grammatik, daß so durchgreifende Veränderungen für ein Schulbuch, von welchem verschiedene Auflagen neben einander in derselben Schule gewöhnlich existiren, sehr viel Unbequemlichkeit haben, hat H. Jacobs selbst gefühlt, und deswegen am Ende der Vorrede zur zweyten Auflage die Versicherung gegeben, daß, wenn fernere Auflagen nöthig werden sollten, es bey diesen Einrichtungen sein Bewenden haben solle. Eine Zusage, welche bey der bald erfolgten dritten Auflage ist gehalten worden. Diese hat, so viel wir bemerken konnten, außer einigen Verbesserungen keine Veränderung erlitten, als daß neben der Seitenzahl der buttmannischen Grammatik von 1805 auch die der vierten Auflage von 1808 in Klammern ist beygefügt worden. Im übrigen stimmt die dritte Auflage mit der zweyten Seite für Seite überein.

Wir gehen nach diesen wenigen Bemerkungen zum zweyten Theil über. In Rücksicht auf die Wahl der Abschnitte läßt

ſich zum voraus nichts anderes, als Treffliches erwarten; in Rückſicht auf das mehr oder weniger von jedem Schriftſteller iſt ſchwer zu entſcheiden. Der Hr. Verf. hat es ſelbſt gefühlt, daß das Verhältniß, in welchem aus Xenophon und Thucydides Abſchnitte ausgehoben ſind, könnte angefochten werden; er hat ſich verwahrt, indem er ſagt (Vorrede S. VIII.), die einfache Anmuth Xenophons leuchte auch bey kürzerer Bekanntſchaft ein, aber um den Ernſt und die Würde des Thucydides recht zu verſtehen, müſſe längerer Umgang mit ihm gepflogen werden. Das muß zugeſtanden werden, aber von der andern Seite kann auch geſagt werden, es wäre räthlicher geweſen, den Schüler noch etwas länger bey dem leichteren Xenophon verweilen zu laſſen, ehe zu dem ſchwerern Thucydides der Uebergang gemacht würde. Auch in Beziehung auf die Stellung ließe ſich gegen die Gründe, aus welchen Herodot am Ende ſteht, ſagen, es wäre der Natur der Sache angemeſſener geweſen, den Vater der Geſchichte an die Spitze zu ſtellen, als ans Ende, ſo wie in einer poetiſchen Blumenleſe Homer vor den Tragikern ſteht. Indeß iſt unnöthig darüber zu ſtreiten, da ja jedem Lehrer frey ſteht, hinten oder vornen anzufangen. Bevor wir von den Anmerkungen reden, müſſen wir von den, in der zweyten Auflage vorgenommenen Veränderungen kurze Rechenſchaft geben. Dieſe beziehen ſich beynahe ausſchließend auf die Anmerkungen, denn im Text ſelbſt iſt außer ein paar Aenderungen in der Lesart alles geblieben, und in der äußern Einrichtung iſt ſehr zum Gewinn über jeder Seite Nummer und Inhalt des Abſchnitts angezeigt worden, was bey den häufigen Verweiſungen auf das Vorhergehende und Nachfolgende ſehr erleichternd iſt. Dagegen ſind die Anmerkungen faſt durchgängig geändert worden. Vieles iſt weggelaſſen, was entweder bloß umſchreibende Erklärung des Textes, oder Erläuterung von Spracheigenheiten war, die auch in der Grammatik ſich findet, und dafür entweder, wo es ſeyn konnte, gar nicht, oder mit griechiſcher Umſchreibung der Sinn erläutert, und bloß auf die Grammatik verwieſen, was in dieſer Ausgabe

Digitized by Google

nach Paragraphen geschah, damit die beyden neueren Auflagen der buttmannischen Grammatik können gebraucht werden. Vieles ist ins kürzere gezogen; und statt dessen sind häufigere Verweisungen auf vorhergehende und nachfolgende Abschnitte, auch ein größerer Vorrath anderer den Sprachgebrauch erläuternder Parallelstellen gegeben worden. Die Abweichungen der Lesart, welche in der ersten Ausgabe immer zwischen dem Text und den Anmerkungen angezeigt waren, sind meistens gar nicht bemerkt, und, wenn sie bemerkt sind, nicht besonders, sondern nur in den Anmerkungen erwähnt. Doch ist bey weitem am meisten geschehen, daß Veränderungen in den Text aufgenommen sind ohne alle Anzeige. Durch diese vielen Weglassungen und Zusammenziehungen ist bedeutend Raum gewonnen worden, was nicht nur aus der Seitenzahl überhaupt erhellt, sondern besonders auch aus der Vergleichung des Raumes, den einzelne Schriftsteller einnehmen. Wir setzen zur Vergleichung mit dem Obigen die Uebersicht davon her. Plutarch S. 1—79, Xenophon S. 80—118, Thucydides S. 119—209, Die Redner S. 210—310, Herodot S. 313—413. Es ergibt sich aus der Vergleichung mit dem Obigen, was auch die Durchsicht bewährt, daß bey Herodot am wenigsten geändert worden ist. Unter den Berichtigungen fällt gleich S. 8 die geänderte Erklärung einer Stelle des Aeschylus auf. In der älteren Ausgabe waren die Worte: βαθεῖαν ἄλοκα διὰ φρενὸς καρπούμενος übersetzt: aus seinem tiefen Gemüth sprießen weise Gedanken auf; dafür steht richtiger in der neueren Auflage: Des Amphiaraos Gemüth wird einem tiefgepflügten und darum ergiebigen Acker verglichen. Ferner hieß es in der älteren Ausgabe S. 155 in der Anmerkung zu ἐναυμάχησαν: nach der verlornen Seeschlacht floh der Rest der persischen Armee nach den Küsten von Cilicien, um bey der Armee des Megabazos Schutz zu suchen, aber vergeblich, Cimon schlug sie auch hier, und doch hieß es unmittelbar vorher: Κίμωνος ἀποδαντος; in der neuern Auflage ist nun zwar die erläuternde Anmerkung weggelassen,

Digitized by Google

aber doch ist auch die historische Schwierigkeit, die in der Stelle liegt, gar nicht berührt. Man vergleiche darüber Plutarch im Cimon, und Diodor L. XII.

Man könnte, da der Hr. Verf. selbst so vieles zu verändern für gut gefunden hat, leicht veranlaßt werden, die erste Auflage für minder lobenswerth zu achten, als sie es wirklich ist. Man würde ihr aber in der That Unrecht thun, wenn man sie für minder brauchbar halten wollte, sie scheint uns vielmehr für den Theil der Schüler, der noch mehr Nachhülfe bedarf, zweckmäßiger als die zweyte, während diese für diejenigen, die schneller vorrücken, und leichter fassen, vorzuziehen ist. Wir fügen dem bisher Gesagten noch Bemerkungen bey über einige Stellen, in welchen wir von der Ansicht des Hrn. Verf. abweichen. S. 88 (der neuern Auflage,) hält der Hr. Verf. in der Stelle Xenophons (Hellen. L. II.) εἰ δέ, ὅτι τριάκοντι ἐσμέν καὶ οὐχ εἷς ἧττον οἴει ὥςπερ τυραννίδος ταύτης τῆς ἀρχῆς χρῆναι ἐπιμελεῖσθαι die Worte ὥςπερ τυραννίδος für Glosseme der nachfolgenden Worte τῆς ἀρχῆς, wogegen uns doch natürlicher scheint, anzunehmen, ἤ sey wegen des ähnlichklingenden vorhergehenden οἴει ausgefallen. So wie der Hr. Verf. hier ein paar Worte getilgt wissen wollte, ohne daß es dringend geboten zu seyn scheint, setzt er an einer andern Stelle S. 117 der zweyten Auflage ein paar Worte ein, die zwar treffend in den Zusammenhang passen, aber auch nicht nothwendig durch denselben geboten werden. Die gewöhnliche Lesart ist: οἵ γε τοὺς δάκνοντας ὥςπερ κλοιῷ δήσαντες παραδιδόασιν, Hr. Jacobs nimmt in den Text auf: οἵ γε ὥςπερ οἱ τοὺς δάκνοντας κύνας κλοιῷ δήσαντες παραδιδόασιν. — 196 der zweyten und 212 der ersten Auflage und Vorrede S. XIV. sind zwey Erklärungen von der schwierigen Stelle des Thucydides L. VII. C. 71 gegeben. Die Stelle ist: πάντων γὰρ δὴ ἀνακειμένων τοῖς Ἀθηναίοις ἐς τὰς ναῦς, ὅτε φόβος ἦν ὑπὲρ τοῦ μέλλοντος οὐδενὶ εἰκώς, καὶ διὰ τὸ ἀνώμαλον καὶ τὴν ἔποψιν τῆς ναυμαχίας ἐκ τῆς γῆς ἠναγκάζοντο ἔχειν. Die ältern

Digitized by Google

Erklärer, ſo wie auch der Scholiaſt nehmen διὰ τὸ für διὰ τοῦτο, und ſetzen nach διὰ τὸ ein Comma, und beziehen alſo ἀνώμαλον auf ἔποψιν, allein Hr. Jacobs zieht διὰ τὸ zu ἀνώμαλον und erklärt: τῆς ναυμαχίας ἐν διαφόροις τόποις ἀνωμάλου οὔσης καὶ τὴν ἔποψιν το αὐτην e. i. ἀνώμαλον γενέσθαι ἀνάγκη; Herr Kaltwaſſer, deſſen Erklärung in der Vorrede gegeben iſt, erklärt: καὶ διὰ τὸ ἀνώμ. und bey der ſo ungleichen und ſchwankenden Lage, ἠναγκάζοντο ἔχειν καὶ τὴν ἔποψιν mußten ſie auch noch das Seegefecht vom Lande her mit anſehen. Wir möchten entweder der älteren Erklärungsart beytreten, oder vor ἠναγκάζοντο ἦν hineinſetzen, was bey der Gleichheit der nächſtfolgenden Sylbe leicht ausfallen konnte, ſo daß der Sinn wäre, ſie hatten die höchſte Furcht ſowohl der ſchwankenden Lage wegen überhaupt, als auch beſonders wegen dem Anblick von der Schlacht, den ſie haben mußten. Gegen die von Hrn. Kaltwaſſer vorgeſchlagene und S. 360 (erſte Auflage.) in den Text aufgenommene Aenderung, nach der in der Stelle: εἴτε ἰδίῳ στόλῳ εἴτε δημοσίῳ χρησόμενοι ſtatt des hergebrachten χρησόμενοι geleſen wird χρησάμενοι, ließe ſich die Vulgata wohl mit der Bemerkung vertheidigen, daß es nicht auf στόλῳ zu beziehen iſt, ſondern für ſich allein ſteht, wie ſo oft in der Bedeutung, das Orakel um Rath fragen. S. 405 (erſte Auflage) ſieht zu der Stelle, καὶ τῇ μαλιστα ἔσκε ἑκάστο τε ἐπίμαχον τοῦ τείχεος, τοῦτο die Bemerkung: man muß entweder ἧ τοῦ τείχεος, oder mit Valkenaer τὸ τοῦ τείχεος leſen. Es iſt noch ein dritter Ausweg übrig, den Valkenaer ſelbſt angibt, das Diſtinctionszeichen vor ἐπίμαχον zu ſetzen, und τοῦ τείχεος mit τοῦτο zu verbinden.

Was von dem zweyten Theil in Rückſicht auf Inhalt und Anmerkungen gilt, gilt auch von dem dritten. Nur die eine Frage erlauben wir uns in Beziehung auf den Inhalt, ob es nicht wäre thunlich geweſen, ſtatt einiger der hier aufgenommenen Stücke einige Abſchnitte aus Ariſtoteles zu geben, damit ſeine Weiſe doch nicht ſo ganz unbekannt bleiben möchte,

Digitized by Google

wie sehr häufig geschieht. Der Textveränderungen sind in diesem Theil wohl mehrere, als in dem vorhergehenden, und unter ihnen manche, die auf bloßer Conjectur beruhen. Wir erlauben uns auch hier ein paar Stellen zu bezeichnen, in denen wir mit H. Jacobs nicht ganz derselben Meynung sind. S. 60 billigt Hr. Jacob die Conjectur Ernesti's in der Stelle Xenophons ἥπερ οἱ θεοὶ διέθεσαν τὰ ὄντα διηγήσομαι μετ' ἀληθ. statt τὰ ὄντα zu lesen πάντα. Noch mehr scheint eine andere Conjectur Ernestis zulässig, τὰ ὄντα als Einschiebsel zu betrachten. S. 71. λέγεις-ἔφη-πόῤῥω που. Hr. Jacobs sagt in der Note zu diesen Worten; man möchte den Zusatz einer verbindenden Partikel, etwa οὖν wünschen; diesem Urtheile nach sind also die Athenäer noch weit von der καλοκαγαθία entfernt. Dieß scheint uns ganz überflüssig, da es schon in dem λέγεις liegt; gerade so lassen wir noch jezt öfters im Gespräche Verbindungspartikeln weg, die sich durch den Lauf des Gesprächs von selbst ergeben. Die nämliche Bemerkung gilt in Beziehung auf S. 107. S. 204 ist eine ziemlich kühne und wohl falsche, aber sehr scharfsinnige Versetzung vorgeschlagen: sie betrifft die Stelle im Laches des Plato: οὔ μοι δοκεῖς εἰδέναι ὁτι ὃς ἂν ἐγγυτάτω Σοκράτους ᾖ λόγῳ ὥςπερ γένει, καί πλησιάζῃ διαλεγόμενος. Hr. Schleiermacher will die Worte ὥςπερ γένει getilgt wissen; Hr. Jacobs versetzt sie zu dem bald nachfolgenden λόγῳ, und verwandelt sie in ὥςπερ ἐγγύς oder ὡςπερεὶ δίκῃ. Wir wagen eine dritte Vermuthung, und schlagen vor, die Worte an der Stelle zu lassen, wo sie stehen, und statt ὥςπερ γένει zu lesen ὥςπερ νῦν εἶ. S. 291 heißt es zu der Stelle: φωνῇ ἡδείᾳ καὶ τῇ τῶν τεττίγων λειριοέσσῃ χρωμένους, die Worte καὶ τῇ τῶν scheinen fehlerhaft. Vielleicht muß man lesen: καὶ κατὰ τὴν τῶν τεττ. λειρ. Es ist kein Zweifel, daß die vorgeschlagene Lesart der Sprache sehr angemessen ist, und in den Zusammenhang paßt, aber auch die andere Lesart läßt sich vertheidigen, entweder so, daß man das τῇ τ. τεττ. erklärt: sie haben eine zarte der Cicadenstimme ähnliche Stim-

Digitized by Google

me, eine Conſtructionsweiſe, die öfter vorkommt, oder, daß man καὶ als erklärend nimmt, ſie haben eine angenehme Stimme, nämlich die zarte der Cicaden.

Von dem vierten Theil iſt wenig zu ſagen. Die Auswahl der gegebenen Abſchnitte iſt gut. Aber man mag ihn als für ſich beſtehend, oder als zuſammenhängend mit dem Elementarbuch betrachten, ſo meinen wir, es wäre beſſer geweſen, ſtatt des weitläufigen Wortregiſters Sach- und Sprach-Erläuterungen als Anmerkungen unter dem Text zu geben. Trefflich ausgeſtattet mit kritiſchen und exegetiſchen Bemerkungen iſt die lyriſche Beylage von Hrn. Thierſch. Weiter von ihr zu reden verbietet der Raum.

Bey dieſer Vortrefflichkeit des Einzelnen kann das Urtheil über das Ganze nicht anders als vortheilhaft ſeyn. Nur möchten wir das Eine noch zu bedenken geben, ob bey der Zeit, welche auf Schulen und Gymnaſien dem Griechiſchen gewöhnlich gewidmet wird, wenn dieſes Elementarbuch im Ganzen ſoll durchgeführt werden, auch noch Zeit übrig bleiben möchte, um ganze Bücher einzelner Schriftſteller zu leſen; und das achten wir doch für weſentlich nothwendig, wenn der Geiſt des Alterthums ſoll aufgefaßt werden. Denn langer und vertrauter Umgang mit einem einzigen Schriftſteller gibt mehr Aufſchluß über denſelben, als flüchtige fragmentariſche Bekanntſchaft mit vielen.

Noch haben wir einige Bemerkungen über das lateiniſche Elementarbuch mitzutheilen. Wir wünſchen von dieſem eben ſo viel Vortheilhaftes ſagen zu können, als von dem griechiſchen. Aber wir müſſen aufrichtig geſtehen, daß es weder in Rückſicht auf den Plan, noch in Rückſicht auf die Ausführung ſich durchgängig vortheilhaft auszeichnet. Das erſte und zweyte Bändchen hätte füglich mögen in Eins verſchmolzen werden. Die kurzen abgeriſſenen Sätze aus Ciceros Schriften könnten ihrer Leichtigkeit wegen vor der fortlaufenden Geſchichte aus Eutrop ſtehen. Die eben nicht in claſſiſchem Latein geſchriebene Nachricht von dem Leben Ciceros hätte mögen wegbleiben.

Digitized by Google

Man kann ja einen solchen Gegenstand zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Lateinische benutzen. Ohnehin finden die Schüler, welche Hrn. Dörings Anleitung zum Uebersetzen in das Lateinische benutzen, dort schon das Meiste über diesen Gegenstand. Wäre nun noch da und dort etwas weggelassen, und abgekürzt worden, so hätte es ein ordentliches Bändchen gegeben, das hauptsächlich in Rücksicht auf die ausgewählten Materialien sehr empfehlungswürdig gewesen wäre. Nur hätte auch die Ausführung noch etwas sorgfältiger seyn müssen, als sie es wirklich ist. Nachlässigkeiten, wie z. B. S. 69 ex familiis locupletum aus begüterten Sclaven, statt aus den Sclaven der Begüterten, dürften nicht vorkommen. Cornelius Nepos und Justin dürften nicht, wie es im zweyten Bändchen mehreremal vorkommt, etwas ungeschickt verschmolzen seyn; auch Justin selbst müßte mehr verschont werden mit eigenen eben nicht immer glücklichen Veränderungen des Hrn. Herausgebers. Die Anmerkungen müßten neben den nöthigsten Sacherläuterungen auch über den Sprachgebrauch mehr Aufschluß geben, und, was dem griechischen Elementarbuch so vielen Werth gibt, fleißig auf eine Grammatik verweisen.

Zweckmäßiger, und auch in der Ausführung besser, ist das dritte Bändchen, oder der zweyte Cursus. Der Stoff ist zweckmäßig gewählt, besonders in der historischen Abtheilung. Die Anmerkungen sind sich zwar nicht gleich an Werth, in der ersten Abtheilung sind sie zu häufig nur Umschreibung der Stelle, aber einem großen Theil nach besonders in der zweyten historischen Abtheilung sehr unterrichtend und gut gewählt. Theils um eine Probe zu geben von den Anmerkungen, theils um einige Stellen anzudeuten, die bey einer zweyten Auflage eine genauere Prüfung erfordern, wollen wir aus der ersten Abtheilung des dritten Bändchens einiges mittheilen. S. 34. steht zu der Stelle Ciceros de senectute: annon in omnibus iis studiorum agitatio vitae aequalis fuit? folgende lange Anmerkung! annon omnes illi viri etiam tum, cum

Digitized by Google

grandaevi facti essent, eodem modo, quo per totam vitam in litterarum studiis sese exercuerunt? Studiorum agitatio, studiorum exercitatio sive alacritas, qua litterarum studia tractantur; vitae aequalis, quae est per totam vitam aequalis, quae per totam vitam sibi constat; an vox toti, post agitatio, quam praecedentes literae absorpsisse videri possunt, fortasse excidit. Das hätte alles können viel kürzer gesagt werden mit der einzigen Bemerkung, daß vitae aequalis heiße gleichdaurend mit dem Leben; p. 45. ita enim senectus honesta est, si — die Note sagt: ita hactenus — si quatenus. Warum nicht lieber die bekannte Bemerkung, ita stehe hier wie oft in der Bedeutung: unter der Bedingung, daß? p. 46. cujus voluptatis avidae libidines — not. 4. repetita vox voluptatis ex meo sensu friget. Statt dessen dürfte gesagt werden, daß die Römer um des Nachdrucks willen öfters das Substantiv, auf welches das relativum sich bezieht, nach demselben wiederholen. p. 68. pauci veniunt ad senectutem, quod ni ita accideret, melius et prudentius viveretur — not. 5. plures essent, qui melius et prudentius viverent. Aus dem Nachfolgenden erhellt, daß die Meinung gar nicht diese ist, sondern durch den größeren Einfluß, welche das hohe Alter haben würde, wenn mehrere es erreichten, würde besser alles in Ordnung erhalten werden. p. 76. quod jam pueri, cum artes difficiles discunt, so statt der recipirten Lesart discant, mit der Note: nam τὸ cum de tempore, quo aliquid fit, nunc ponitur ne de conditione vel causa aliqua ubi conjunctivus requiritur — aber der Conjunctivus hängt hier nicht von der Bedeutung der Conjunction cum, sondern von der ganzen Stellung der Periode ab, die im stilo relativo steht. p. 80. cujus una corpus crematum est, quod contra decuit ab illo meum. Diese schöne Stelle, in welcher das tiefe Gefühl so treffend dadurch ausgedrückt ist, daß der Gedanke mehr angedeutet, als ausgesprochen ist, hält der Hr. Herausgeber für verdorben, indem er sie mit der Bemerkung begleitet; sensum nemo non videt — sed ut nihil de dura ellipsi cremari dicam, τὸ quod vix commodam explicationem admittit. Ne multa, hic locus mihi corruptus videtur. An scripsit Cicero? a quo cremari decuit meum. Es ist oft eine fatale Sache um die Breite, Deutlichkeit und Verständlichkeit. Auch die Alten haben wohl verstanden, was Schiller so trefflich sagt:

Spricht die Seele, so spricht, ach! schon die Seele nicht mehr.

Digitized by Google

Digitized by Google

CONSERVED
n/2006 An'0
'ARVARD COLLEGE

Digitized by Google

CONSERVED
n/2006 An'0
ARVARD COLLEGE

Digitized by Google